Die Rothenburger.

Adolf Wilbrandt.

Die Rothenburger.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Božena. Erzählung. 2. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Fulda, L., Die Sklavin. Schauspiel. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Das verlorene Paradies. Schauspiel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Der Talisman. Dramat. Märchen. 12. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Lebensfragmente. Zwei Novellen.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Die Kameraden. Lustspiel. 2. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Gött, Emil, Verbotene Früchte. Lustspiel.	Geh. M. 1.50.	Geb. M. 2.50.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 2. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Madách, E., Die Tragödie des Menschen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Pohl, Emil, Vasantasena. Drama. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Rostand, E., Die Romantischen. Deutsch v. L. Fulda.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 30. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 14. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 23. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 17. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 17. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Es war. Roman. 18. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
—„— Sodoms Ende. Drama. 16. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Die Ehre. Schauspiel. 15. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Heimat. Schauspiel. 17. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Schmetterlingsschlacht. Komödie. 5. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Jünger. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Der Meister von Palmyra. 4. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 9. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

LG
V665r

Die Rothenburger.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

385-5-7
2/1/97

Stuttgart 1896.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1894, by N. Y. Staats-Zeitung.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ein kurzes Vorwort.

Die hier folgende Geschichte zu erzählen wäre zweck- und sinnlos, wenn nicht alles, was darin von technischen Thatsachen handelt, auf voller **Wahrheit** beruhte.

Ebenso ist aber alles **Dichtung**, was die Erlebnisse der dargestellten Menschen betrifft.

Erstes Buch.

I.

Der regendrohend graue Himmel hatte sich wieder aufgeheitert, die Sonne schien ins Zimmer; Richard Tauber ward ungeduldig. „Sind Sie noch nicht fertig?“ fragte er, mit seinem langen Bleistift auf den Schreibtisch trommelnd.

Saalmüller, der junge Sekretär, zuckte mit den Achseln und lächelte ein wenig; er kannte ja seinen Herrn. Wann hatte der je so viel Geduld, als er, der Sekretär, Bedürfnis zu reden hatte! — „Gleich werden wir fertig sein,“ sagte er bescheiden. „Jetzt würd's aber erst recht interessant, Herr Tauber. Ich komme nun zu der Zusammenstellung: wie die Einnahmen in diesen zehn Jahren unaufhaltsam gewachsen sind —“

„Die hab' ich ja schon gesehn,“ warf Tauber hin; „da liegt sie ja auf dem Tisch.“

„Ja, da liegt sie freilich; aber ich — ich komme nun erst zu ihr —“

„Ich war aber schon bei ihr,“ unterbrach ihn Tauber lächelnd. „Während Sie Ihren Vortrag über den Kirchenbau hielten, hab' ich sie durchflogen.“

„Durchflogen? Ganz?“

„Nun ja. Ganz. — Was noch?“

Saalmüller öffnete seinen hübschen, blondbärtigen Mund vor Verwunderung; er starrte auf diesen unheimlichen Menschen, an dessen unbegreifliche Geschwindigkeit, zu handeln und zu denken, er sich noch immer nicht gewöhnt hatte. Er wollte sich auch nicht daran gewöhnen; es verletzte ihn, es war ihm körperlich unbehaglich, daß er sich nie ausleben konnte, daß all sein Eifer zu kurz kam. Man muß einen Menschen, der seine Sache betreibt, ihr vom Morgen bis zum Abend alle Kräfte widmet, doch auch einmal ausreden lassen! — Er verzog einen Mundwinkel, zum Auge hin, und wagte die Bemerkung: „Dann haben Sie wohl nicht alles gehört, Herr Tauber, was ich unterdessen vortrug."

„Dummer Kerl," sagte Tauber gemütlich, mit einem flüchtigen Aufblick der schönen, feurig braunen Augen. „Hab' Ihre ganze Weisheit gehört; mit den Ohren war ich bei Ihnen, mit den Augen auf dem Papier. Ich freute mich über die anwachsende Pracht der Summen; aber auch über Ihre schöne Schrift, und wie hübsch Sie das alles gemacht haben. Und ich gab Ihnen in Gedanken eine Zulage zu Ihrem Gehalt; von Johannis an. — Sie dummer Kerl, sind Sie nun zufrieden?"

„Oh! Herr Tauber!" stieß der überraschte Saalmüller hervor, bis an die Stirnhaare vor Freude rot.

„Na ja. Sie machen ja Ihre Sache gut. Wenn Sie nun auch noch die Hauptsache lernen wollten —"

Tauber hielt inne, nur mit den heiteren Augen sprechend.

„Die Hauptsache? Wieso?" — Der Sekretär ward nochmals rot; diesmal nicht vor Freude.

„Das große Rechenexempel über mich, Saalmüller. Ein so geprüfter Rechner wie Sie. Wenn ich Ihr

Tempo hätte: wie viel von dem, was ich täglich thue, brächt' ich dann wohl fertig?"

„Nicht — nicht viel," stammelte Saalmüller ehrlich; er bemühte sich auch zu lächeln.

„Wird wohl richtig sein. Also! — Nicht über mich räsonnieren, Jüngling, sondern mich ein für allemal nehmen wie ich bin."

Saalmüller, der neben dem sitzenden Tauber stand, zuckte ein wenig zusammen. „Aber Herr Tauber!" sagte er mit Anstrengung. „Ich über Sie räsonnieren? Nie mit einer Silbe!"

„Inwendig, mein ich nur. Mit den Nerven; mit der blonden Saalmüllerschen Seele; mit Ihrem ehrenwerten, korrekten Ich."

„O sagen Sie das nicht, Herr Tauber. Sagen Sie das nicht!" — Saalmüllers blaßblaue Augen hefteten sich bittend auf das so rätselhaft vergnügte Gesicht seines Herrn. „Wie werd' ich mir herausnehmen . . . Ich weiß ja auch sehr gut, was Sie sind. O ja — ich erlaube mir —"

„Was erlauben Sie sich?" fragte Tauber heiter, da der andre stockte.

„Ich wollte nur sagen — so viel weiß ich auch! Ich bin ja so stolz auf Sie; wenn Sie gefälligst erlauben, daß ich das bemerke. Ein Genie, wie die ganze Welt Sie nennt —"

„Um Gottes willen!" fiel ihm Tauber ins Wort. „Ich hab' Sie nicht anfeuern wollen, mir schöne Sachen zu sagen —"

„O das weiß ich, das weiß ich. Aber nur weil Sie meinten, daß ich — — ‚Was der Herr Tauber alles

leistet, das ist märchenhaft,' sagte noch der Baron aus Rußland neulich — wie heißt er. Und ich sag' das nicht, weil Sie mir eine Gehaltszulage —"

„Nein, nein, Sie schuldloses Geschöpf; aber nun hören Sie auf! Beendigen Sie Ihren Vortrag. Mit der Kirche waren wir fertig. Ziehen Sie die Summe!"

„Also der Bau der Kirche kostet Sie im Ganzen — ein paar kleine Posten, die noch ausstehen, ungerechnet — einhundertundachtzigtausenddreihundert Mark."

„Doch 'ne hübsche Summe!" warf Tauber hin, mit seinem stolz leichtfertigen und auch wieder so weichen Lächeln. Und dabei hab' ich noch das Honorar für den Architekten gespart: denn mir zahl' ich nichts."

„Und das Ganze nur 'ne Privatkirche!" sagte Saalmüller, vor Bewunderung seinen noch etwas widerspenstigen Kopf schüttelnd. „Nur für Ihre Kranken!"

„Und für mich, Saalmüller. Werd' auch zuweilen hineingehn; so wenn's dämmert, allein."

Der junge Mann blickte vor sich hin; er suchte zu verstehn, warum in der Dämmerung und warum allein. „Sehn Sie," sagte er dann, „auf diesem Blatt hab' ich zusammengestellt, wie viel Ihre großen Bauten einzeln und zusammen gekostet haben; ein sehr interessanter Vergleich. Das Gesellschaftshaus — oder der ‚Kryställpalast', wie die Leute ihn nennen — zweimalhundertunddreißigtausend. Die Wirtschaftsgebäude — nun, das ist nicht viel. Dann aber das große Kurhaus, mit dem großen Anbau —"

„Ja, ja, ziemlich viel Geld!" sagte Tauber, von dem Papier wieder aufblickend; seine Augen lachten.

„Was der alles heiter nimmt!" dachte Saalmüller, wie in einen Abgrund hineinstaunend. „Schließlich sind

die Kosten kein Wunder," sagte er dann bescheiden; „wenn alles sch·ön sein soll, und ‚harmonisch', wie Sie sagen, und ‚stilvoll'. All die Glasgemälde! Und alle Möbel geschnitzt ... Jedes ein Stück für sich; — und alles haben Sie gezeichnet ... Neulich fragte mich der — wie heißt er — der norddeutsche Herr: ‚Sagen Sie, was ist der Herr Tauber denn eigentlich? Maschinenbauer oder Arzt oder Künstler?'"

„Fangen Sie schon wieder an?" fragte Tauber mit seiner kurzen ablehnenden Gebärde; doch flog ihm ein leichter Glanz über die Augen hin. „Für heut haben Sie genug geschmeichelt ... Da wird der Kindskopf schon wieder rot. — Und der Stall für meine Kühe, was hat denn der gekostet? Könnt's doch jetzt nicht sagen. Wie viel ich vergesse!"

„Der steht unter den Wirtschaftsgebäuden; hier." Der Sekretär legte seinen dicken Zeigefinger auf das Blatt.

„Und die Gartenanlagen? — Ah, da stehen sie. — Ich will ankaufen, Saalmüller; daß es doch einem Park ein bissel ähnlicher wird. Kranke Leute brauchen vor allem Luft, gute Luft. Hätten wir doch 'nen Wald vor der Thür! Statt dessen schießen die Fabrikschlote wie Fichtenbäume aus der Erde; rund um das alte Nürnberg herum dies moderne Unkraut, das einem die Luft verpestet. Da schauen Sie" (er deutete zum Fenster hinaus): „da wächst schon wieder so ein langer Schwerenöter in den geduldigen Himmel hinein. Wenn ich nicht da rechts das Stück alte Mauer mit dem Haller Thor, und dahinter die Burg hätte — — Aber ein See! Ein See! Mir fehlt in meinem bissel Garten ein See!"

„Nun fehlt ihm wieder ein See!" dachte Saalmüller, dem wieder das körperliche Gefühl kam, als rolle er in einen Abgrund.

„Was Lustiges, was Lichtes, was Schönes muß der Mensch sehn; vor allem der kranke Mensch! Wenn meine Leute in ihren Maschinen herumgehn — wie thät' ihnen so ein heller, blitzender Wolkenspiegel gut, in den die Bäume hineinhängen; wär's auch nur der Teich da draußen im Stadtpark. Auch könnten sie rudern, steuern, fischen. Oder wenn wenigstens die Pegnitz durch meinen Park ginge; — aber so weit bring' ich's nie!"

„Vielleicht kauft er noch ganz Nürnberg an," dachte der Sekretär; der sich zugleich, die rechte Ferse hebend, auf seine Zulage freute.

„Haben Sie noch Briefe?" fragte Tauber, schon vom Schreibtisch aufstehend.

„Nichts von Bedeutung, Herr Tauber. Anfragen und so weiter; dafür hab' ich ja meine Schemas. Ein Herr aus Köln fragt sehr dringend an, ob noch Platz ist, für eine junge Dame —"

„Wie heißt dieser Herr aus Köln?"

„Wie er heißt? — Ich kann's nicht —"

„Ihr Namengedächtnis ist göttlich!"

„Entschuldigen Sie: es fällt mir schon ein. Hochstetter."

Tauber, der bereits zur Thür ging, blieb stehen. „Hochstetter? So heißt ja mein alter Fritz, mein Rothenburger Schulfreund und — — Na, es gibt der Hochstetters viele. — Eine junge Dame?"

Saalmüller nickte. „Vom Zahlen schreibt er sehr großartig: darauf komm' es durchaus nicht an, wenn die Dame nur bald —"

„Nun, dann soll er bluten!" sagte Tauber ruhig, indem er seinen weichen grauen Hut von der Wand nahm.

„Auf den Satz bin ich bald gekommen, so ein grüner Bursch ich auch war: die Reichen wie Könige besteuern, die Armen wie Bettler. Dann bleibt auch noch was übrig für Kryſtallpaläſte und Kirchen . . . Was fehlt der Mamſell? — Verletzung?"

„Stark verwachſen, ſchreibt er. Der weltbekannte Mechanikus Herr Tauber ſei ſeine letzte Hoffnung —"

„Ja, ſo kommen ſie alle! Was die andern verpfuſcht haben, bringen ſie zu mir! Wenn's in den Tod hinein zu ſpät iſt . . . Na, vielleicht iſt's noch nicht zu ſpät. Zeigen Sie mir den Brief, wenn ich wiederkomme. Gehn Sie auch ſpazieren, Herr; luftbraun ſehen Sie nicht aus. Der ſchöne Herbſt geht zu Ende; letzter Oktober. Trinken Sie im Bratwurſtglöckle ein Tucherſches, auf Ihre und meine Geſundheit."

„Werde nicht ermangeln," erwiderte Saalmüller, faſt verwogen lächelnd. Tauber nickte zum Abſchied, und ſeine nicht hohe, aber ſchlanke Geſtalt, ſich elaſtiſch hebend, ging zur Thür hinaus.

II.

Das Sanatorium Richard Taubers lag auf der Weſtſeite vor der Stadt, nicht weit von der Roſenau. Am Fahrweg lief das Gitter des großen, mit rieſigen Blumenbeeten geſchmückten Vorplatzes entlang, den auf drei Seiten das Hauptgebäude umgab, das den rückwärts gelegenen Garten und die andern Bauten verdeckte. Tauber trat aus der Hauptthür auf den Vorplatz hinaus; ſeine fein geformte Naſe ſog ſogleich mit Freude die fließende, erfriſchende Luft und die letzten Reſedadüfte von den Beeten ein. Dann eilte er, auf die Straße zu kommen; erſt

als er den Spittlerthorgraben erreicht hatte und die Stadtmauer mit ihren vielformigen Türmen und den baumreichen Gräben vor ihm lag, fiel er in den behaglichen Denker- und Träumerschritt. Die durchsonnte Herbstluft war sein bester Balsam; entweder gab sie ihm neue überraschende Gedanken, oder sie steigerte seinen Weltsinn, seine Freudigkeit, die Dinge zu sehen, zu fassen. Heute schien ihn ein sonderbar gemischter Zustand zu umspinnen: es war ihm nachdenklich zu Mut, so innerlich einsam wie je, aber die Augen gingen wach umher; sie folgten den Sonnenstrahlen, die auf den Bruchsteinen des Mauerwerks, auf den roten, braunen, gelben Ziegeln aller Dächer spielten, sie wunderten sich über die melancholische Schönheit des letzten, herbstlich verfärbten Grüns, über die alte Stadt, die so langsam anstieg, über die ruhige Feierlichkeit, mit der die langgestreckte Burg, heute so recht himmelhoch, das ganze „Nürnberger Spielzeug" krönte. Er ging weiter gegen das Haller Thor zu, auf der ersten Pegnitzbrücke blieb er stehn: hier war eigentlich sein Lieblingsplatz. Die Türme, Mauern und Dächer bauten sich gar so kurzweilig über einander auf; unten aber, aus der geheimnisvollen Tiefe der Stadt, unter Brückenbögen und breiten Häusern hindurch, kroch wie ein wunderlicher Riesenwurm die braune Pegnitz hervor, fast regunglos, wie eine Schlange im Winterschlaf. Sah man ihr dann nach, sich wendend, so erschien sie vollends wie so ein Lebendiges, das aus einer dumpfen Höhle hervor und ins Freie kriecht; wie hohes Gras, durch das sie sich windet, umstanden sie die Bäume dichtbewachsener Gärten, neugierig niederhängende Aeste und Zweige kitzelten sie, dadurch gereizt krümmte sie sich träge, bis sie

hinter dem Herbstgrün verschwand. „Wie kommst du denn da heraus?“ dachte Tauber, der auf das schmutzigbraune Wasser hinabsah. „Nicht so rein, Alte, wie du hinten im Osten in die Stadt hineingingst . . . Und wie machen wir's denn? Nu, halt ebenso. — Schmutziger Gedanke. Da kommt der kleine Menschenquell, der Säugling, so rein und klar an den Tag; dann schwimmt er so durch die Kinderjahre hin, 's geht auch noch; jetzt — hinein in die ‚Welt‘! Ui Wetter. Da geht's ihm wie der Pegnitz hier. Da kommt er vorbei an der kleinen und großen Schütt, an Klöstern und Spitälern, unter der Fleischbrücke und am Kettensteg, am Trödelmarkt und am Schuldturm . . . Wie sieht er dann aber auch aus? Das sind sie dann, die ‚fertigen Menschen‘, sie haben ‚die Welt in sich aufgenommen‘; ja Donner! über und über voll Welt! wie die braune Pegnitz. — Hab' ich's denn wirklich auch so gemacht? Bin ich unrein worden? Bin nicht mehr wie der Rothenburger Bub, der siebengescheite, blitzdumme, der wie ein kleiner König in die Welt hineinsah, auf dem zerwehten Haar seine Unschuldskrone? Der nicht lügen konnt', sich lieber durchbläuen ließ? Der sich seinen Weg durch die Welt ungefähr wie 'nen schnurgraden Wolkenweg über alle Berge hin vorstellte — immer stolz und groß? — Da bin ich nun zweiundvierzig alt; hab' ‚märchenhaft viel erreicht‘, wie die Leute sagen. Hab' ich's denn auch wie die Pegnitz gemacht? — Nur nicht gleich den Kopf schütteln; man nimmt sich so gern in Schutz; und man täuscht sich halt. Immer in den Wolken ist's wohl nicht gegangen. Hast nie ein fromm Gesicht gemacht, so ein liebes, aus Weltklugheit, wenn dir recht unlieb ums Herz war? Hast nie auf der fal-

schen Saiten gegeigt — so ein bissel, gelt — weil's dem andern besser ins Ohr ging? oder das Maul gehalten, wo du hättst reden sollen? — Ja, nun bist du ‚durch', wie die Pegnitz da; aber wie kommst du heraus?"

Er richtete sich auf — er hatte sich aufs Geländer gelehnt — und schüttelte verwundert den Kopf. Wie kam er heut zu solchen grübelnden Gedanken? Die fochten ihn doch sonst nicht an; er dachte immer vorwärts, nicht rückwärts. Er hatte auch keine Zeit dazu, sich mit derlei Grillen zu plagen; seine Tage waren mit Inhalt bis an den Rand gefüllt. „Wer ist dieser maliziöse Kerl in mir," dachte er, „der mich bei mir selber schlecht machen will? als wär' ich je wie die braune ‚Pengatz' da unten krummen Weg gegangen? ‚Der Rothenburger Bub' . . . Wie komm' ich heut nach Rothenburg? Ist der Name Hochstetter dran schuld, den mir der Saalmüller nannte? Von diesem andern Rothenburger Buben, meinem Fritz Hochstetter, hab' ich wohl gehört, es sei ihm wie der Pegnitz gegangen . . . Weiß nicht einmal, ob's wahr ist. Weiß den Teufel nichts. Aber da standen sie auf einmal wieder da, die ganz alten Zeiten. Mit der schönen braunen Lene . . . Unsinn. Gehn wir weiter!"

Er schlenderte vorwärts, über die spitze Insel und zur zweiten Brücke; ein von der Sonne beschienenes Gesicht, das ihm entgegenkam, fiel ihm sehr ins Auge. Ein offener Fiaker fuhr vom Haller Thor her, es saßen zwei Herren darin, ein jüngerer und einer etwa in Taubers Jahren: etwas schmaler Kopf, scharfe, magere Züge. In ein paar Augenblicken waren sie vorbei. Tauber wandte aber den Kopf über die Schulter; „war das Hochstetter?" sagte er fast laut. Er horchte auf seine Stimme; dann

lächelte er über sich selbst. Heute nichts als Hochstetter! — Nun ja, ungefähr so etwas konnte aus dem jungen Fritz herausgewachsen sein; warum nicht. Aber warum? Es gab mehr solche Köpfe im Reich. Nie hatt' er diesen Jugendfreund und -feind wieder gesehn ... Wozu auch. Was einmal hübsch tot ist, läßt man lieber tot. Im Leben ist Leben genug! — Er ging seines Wegs, bis zum Thor. Die Pegnitz lag hinter ihm. Aus der Stadt, vom Maximiliansplatz, hörte er fröhliche, schneidige Musik: Soldaten marschierten vorbei. Die Trompeter bliesen den alten Dessauer Marsch, seine Jugendliebe.

Fast andächtig horchte er, bis der letzte Ton ausgeklungen hatte; dann verließ er aber doch die Stadt, es zog ihn in die Anlagen, die rechts am Fluß hinabgehn, es zog ihn zur Pegnitz. Hier war tiefe Stille; und ihm war, als ging' er aus der Nürnberger Luft hinaus und in das Tauberthal bei Rothenburg hinein. Die Marschmusik lag ihm noch im Ohr; bei der uralten Doppelbrücke, die so malerisch über die friedfertige Tauber führt, hatte er sie zum erstenmal von vorbeiziehenden Soldaten gehört. Er spielte grade unter der Brücke, der langen, vielbogigen, an dem bißchen Wasser (denn der Fluß war fast ausgetrocknet), das über das Steinpflaster hinfloß; er baute kleine Dämme, Kanäle, er mit seinen Kameraden; auch Fritz Hochstetter war dabei! Oben aber dröhnten die Schritte und schmetterten die Töne ... Aufhorchend und aufschauend fühlte er verwundert, wie der Klang ihm wohlig an der jungen Haut entlang lief; über ihm schwebte die Stadt auf der langen Höhe, unter der sich die Tauber krümmt; sie schwebte fast wie ein Märchen am Himmel, mit ihren unzähligen Türmen, den kahlen

Mauern und den roten Dächern. Ja, fein Rothenburg! Nur ein Bub neben dem großen, ausgewachsnen Nürnberg, oder ein behagliches Bürgerlein neben einem prunkenden Ratsherrn; aber schöner doch! So hoch über dem lieblichen eingeschnittenen Thal auf seinem Bergrücken hingestreckt; noch fest von seinen Mauern umringt, noch nicht von Schloten umqualmt, noch in allen Straßen ganz die alte Stadt, als hätte man sie hundert oder zweihundert Jahre aus der Zeit herausgenommen und irgendwo aufbewahrt; die Jungfrau unter den Städten; die Perle! Die einzige ihrer Art im Reich, vielleicht in Europa!

Dem Rothenburger ward weich ums Herz. Er sah sich an eine Stelle gekommen, wo er die Pegnitz erreichen konnte, er schritt bis ans Ufer vor, wo Weidengebüsch ins Wasser hing, und setzte sich unter einen Erlenbaum, in das sonnengewärmte Gras. Jetzt schaute er nur noch auf die stille, gebräunte Flut und die sie begleitenden Bäume, Nürnberg war verschwunden. Er war wieder der „siebengescheite blitzdumme Bub"; er horchte in sich hinein. „War das wirklich ein andrer Bursch?" dachte er. „Der verwehte Kerl, der damals unter der Doppelbrücke Sand knetete und auf sein hochschwebendes Rothenburg wie auf den Himmel hinaufsah, hatte der so viel reinere Träume als ich? war's in seiner Herzkammer so viel sauberer? — Glaub's nit. Ich mein', er und ich, wir kennen uns noch sehr gut. Beim Hochstetter, da mag's sein ... Fritz Hochstetter! Der Bäckersohn! Ich seh' ihn — und den Erker an seinem Haus. Den schönen Renaissance-Erker mit dem spitzen Ziegeldach, um den ich ihm neidig war; denn wir hatten keinen ... Wie

hießen doch die Verse, die daneben unter den Giebel gemalt waren? in schöner altdeutscher Schrift, schwarz und rot? Hundert Jahre hab' ich nicht mehr an diese Verse gedacht! — ‚Das Brot für deinen Leib' — — Nein, so war's nicht. — Ich hab's . . .

‚Du findest für den Leib
Das Brot in diesem Haus;
Das Brot für deine Seel'
Teilt Gottes Wort dir aus.'

„Ja, das war sein Erker; aber wenn man davor stand, sah man meine Kirche. Den hochgemauerten Westchor, unter dem die Straße so spaßig durchging, wie unter einer Brücke. Dann kam die mächtige Kirche und der Ostchor — und beim Ostchor ich. Der Ostchor, der gehörte mir!"

Er sah den Chor mit den hohen, schmalen Fenstern und dem großen steinernen Kreuz; den öden Platz davor, und den würdigen, schwarzgekleideten Mann mit der schwarzen Kappe, der über diesen Platz zur Kirchenthür ging, die Schlüssel in der Hand: den Stadtkirchner, seinen Vater. Der andre nur ein Bäckerssohn; er des Kirchners Sohn! Und wie Vater Hochstetter so recht einem Bäcker gleichsah: Rundgesicht, feiste Backen, die Gestalt ein aufgegangener Teig, so war Vater Neidlinger (denn Richard Tauber hieß eigentlich Richard Neidlinger) der geborene Verwalter des Rothenburger Doms: gotisch hoch gewachsen, harmonisch, würdevoll; seine Fassade (oder sein Westchor, da der Dom zwei Chöre hatte) edel, liebreich, schwarzäugig, von schwarzem Haar schön umlockt; aber auch wenn man nur seinen Ostchor, also ihn von hinten sah, erbaute man sich an dem stattlichen Wuchs, dem schön

ausgeglichen geistlich-weltlichen Gang. Wie freute sich Jung Richard seines schönen Vaters! Wie wünschte er sich, ihm ähnlich zu werden; mit welchem Hochgefühl hörte er zu — denn dann und wann durft' er mitgehn — wenn der Stadtkirchner im Dom irgend einem Fremden mit seiner klangvollen Stimme die Wunderwerke der Kirche erklärte; dem horchenden Buben lief dann wohl auch die Stimme, wie jener Dessauer Marsch, als weicher Schauer über die Haut. Doch fragte ihn dann der Vater, oder irgendwer: „möcht'st auch Stadtkirchner werden?" so schüttelte er den Kopf. Geistliche Gelüste regten sich in dem jungen kernfesten Körper nie; die Natur hatte ihn durchaus kriegerisch gestimmt. Was ihm der weise, unterrichtete Vater auf abendlichen Spaziergängen von der tausendjährigen Geschichte Rothenburgs erzählte, das spielten dann er und seine Freunde — Fritz Hochstetter immer dabei — in dramatisch lebendiger, oft blutiger Darstellung: sie verschanzten sich als wilde Urgermanen bei den ahnungsvollen Ueberresten des „Walls", auf der Höhe gegenüber der Stadt, der einst ein Heerlager wandernder Deutscher gewesen; oder sie rauften als Franken und Allemannen um die neue Burg beim „Kappenzipfel", den jetzt verschwundenen „Essigkrug"; oder sie zogen als Rothenburger Mannen unter ihrem großen Bürgermeister Heinrich Toppler — Richard war der Toppler — vor die Stadt hinaus, feindliche Burgen zu brechen; oder als Kriegsknechte Tillys, des „alten Teufels", stürmten sie vom Cobolzeller Kirchlein, beim „Schlößchen" vorbei, den Stadtberg hinan und durch die Schlucht in die Stadt hinein; nicht ohne von einer zweiten Schar, die in der Schmiedegasse aufgestellt war, schreckbar mannhaften Rothen-

burgern, mit beuligen Köpfen wieder hinausgefeuert zu werden. Es gab kein Blatt in der Geschichte des kriegerischen Rothenburg, das sie nicht mit eigener Faust wieder umblätterten; nur die Wiederholung des großen Blutgerichts auf dem Marktplatz, an den Häuptern des Bauernaufruhrs aus der Lutherzeit, blieb ein grauenhaft schöner Traum, da es in der wilden Schar zwar nicht an beherzten Siegern und Henkern, aber an Hinzurichtenden fehlte.

Richard Neidlinger war immer Anführer; aber Fritz Hochstetter auch. Immer standen sie hüben und drüben; die beiden feurigsten und findigsten Köpfe und die straffsten Körper; denn Fritz hatte nichts von des Vaters Rundheit: wenn man auf seine Muskeln schlug, so war es, als pralle die Faust zurück. Kampfgenossen waren sie nie; und dennoch die besten Kameraden in der ganzen Bande. Die Schatten der alten Rothenburger Helden, für die sie sich blutig schlugen, trennten sie nicht. Erst als ein wirkliches Lebendiges sachte zwischen sie trat — kein Held, aber ein Menschenkind mit Fleisch und Blut, mit Lachen in den Augen und Rosen auf den Wangen — erst da lernten sie, was menschliche Feindschaft ist. Sie hörten zu raufen auf und fingen an zu kämpfen.

III.

Es kam ein weicher, milder Glanz in Richards Feueraugen; ihr Blick schien ganz in die undurchsichtige Tiefe der Pegnitz zu versinken; auch um seinen Mund ward's weich, ein anmutiges, fast kindliches Lächeln. Seine schöngewölbten, blühenden Lippen glühten lebhafter auf; vielleicht so wie damals, als er zuerst die „braune Lene"

erblickt und die Lippen sich vor „blitzdummem“ Staunen geöffnet hatten, sich wieder zu schließen vergaßen . . . Die Lene! Ja, er sah sie wieder; sah sie ganz wie damals! An einem Maitag nach Pfingsten war's; er eben sechzehn Jahr', fast so lang wie jetzt, nur magerer, ungeschickter, tölpelhafter; allerlei unklare, wolkenhohe Gedanken im Kopf, wenig Kenntnisse; auch im Herzen wenig: dem „Weib“ hatte er noch nicht viel nachgedacht oder nachgetrachtet. Wie ein Kastanienbaum, der recht mit Blattknospen bedeckt, aber durch kalte, trockene Luft in seiner Frühlingslust aufgehalten ist: die Säfte steigen und drängen, aber Tag und Nacht schiebt die Rauheit des Luftmeers sie in ihr Gehäuse zurück; wird aber ein warmer Regen niederrauschen, wie werden alle Knospen dann aufspringen: so ging Jung Richard in Rothenburg herum, der Kriegsgeschichten satt, nach etwas Unerhörtem, Unbekanntem trachtend, auch sich dumpf verwundernd, was die weichen Mailüfte von ihm wollten. Er blieb vor den alten Gasthäusern stehn, dem „roten Hahn“, dem „goldnen Lamm“, denn ihn freuten die Birkenbäumchen, die da in großen viereckigen Kübeln vor der Hausthür standen: so standen sie nach Rothenburger Sitte seit Pfingsten, schon den zehnten Tag, das Wasser in den Kübeln erhielt sie lebendig; freilich nickten sie schon mit dem Kopf, die maijungen Blätter. Als er dann in die breite Herrengasse kam, sah er erst das Lustigste, Schönste: Herrn Rothbarths große Weinstube war nicht nur draußen mit Pfingstbäumen geziert, durch die offene Thür sah man das ganze behagliche Halbdunkel der gewölbten Halle rundum grün geschmückt, in einen ausgelichteten Birkenhain verwandelt, in dem die großen und kleinen Trinktische gar festlich grüßten und winkten. Richard

trat in die Thür, um in diese holde grüne Dämmerung tiefer hineinzuschauen. Er zog seine Mütze vor dem Wirt, den er lange kannte, der rückwärts neben der Treppe saß und rauchte, eine schwarze, seidene Kappe auf dem Kopf, die zu dem heiter glänzenden Gesicht gar nicht übel stand; doch die halbgeistliche des Stadtkirchners war schöner, bedeutender. Dann blickte der junge Bursch umher — und öffnete den Mund.

Links aus einer Zimmerthür trat ein junges Wesen, ein Schoppenfläschchen und ein Glas in der Hand; im rotbraunen Kleidchen, das schon fast bis auf die Füße ging, darüber ein schwarzes Samtjäckchen, dem schlanken Gestell wie angegossen; hellbraune Augen glänzten über einem etwas stumpfen Näslein; aber so glührote Lippen — wie frisch gemalt — und eine so leuchtende Stirn hatte Richard noch nie gesehn. Das rundliche Gesicht, auf dem sanften Hälschen, schwamm so wunderlich in dem grün angehauchten Zwielicht, vor der dunklen Rückwand. Es hatte sich aber schon selber lieblich eingerahmt: mit Löckchen auf der Stirn und einer langen, aufgelösten, kastanienbraunen Mähne, die der Bursch völlig überwältigt anstaunte; denn in dieser glattgescheitelten, schlichtgekämmten Stadt war ihm eine so üppige Pracht noch nicht vorgekommen. Das junge Ding trat in den Birkenhain wie der Frühling selber. Auf kleinen, hübsch gestiefelten Füßen ging sie zur Treppe, zum Wirt, und stellte Flasche und Glas vor ihn auf einen kleinen Tisch.

Herr Rothbarth nickte; dann betrachtete er wieder den Zuschauer in der Thür und begann zu lächeln. Das Mädchen ward aufmerksam und wandte sich herum. Ihre großen Augen schauten den halbreifen Jüngling still und ernsthaft

an; ihm war aber, als säß' ein Schalk darin, als lächelten sie heimlich. So standen die beiden — wie ihm später deuchte — eine geraume Zeit. Die Schwarzsamtne rührte sich nicht; sie sagte auch kein Wort. Sie schien abzuwarten, bis der noch immer geöffnete Mund des Burschen sich wieder zumachen werde. Plötzlich fühlte dieser: „sie sieht mir fest auf den Mund!" Es ward ihm bewußt, daß er die Lippen aufgethan und noch nicht wieder zusammengebracht hatte. Er preßte sie auf einander, und alles Blut schoß ihm ins Gesicht.

Indessen dort verweilt' es nicht lange; auf einmal hatte er das Gefühl, als blieb' ihm kein Blutstropfen im Kopf, und vor seinen Augen fing es an zu nebeln. Die stille Gestalt des Mädchens ward undeutlich; eine große, schwarze, die des Wirts, kam aber durch den Nebel heran, der sich endlich löste. Herr Rothbarth stand vor ihm, breit, gemütlich, heiter. „Guten Abend, Richard," sagte er, die schönen hellbraunen Augen halb zudrückend. „Wunderst dich ja mächtig; bist förmlich derschrocken, deucht mir. Und das Mädel is doch gar nit weit her . . . Na ja: 's is doch meine Lene. Geh her, Lene! geh her! — Fünf Jahr' is sie halt in Nürnberg gewest; Bildung, weißt, is die Hauptsach'. Jetzt is sie heimkommen, zu Pfingsten; schon vierzehn und ein halbes alt; und jetzt bleibt sie hier. Dem kannst die Hand geben, Lene; 's is der Stadtkirchnerssohn, der Richard; wir sind alte Freunde. Viel dummes Zeug hat er im Kopf, aber auch viel gescheites; und absonderliches; halt e bissel närrisch!"

Die Kleine — denn jetzt in der Nähe war sie kleiner geworden — fing nun an zu lächeln; sagen that sie noch immer nichts. Freilich Richard auch nicht; denn er wußte

nicht, was. Sie lächelte jetzt so herzhaft, daß er ihre Zähne sah; die zierlichsten, feinsten Klaviertastenreihen, die man sehen konnte. Ihr Blick hatte aber so was Ueberlegenes, so von der Seite her, das ihm nicht gefiel; und in ihr Lächeln kam etwas spöttisch Großstädtisches, das ihn schwer verletzte. „Was die wohl will!“ dachte er; „ein Fratz! noch nicht fünfzehn! und doch auch nur von Rothenburg!“ — Plötzlich kam sie aber noch näher, sagte mit einer Stimme wie ein Glöckchen ein paar Worte, die er nicht verstand, und gab ihm ihre rechte Hand. So etwas Blütenweiches, Lieblichwarmes, dacht' er, hab' er nie gefühlt. Es durchfuhr ihn, es gab ihm einen Schlag, ähnlich wie die Elektrisiermaschine auf dem Jahrmarkt, im vergangnen Jahr. Aber dies that besser; gut that's; wunderbar that's gut . . .

Er sah sie noch an, als ihn aus der Halle, von einem der Birkenbäumchen her, eine etwas rauhe, kräftige Baßstimme anrief; dort saß eine einsame Gestalt, er hatte sie noch gar nicht bemerkt. Es war ein graubärtiger und grauhaariger Mann, groß, dick, gewichtig, eine schwere goldene Kette und allerlei Anhängsel auf dem Bauch; darüber ein mächtiger Hals, reichlich viel Kinn, eine gewaltige Nase unter kurzer Stirn, große rote Ohren wie Topfhenkel an dem roten Gesicht. Er war gut gekleidet und sah aus wie ein mannhafter, fehdelustiger Ratsherr aus alter Zeit; mit seinem gefüllten Weinglas in der großberingten Hand kam er dem stadtgeschichtskundigen Richard sogleich wie der trinkgewaltige Altbürgermeister Nusch vor, der zu Tillys Zeit durch seinen berühmten „Meistertrunk“ dem ganzen Rat der eroberten Stadt die Köpfe rettete. „Das ist also des Stadtkirchners Sohn?“ fragte die etwas

geräuschvolle Stimme; Richard hätte lieber noch einmal das „Glöckchen" gehört. „Von dir hat man mir erzählt. Gefällst mir. Komm her, trink' einmal aus!"

Der Jüngling machte sich steif, es war ihm nicht recht, daß der unbekannte Mann mit dem Weinglas ihn ohne weiteres mit „du" ansprach; war er doch kein Kind mehr. Aber der Graubart winkte ihm so gebieterisch und zugleich so herzhaft: als wär's wirklich der Altbürgermeister, ging Richard stumm auf ihn zu, machte eine kurze Verbeugung — geschmeidigt war sein Rücken noch nicht — und nahm das Glas, das der Mann ihm hinhielt. Langsam trank er's aus. Hinter sich hörte er ein leises, lieblich schwalbenhaftes Kichern und ward wieder rot.

„Erkennst du den Wein?" fragte der „Ratsherr".

Richard schüttelte den Kopf. „Ich komm' selten dazu," antwortete er. „Ich bin gar kein Kenner."

„Hast aber einen recht gefühlvollen Mund gemacht beim Trinken. — Mergentheimer ist's. Aber schon vom Besten. Ich muß ihn wohl kennen: er ist aus meinem Keller."

„Herr Weinhändler Gullmann von Würzburg," setzte der Wirt hinzu, gleichsam vorstellend. Richard machte eine neue Verbeugung; die gelang ihm besser, wie ihm selber deuchte.

„Ja," sagte der andre und wiederholte mit seinem Wachtmeisterbaß: „Herr Weinhändler Gullmann von Würzburg. — Das junge Ding da mit der Mähne gefällt dir; wie?"

Auf diese Dreistigkeit ward dem Burschen heiß ums Herz, so heftig empörte sie ihn. Er mußte wohl ein gefährlich finsteres Gesicht machen, denn der Weinhändler lachte laut auf. Es dröhnte durch die Halle; hatte aber doch einen gutartigen, behaglichen Klang, gegen den sich

nichts sagen ließ. „Friß mich nur nit," sagte dann der Alte. „Warum soll dir die Lene nit gefallen; mir gefällt sie auch. Du bist aber auch ein schmucker Bursch, du. Und was er für ein Paar feurige Laternen im Kopf hat. Und in die Stirn da geht viel hinein. Was treibst du denn? he?"

„Nu, halt allerlei!" war die kurze Antwort.

Herr Rothbarth, der mit seinem Mädel an der Hand näher getreten war, nahm aushelfend das Wort: „'s ist eben ein besonderes Gewächs, dieser junge Mensch; — ‚Bub' sagt man ja wohl nimmer zu dem. Sein Onkel hier is Schreiner, zu dem sollt' er in die Lehr', als er konfirmiert war; aber da hat sich halt gezeigt, der Bub is schon aus der Lehr', sozusagen: denn so ganz für sich hat er schon hundert Sachen geschreinert, die er dem Onkel abgeguckt hat — man weiß gar nit, wann und wie. Er hat halt den Blick! und die Hand! — Dann hat er auch gesagt und gebeten: ‚laßt mich Schlosser werden!' und hat so allerlei eiserne Kunststück' gebracht, die er heimlich gemacht hat —"

Der Weinhändler unterbrach den Wirt, mit einer kurzen, aber majestätischen Gebärde. „'s wär' mir lieber," sagte er, nach einem lauten Atemzug, „der Bursch thät' einmal selber reden. — Also schreinern kannst schon?"

„'s is ja nit wahr," erwiderte Richard. „Gar nix kann ich noch. — Aber der Onkel kann auch nix. — Kunstschreinern möcht' ich halt; bei so 'nem wirklichen Meister."

„Warum hast du denn gesagt: ‚laßt mich Schlosser werden!'?"

„Das war ja nit so gemeint. Der Herr Rothbarth weiß nix. Ich möcht' nur die Schlosserei so weit erlernen, daß ich's einmal kann; dann ist's gut."

„Wieso ist's dann gut?"

„Zeichnen möcht' ich halt; aber ordentlich."

„So! Weiter nichts?"

„O ja. Und schnitzen. Kurz, was so alles dazu gehört."

„Wozu denn?"

Richard ward still und bewegte nur die Mütze in der Luft umher.

Der Weinhändler lächelte über das ganze Gesicht; dem Burschen war, als hätt' er das noch nie so gesehn. „Schnitzen will er auch!" sagte dann der Alte, der die kleinen grauen Augen weit aufriß. „Und wozu dann das alles? He! Wozu?"

„Das kann ich noch nit sagen," gab der Bursch zur Antwort.

„Das kannst noch nit sagen?"

„Nein."

„Gott's Blitz! — Bist wohl 'n Heimtücker; wie?"

„Ich weiß ja selber noch nit so recht, was ich will. Mir geht nur — mir schwebt nur —"

Er ward wieder still. Das rotbraunmähnige Lenchen war um seinen Vater herumgegangen, stand nun neben dem „Altbürgermeister" und sah dem Jungen mit den erstaunten, fragenden Augen wunderbar hell ins Gesicht. Den braunen Augen hätt' er's sagen mögen, was er eigentlich wollte; dem Alten mit der Bauchkette nicht. Es ward ihm völlig verworren zu Mut; „ei Donner!" dachte er plötzlich, „jetzt reiß' ich aus!" — Er bewegte seine Mütze zum Abschied: „Muß aber heim," stieß er heraus; „zum Vater. Befehl' mich!"

Und eh noch einer etwas antworten konnte, war er aus der Thür.

IV.

„Wie geschieht mir denn?“ dachte Tauber, in tiefer Versonnenheit in die Pegnitz starrend. „Sagt' ich nicht vorhin zu Saalmüller, ich vergäß' so viel? Für diese alten Rothenburger Zeiten ist's gewiß gelogen. Die Lene und der Gullmann — — ich seh' jede Miene; jede Rede hör' ich. Freilich, das war dieser erste Abend; dann wird's wieder neblig; das Gedächtnis fängt an zu hüpfen, zu springen, wie ein Eichkätzchen von Baum zu Baum: dazwischen ist leere Luft. Eins ist halt gewiß: von der Stund' an war ich verliebt!“

Er lächelte; es freute ihn doch. Nun ja, halbe Kinder; aber die Lene sah wie sechzehn aus, eh sie fünfzehn alt war; und in seiner sechzehnjährigen Brust war es bald tiefster Ernst: „Die wird meine Frau!“ — Wie freute er sich nun, daß die beiden Väter einander gut gesinnt waren; wie betrieb er bei Vater Neidlinger, daß man sich doch von Haus zu Haus öfter sehen sollte; und wie erwies sein Kopf sich fruchtbar an Anschlägen und Erfindungen, damit er seinen Weg durch die Herrengasse nehmen und in dem breitgiebeligen Haus mit der Rothbarthschen Weinstube mehr und mehr heimisch werden möchte. Mit der Stummheit war's aus: er sprach sich bald besser mit der Lene als mit irgend einem Menschen; und es schien wohl, auch sie mit ihm. Wenn er kam und ihr Gesicht ihm entgegenleuchtete — für ihn wie der lichte Tag — so brachen oft sanfte, freudige Röslein aus ihren Wangen hervor, und um die Augen herum war es wie ein Lachen. Wenn er wieder ging, mit einer gar eigenen Bewegung senkte sie die Augen; es stand ihr gut, that ihm aber unsinnig

weh: „könnt' ich dableiben!" dacht' er. Freilich sagte sie ihm nie ein holdes oder gar zärtliches Wort; unerschöpflich war sie vielmehr in lustigen Kraftwörtern, jedes eine Schmähung. Nur daß sie ihr so drollig, so zierlich von den Lippen sprangen, daß ihm fast jedesmal die Sehnsucht aufstieg: „den frechen Mund sollt' ich küssen!"

Eines Tages — hier war wieder ein Baum, auf den das Gedächtnis sprang — eines langen Junitages erging es ihm sonderbar. Es zog ihn sehr, sie zu sehn; er kam in die Herrengasse, eben verließ aber die Lene ihr Haus und ging die breitbesonnte Straße hinab, gegen das Burgthor zu. Sie ging ganz allein, ihr Sonnenschirmchen aufgespannt. Einen Gang wie die Lene hatte kein andres Mädchen: sie hob sich so leicht auf den Zehen, die Kniee steiften sich nach dem Schritt so fest und so anmutig; es sah aus, als lebe der Mensch nur um zu gehn. Statt sie anzurufen, schritt er hinter ihr her, ihr Anblick that ihm zu wohl; in der gleichen Entfernung bleibend folgte er bis zum Thor und darunter hindurch und in die schattigen Anlagen des alten Burgbergs hinein. „Ihr Gesicht brauch' ich gar nicht," dachte er; „so ist sie ebenso schön!" Die Gestalt, grad' aus der Knospe heraus, allererste Blüte, brannt' ihm in den Augen; das leichtbewegte Köpfchen auf dem schwanken Hals, die süß runden Schultern — und all das Ebenmaß, das unbegreifliche; er schüttelte den Kopf, er begriff es nicht: „warum entzückt denn das so? — Und ihr Gang! ihr Gang!" — — Plötzlich blieb sie stehn. Sie hatte wohl die immer gleichen Schritte hinter sich gehört; in einer leichten, lauernden Gebärde wendete sie den Kopf ein wenig zurück. Mit dem äußersten Augenwinkel schien sie ihn zu sehn; ein

spitzbübisches Lächeln, deucht' ihm, flatterte über ihr Gesicht. Darauf ging sie weiter, die Hexe, als wüßte sie von nichts. Unter den hohen Bäumen, sich links haltend, schlenderte sie an der alten Burgkapelle vorbei und der Rundschau zu.

„Dort am Ende, da fang' ich sie!" sagte er zu sich und ging langsam nach. Auf einmal tauchte eine andre Gestalt vor ihm auf, hinter einem Baum hervor; auch ein junges Mädchen, noch unreifer, kindlicher; schlank und sonst wohlgeschaffen, aber sie hinkte stark auf dem linken Fuß. Sie bewegte sich eine Weile fast neben der Lene, nur etwas zurück; dann hielt sie sich rechts, machte ihre ungleichen Schritte an der Nordseite entlang. Ueber Richard kam eine Unruhe, er wußte nicht wie. Er sah ihr nach, er blieb stehn; dann wanderte er wieder vorwärts, sein Kopf aber ging hin und her, wie bei einem Hund, den zwei Fährten locken. Die beiden zogen vor ihm auf, die eine rechts, die andre links; seine Augen flogen bald der einen, bald der andern nach. Links die Schöne, die Tadellose; rechts — — „Was soll aus der da werden?" dacht' er. „Wär' der nicht zu helfen? Warum läßt man die so lahm durch die Welt gehn? Dazu sind die Menschen doch da, die Welt zu verbessern. So ein junges Ding noch; sie wächst; muß nur richtig wachsen. Da hilft man halt nach; dann thut die Natur, die immer da ist, ihre Schuldigkeit, und die Lahme da wird so wie die Lene!"

Sein Kopf ward ganz rechts; er verließ die Lene und schritt hinter der andern drein; andächtig aufmerksam schaute er ihrem Hinken zu, als müßt' sich ihm so das Geheimnis verraten, wie zu helfen wäre. Vor dem Ende des Bergzipfels, wo der große Ausblick ist, kehrte das

Mädel um; es gab ihm keine Ruh', er machte kehrt und zog ihr noch einmal nach. In seinem Kopf huschten und jagten sich so ein paar Gedanken: „Das könnt' man thun — oder das . . ." Sie liefen ihm aber wieder davon wie die jungen Hunde. Er fand's nicht. Als sie zu den Spitztürmchen kam, die dem hohen Burgthorturm zu Füßen stehn, fiel ihm wieder „Schön Lenchen" ein, das er über dem Hinkefuß aufgegeben hatte. Er zuckte die Achseln: „Kann dir noch nicht helfen! bin ein dummer Kerl!" Und wieder umkehrend ging er, von seinem ersten Magnet gezogen, bis ans Ende, wo man das sich krümmende tiefe Thal weit und breit überschaut und an der langen Linie der turmreichen Stadt wie an einem aufmarschierten Regiment auf und nieder blickt.

Dort stand denn „Schön Lenchen" noch; die liebe Gestalt war an die niedrige Mauer gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt; so erwartete sie ihren durchgegangenen Verfolger, das ganze Gesicht eine große Frage. Er beantwortete sie aber nicht; er grüßte schön und reichte ihr die Hand.

Lene nahm sie nicht; sie schlug mit zwei Fingern danach. „Jetzt bin ich froh," sagte sie dann spöttisch lächelnd: „weil du nur wieder da bist. Auf einmal warst du davon. Gefällt dir das Hannchen so gut?"

„Nein, es gefällt mir noch nit," antwortete der Bursch; „darum hülf' ich ihr gern, bis sie mir gefallen thät'. Darüber hab' ich nachgedacht."

„Und darum läufst ihr auch nach?"

„Weil mir was im Kopf war. — 's is aber schon wieder 'raus."

„Bist du so aufs Helfen verpicht?"

„Für die Krummen und Lahmen; sonst nit. — Is denn dir noch nie der Gedanke kommen: wie macht man das wieder grad', was schief is? wie biegt man so ein Verwachsnes zurecht?"

Sie schüttelte verwundert den Kopf.

„Das versteh' ich nit. Mir schon lang'; schon oft. Und ich staun' immer: warum haben denn die Menschen das noch nit erfunden? So was ganz Besonderes, mein' ich — das mir manchmal — — ich pack's nur noch nit. — Ich studier' an mir selber herum: wie all die Gelenke und Muskeln und Knochen gebaut sind; was ein jed's zu thun hat. — Dann wieder krieg' ich auf einmal die Angst — —"

„Was für eine Angst?"

„Daß ein andrer das da draußen find't, was ich finden möcht', während ich hier in Rothenburg sitz'. Daß er mir's wegnimmt — verstehst — eh ich all das kann, was ich können muß. Verstehst, Lene!"

„Du willst was erfinden, du?"

„Ob ich's will? Ich möcht's halt."

„Damit die Hannchens gleichbeinig werden?"

„Und die Krummen grad'."

„Ach du bist ein Simpel!" sagte Lene und lachte.

Diese Beschuldigung hatt' er nicht erwartet. Er sah sie befremdet an; es ging ihm etwas Kaltes, Zuwideres durch die warme Brust. Dann staunte er wieder über sich selbst: er verachtete sie eigentlich in diesem Augenblick, dieses dumme Ding, und doch flog wieder seine Sehnsucht wie ein Schmetterling auf den roten Mund zu, der so kindisch geredet hatte. Er fühlte wohl, darin sei nicht Sinn und Vernunft; er schüttelte den Kopf.

„Warum thust du das?“ fragte sie.

„Was?“

„Daß du so den Kopf schüttelst. — Hab' ich was Dummes gesagt?“

Ihre Stimme klang wieder wie ein Glöckchen, als sie diese Frage that. Es klang gar so lieblich: „Hab' ich was Dummes gesagt?“ — Er lächelte und nickte.

„Also du willst ein großer Mann werden!“ fing sie nun wieder an, ihm mit einem Finger auf die Schulter tippend. „Oder ein ‚Hauptgenie‘, wie dem Vater sein Ausdruck is. Das heißt, dich nennt er nit so; von dir sagt er: ‚ein Narrenzipfel‘.“

„Vielleicht bin ich's auch,“ sagte Richard ruhig; er fühlte aber, daß er log.

„Also es soll dir keiner zuvorkommen . . . Was thust du dann, wenn's halt doch geschieht? Wenn eines Morgens im Fränkischen Kurier steht: das hat der und der alles schon gemacht?“

„Sterben möcht' ich dann halt,“ antwortete er.

Sie sah ihn fast erschrocken an. Ihre ernsthaften Augen fragten; doch da er still blieb, so war sie's auch. Etwas wie Bewunderung und sogar wie Liebe flog ihr aus den Augen. „Ach du —!“ sagte sie endlich leise. „Sterben . . . Das versteh' ich nit.“

„Das verstehst du nit? — Von unsrer Jakobskirch', das weißt ja, sind die Türme ungleich; 's gibt 'ne Sage davon, wie das kommen is. Der Meister hat 'nen Gesellen gehabt, den er's selbst gelehrt hat; zu dem hat er gesagt: ‚Den Nordturm sollst du machen, und den Südturm ich!‘ Wie sie nun aber fast fertig sind und der Meister hoch auf seinem Gerüst steht und hinüberblickt,

da sieht er: des Gesellen Turm is viel schöner worden. Da ruft er: ‚ich bin verspielt!' und in der Verzweiflung stürzt er sich vom Gerüst hinab."

„Ui Wetter!" entfuhr der Lene. — „Glaubst du die Geschicht'?"

„Eine Sage," erwiderte Richard überlegen lächelnd. „Ich hab's nur so erzählt, weil — —"

„O du dummer Bub! Du meinst, du würd'st's auch so machen? — Da nickt er mit seinem dummen Kopf. — Ei so krieg' die Kränk': was so ein Mannsbild für wüste Gedanken hat. Sich von da oben aufs Pflaster stürzen, weil's der andre gemacht hat und man selber nit! — Und dann is's gar. O pfui. Ich will lang', lang' leben. Das heißt, nit gar so altweiberlang; nur so lang', wie's schön is; — mit dir. Wär' dir's recht? — Ja, nun lacht er wieder. Ja, nun kann er lachen. Wie lieb. So könnt'st du mich jetzt nach Haus führen, du blitzdummer Bub; ich muß heim, zum Essen!"

V.

Es war ja wohl am nächsten Tag — oder doch nicht viel später — als Richard allein durch die Klingengasse ging, an dem schönen Erker des alten Hochstetter vorbei; in der Seitengasse stand einer und hob seinen Stock. Richard sah genauer hin, jetzt war's der alte Gullmann von Würzburg; die breite, schwere Gestalt in dem schwarzen Anzug — obwohl ein milder Junitag war — nahm sich wieder schneidig ratsherrenmäßig aus. Der Jüngling zog seine Mütze und grüßte; der andre hob abermals seinen dicken Stab. „Das soll wohl sein Gegengruß sein," dachte Richard, stand aus Höflichkeit noch ein paar Augenblicke

still und wollte dann weiter gehn. Der Stock ward aber zornig, wie es schien; er fackelte hin und her und schlug in die Luft hinein. Auch schien das schnauzbärtige Gesicht des alten Herrn grausam kriegerisch zu werden. Richard schüttelte verwundert den Kopf: „der will irgendwas; aber was?“ — Er ging auf ihn zu. „Warum bist denn nicht gleich gekommen?“ rief ihm der Alte entgegen. „Hab' dir doch gewinkt!“

„Für Winken hab' ich's nit angesehn,“ erwiderte der Junge. „Es sah nit so aus.“

„Da guckt er als wie nit gescheit; und gilt für so klug! — Na, 's is einerlei. Komm' das Herrchen mit; will ihm was verzählen. Bin bei deinem Vater gewesen, hab' mit ihm gesprochen, hab' dich sehen wollen; warst aber nit zu Haus. Was meinst denn wohl daß ich dir sagen will? Kannst du's nit derraten?“

Richard schüttelte stumm den Kopf.

„Hat so helle, scharfe Augen im Kopf und kann's nit derraten! — Na, 's is einerlei. Da ich just auf'm Spaziergang bin, gehn wir halt vors Thor!“ — Er hängte sich in Richards Arm und stapfte mit seinen schweren Pflasterdrückerschritten, zuweilen geräuschvoll atmend, in die Klingengasse hinein und dem schönen Thorturm zu. Als sie auch das Außenwerk mit der Wolfgangskirche durchschritten hatten, die so anmutig-wunderlich an der Altarseite zum Thorhaus, draußen am Graben zur Festungsmauer wird, steuerte der Alte auf die vier Kastanienbäume zu, die jenseits des Grabens an der Straße stehn. Die Bäume waren abgeblüht; den mittelsten umgab eine Bank; man sah von hier weit ins Land, nach Norden, auch nach Westen gegen Württemberg zu. Schwer-

beladene Wagen, von Ochsen oder Kühen gezogen, rollten auf der weißen Landstraße daher; peitschenknallend oder in trägem Halbschlaf gingen die Fuhrleute daneben, in den dunkelblauen, an Schulter und Hals rot verzierten Kitteln. „Setz dich!“ sagte der Alte und nahm auf der Rundbank Platz. „Hier is guter Schatten. Und jetzt merk' auf mich. Ich mein' dir's gut. Wirst das Maul spitzen, denk' ich; wirst 'ne Freud' haben — — Aber erst sag mir eins. Was denkst du denn vom Leben?“

Durch diese Frage etwas verblüfft sah Richard den Weinhändler an, der eben sein allergrimmigstes, struppigstes Gesicht machte. — „Was ich vom Leben denk'?“

„Ja. Was du halt willst auf der Welt.“

„Was Großes oder gar nix!“ stieß der Bursch hervor.

„Hm!“ schnaufte der Alte. „Das — — das wär' schon recht. Aber da muß man halt arbeiten, weißt; sich abrackern, sich humzen. Tüchtig arbeiten und drauf beim Wein fidel sein, das is das Leben; sonst wär' schier nix dran. Meinst du's auch so? Wie?“

„O ja . . .“

„Nach dem ‚O ja‘ sollt' noch was kommen; ich kann mir auch schon denken, was. Die alte Geschicht': die ‚wunderschöne Lieb'‘! Die hat der Alte vergessen, denkst du. Aber mein Lieber, ich sag' dir: auf das bau' nit gar zu viel! Das verrutscht dir leicht. Und es geht auch ohne die ‚wunderschöne Lieb'‘; aber ohne die Arbeit und den Wein geht's nit! — Also ‚was Großes‘ willst du. Dir steckt was im Kopf. Neulich, beim Rothbarth, hast du's nit sagen wollen. Willst mir's heute sagen?“

Richard schwieg eine Weile. Der rauhe Baß des Weinhändlers klang so redlich und menschenfreundlich, er

öffnete ihm das Herz. Ihm war aber um den Nebel leid, hinter dem sein Geheimnis lag; er mocht' ihn nicht zerreißen. Und was konnt' er auch sagen? — „Ich träum' halt nur erst!" brachte er endlich heraus. „Guten Willen hab' ich. Lernen will ich halt, viel lernen — damit ich dann etwa ebbes machen kann, das kein andrer macht. Und ich denk': wenn's kommen soll, na, dann wird's schon kommen!"

„Hm!" schnaufte der Alte wieder; offenbar noch beifälliger als vorhin. „Schon recht. Das stimmt ganz zu Gottes Wort: ‚Denn es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts Heimliches, das nicht hervorkomme.' So steht's beim Markus. Viertes Kapitel . . . Kennst du deine Bibel, Bursch?"

„So ziemlich wohl," gab Richard etwas kleinlaut zur Antwort.

„Das is nit genug: gründlich mußt du sie kennen. Is noch immer das beste Buch! — — Also guten Willen hast du und viel lernen willst du: dann wird's ja wohl kommen; — das is der rechte Sinn. ‚Und ein Säemann ging aus, zu säen . . .' Steht in demselben Kapitel, beim Markus. Kannst das vom Säemann auswendig? Wie?"

Richard schüttelte lächelnd den Kopf.

„Hast's denn bei dir?"

„Was?"

„Das Neue Testament. Ich hab's immer bei mir. Das is dir gar ein nützliches Buch!" — Er zog aus der hinteren Rocktasche ein schlicht gebundenes, schwarzes, stark zerlesenes Büchlein und legte mit Bedeutung seinen ringbesteckten Finger darauf. „Paßt für alle Täg' und für alle Sachen! — Ich bin halt auch protestantisch, wie ihr

Rothenburger. Und wenn ich so in Gedanken hock', da wispert mir oft das klein' Buch von hinten aus dem Rock! — Also das vom Säemann ja . . ."

Er öffnete das Büchlein; zog eine mächtige Brille hervor, die einen besonderen Nasenrücken hatte, und bewaffnete seine Augen damit. „‚Höret zu,'" fing er an zu lesen, in fast reinem Schriftdeutsch; „‚siehe, es ging ein Säemann aus zu säen. Und es begab sich, indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen es auf.' Na ja! Das sind halt die lustigen Vögel, die Galgenvögel, die dir deine Saat fressen, weil sie dich von der Arbeit weg und zum Unfug locken. Ei Donner! denen sag ‚marschier'!' und bleib wo du bist! — ‚Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte' — — Is nur so ein Gleichnis, weißt: von deinem steinharten dummen Schädel is die Red', in den oft nix 'neingeht. Na, dann wird's auch danach, nämlich mit der Saat: ‚Und dieweil es nicht Wurzel hatte, verdorrete es.' — Aber jetzt gib acht, Bursch! Spitz dein Ohr und gib acht! ‚Und etliches fiel unter die Dornen —'"

Der Alte schob die Brille zurück, sah mit den kleinen, schwachgefärbten Augen den Jüngling ingrimmig forschend, fast vernichtend an. Dann sank die Brille wieder auf den gewaltigen Nasenerker herab, und er begann noch einmal:

„‚Und etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen empor, und erstickten es, und es brachte keine Frucht.' — Gott's Blitz! Weißt, was das sagen will?"

Richard schüttelte wieder den Kopf.

„Für dich, mein' ich, du Teufelskerl? Die Dornen

— die sind halt justement das, was ihr die Rosen nennt. Die Rosen! Verstehst? Die Lieb'. Die ‚wunderschöne Lieb'. In die stürzt sich das Bübche hinein, als wie nit gescheit; und sieht so e klein dumm Mädche für den Wegweiser ins Himmelreich an. Und rennt vor Verzückung umher wie 'n Bürstenbinder; und verträumt und verlumpt seine schöne Zeit. Merkst den Pfiff, du? Ich red' von dir. Ich war wieder in Würzburg, aber jetzt bin ich hier und hör' dies und das . . . Nein, bleib sitzen. Weil ich was Gutes mit dir vorhab', darum red' ich drüber; sonst schwätz' und pappl' ich nit wie die alten Quatschen. Will nur sagen: laß dir deine Gottessaat nit von diesen Dornen ersticken! Aus so 'nem Wegweiser ins Himmelreich wird auf die Letzt' meist 'ne wüste Schachtel; und dir ist dein Bestes weg. Dagegen, wer sich von nix anfechten läßt —"

Er sah wieder ins Buch: „‚Und etliches fiel auf ein gut Land, und brachte Frucht, die da zunahm und wuchs; und etliches trug dreißigfältig' — ei Donner, das wär' schon genug! — ‚und etliches sechzigfältig, und etliches hundertfältig.' ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre!'"

„Hast du's gehört?" fragte der Alte, indem er zu diesen drei Worten drei tiefsinnige Gebärden machte.

„Ja, mit tausend Ohren."

„Na, das is genug! — Jetzt also zu der Hauptsach', Richard Neidlinger, warum wir hier sitzen. Weißt, ich leb' nimmer lang'. Wenn man einmal so ein dicker Knollen worden is und so schwer schnaufen thut, da steht der lange beinerne Herr mit der Sense schon hinterm Lehnstuhl; — na, 's is einerlei. Ich hab' 'n gut Stück

gelebt. Nun möcht' ich aber mit meinem Geld noch was Gutes thun; und fürs nächste — denn von dem andern reden wir später einmal — fürs nächste möcht' ich ein paar junge Burſche, in die der Säemann was geſäet hat, ſo recht wetterfeſt machen; dazu gehört halt Geld. Mein Vater war ein Rothenburger, und in Rothenburg möcht' ich mich zur Ruh' ſetzen und hernach auch legen; drum bin ich auf zwei Rothenburger Buben verfallen: auf den Fritz Hochſtetter und dich. Ihr ſeid die beiden Spirituſſe! Aber bei euren Herren Vätern hapert's mit dem Geld. Mit denen bin ich ſchon einig worden: ich laſſ' euch was lernen; alles was ihr wollt. In Nürnberg; ein paar Jahr' lang. Dann kommen wir drei wieder zuſammen, und dann wird ſich's ausweiſen, wer von euch — — aber das eilt noch nit! — — Was er für'n Geſicht macht, der Burſch. Er muckſt ſich nit, er macht keinen Zucker; aber Augen wie Teller. Und die Farb' is weg. Wär dir's recht oder nit?"

Richard wußte nicht, was er ſagen ſollte um ſich Luft zu machen. „Herr Gullmann!" bracht' er nur vor. „Herr Gullmann!"

„Gut, das is auch 'ne Antwort," ſagte Gullmann und lachte. „Alſo wären wir einig! — Laß dir nur noch ſagen: Du haſt deinen eigenen Kopf und deinen beſonderen Sinn; 's is mir recht; juſt darum nehm' ich dich. Ganz nach deinem Kopf ſollſt du lernen; und der Fritz Hochſtetter auch. In Nürnberg weiß ich ſo einen, der das Ding verſteht; 'nen richtigen Hauptkerl, aus aller Philiſterei heraus; und ein fideles Haus beim Schoppen Wein — aber das gehört nit hierher. Der wird ſchon deinen Weg mit dir gehn: da wirſt all deine Sprünge machen —

zeichnen, schlossern, zimmern, schnitzen, Maschinen bauen, Tod und Teufel — was er dich nit selber lehrt, da führt er dich hin. Richard Neidlinger! Ich werd' selber noch einmal jung, wenn ich daran denk'. Blasser Kerl du, mit den beiden Leuchtkugeln da. Willst oder willst nit?"

Richard seufzte nur, warf sich auf einmal auf die beiden Hände des Alten, küßte sie und ließ sich nicht wehren.

VI.

Der erste große Ausflug in die Welt, welche Seligkeit; aber — „Scheiden und Meiden thut weh!" — Aus diesen Scheidetagen war dem zurückdenkenden Richard ein Bild vor allen lebendig: er saß mit Lene oben am Bergrand, gegenüber der Stadt; wie waren sie dahin gekommen? er wußt' es nicht mehr. Hart über dem Abhang saßen sie, da wo einst die „Engelsburg" aufstieg; unter ihnen krümmte sich die Tauber um die lange Bergzunge, auf der die alte Landesfeste „Rothenburg" gestanden, die Mutter der Stadt. Am wasserarmen Fluß leuchtete es von Gänsen, Enten, auch Schafen; Pappeln begleiteten seinen gewundenen Weg, nicht in Reih und Glied wie Soldaten, sondern anmutig hier und da verteilt. Die Abendsonne, im Rücken der beiden, war meist in Wolken versteckt; mitunter warf sie einen langen, glühenden, gleichsam abschiednehmenden Blick auf die berghohe Stadt. Die Füße ins Gras gedrückt saßen sie so da, schwiegen eine Weile; dann zählten sie die Türme, die großen und die kleinen; jedes zählte für sich, sie wurden aber nicht einig: Lene kam immer nur bis vierundzwanzig, Richard noch auf einen mehr. Endlich ward das Mädchen ganz still; sie

hatte den Ellenbogen aufs Knie gestützt, das Kinn auf die Hand; ihre Atemzüge wurden gar lang. Bemüht, sich wie ein Mann zu fassen, fragte der Bursch nach einem tiefen Schweigen: „Wem sieht das Rothenburg gleich? Weißt du's?"

„Ach du Uebergescheiter," gab sie nur zurück. — Einen Augenblick sann sie, dann setzte sie lächelnd hinzu: „Einer Stadt sieht's gleich."

„Nein, so mein' ich's nit. Der Stadt Jerusalem soll's ähnlich sein: weil's auch so lang und kahl auf'm Berg liegt. Das haben schon die Kreuzfahrer gesagt in den alten Zeiten."

„Was geht mich Jerusalem an," murmelte das Mädchen. — „Daß du nach Nürnberg gehst!"

„Lene!"

„Na ja. Kaum hat man so 'nen Windbeutel kennen gelernt, wupp is er weg!"

Richard erstickte einen Seufzer, von ihr abgewandt, auf die duftig blauen, fernen Wälder der Frankenhöhe starrend. „Zu Weihnachten soll ich auf Besuch nach Haus kommen," sagte er mit Fassung; „jetzt haben wir noch Juni; das is nit gar so lang. — Wenn du mir nur sagen thätst, Lene: ‚Ich bleib' dir ganz gewiß gut, und ich werd' deine Frau'!"

„Ach du komisches Ding du: wann willst du denn heiraten. Bist eben erst sechzehn alt. Wie lang' sollt' ich denn hocken und warten?"

„Schon gut; sag mir nix. — Aber das könnt'st du sagen: ‚Du bist jetzt mein Liebster, ich hab' keinen so lieb wie dich!'

„Wen sollt' ich denn sonst lieb haben?" fragte sie,

als Antwort. „Aber du — du läufst dem Hannchen nach. Gelt, ich wär' dir doch noch viel lieber als jetzt, wenn ich schön schief und lahm wär' und du könnt'st mich grad' machen!"

Richard lächelte; er sagte nichts. Es durchfuhr ihn leise etwas: sein alter Traum, seine ahnungsvolle Zukunft. Plötzlich kam ihm dann eine närrische Vorstellung: er sah sich auf dem Cobolzeller Steig in die Stadt hinaufreiten, als berühmten Mann; am Thor und an den Mauern standen die Rothenburger, schwenkten ihre Hüte, ihre Sonnenschirme, und riefen ihm Vivat zu. Einer trat ihm entgegen, einen Becher mit Wein in der Hand: „Edler, großer Sohn unsrer Stadt! der größte seit dem Toppler!" ——

„Was starrst du da unten an?" fragte Lene nach einer tiefen Stille.

„Siehst du das schmale Häuschen da bei der alten Mühle? das aussieht wie 'n Turm?"

„Das nach oben breiter wird?"

„Ja."

„Aber das kenn' ich ja doch. 's is das Toppler-Schlößchen."

„Lene! Das war ein Mann! Der größte von Rothenburg! Der hat's groß gemacht. Hat die Jakobskirch' gebaut, und viel Land erworben, und Kriege geführt weit ins Reich hinein. Und die Stadt gedehnt, und —"

„Und unten im Rathaus, im Kerker, is er elend verstorben. Ich weiß auch was, du!"

„Nu, was liegt daran?" — Mit einer verächtlichen Gebärde warf Richard diesen Einwand weg. — „Jeder stirbt einmal!"

„Aber so! Das macht einem ja ein Gruseln —"

„Mir nit. Wenn man dafür ein großer Mann war, vor dem sie alle Respekt hatten! — 's war unser Landsmann, Lene; der Bürgermeister Heinrich Toppler. Bist nit stolz auf ihn? Kannst dich nit begeistern?"

„Laß mich gehn, du Sinnierer," sagte Lene mit einem liebreizend scheltenden Blick. „Was sekierst du mich mit dem alten Kriegsknecht. Sieh, wie jetzt die Sonn' auf all den roten Ziegeldächern brennt; wie das goldig schön is. — Lauter rote Dächer! Noch kein schwarzes, neumod'sches!"

„Das is halt die Schönheit. — Kannst dich sonst gar nit begeistern, Lene?"

„Werd' du nur was, du Naseweis; und hab dann viel Geld!"

„‚Viel Geld' . . . Von dem red' ich nit. — Guck' einmal auf das Haus da oben an der Stadtmauer, beim Burgthor; mit den Strebepfeilern. Da war dazumal der Doktor Carlstadt versteckt, der vom Bauernkrieg; sollt' auch wie all die andern auf dem Markt hingerichtet werden; sie kamen schon, um ihn zu fangen: da ließ ihn ein edles Fräulein in einem Korb in den Graben 'nunter — und er kam davon. Könnt'st du auch so was wagen, Lene?"

Ihr stummes, nachdenkendes Gesicht leuchtete ihn an.

„Lene! Du! Thät'st du das für mich?"

„Aha! Für ihn! — Für den Schlingel da!"

„Sag mir ebbes Gutes. Nur daß mir's in Nürnberg nit die Geduld verreißt — wenn ich so allein bin. Lene! Ohne dich!"

Sie schlug ihre Fußspitzen zusammen, und dann ihre Fersen. „O ja," sagte sie darauf; „für dich thät' ich was. Wie viel, weiß ich nit. Frag nur nit so viel. Werd was! Und krieg viel Geld!"

„Wieder ‚viel Geld‘,“ dachte er und bekam einen Stich ins Herz. Er sah sie zornig, geringschätzig von der Seite an; — je länger er aber hinsah, desto schöner ward sie. Das kastanienbraune Haar, jetzt ehrbar gewunden und aufgesteckt, glänzte in der Sonne. In den Lippen lachte das rote Blut. Die geschmeidige Gestalt saß so lieblich atmend da; der junge Busen hob sich, als freue er sich seines neuen Lebens. Es ging ein Duft von ihr aus, wieder als wär' sie der Frühling; wie von den kleinen wilden Rosen, die er heut am Weg gepflückt, die ihn mit ihren Dornen blutig zerstochen hatten. Sehnsucht überlief ihn. Sie jetzt in die Arme nehmen! dachte er; sie ganz darin begraben! Und dann — — dann wie ein geringeres Wesen, wie ein niederes wieder von sich stoßen!

Lene stand aber auf. „Ei Sapperment, ich muß heim!“ sagte sie. „O wie schad', daß man gehn muß. 's is der letzte Tag; denn morgen hab' ich keine Zeit.“

„O Lene! — Sich trennen!“

„Ja, ja. Recht lendenlahm wird die Zeit dahingehn. Weißt was? Ich bin dir wirklich sehr gut. Möcht' dir auch gern was recht Schönes sagen; aber ich bring's nit 'raus. Vorhin hab' ich mir gedacht: was sag' ich ihm, daß ihn's freut? Vielleicht: ‚du goldig Bübche‘? Aber da hat's gleich in mir gelacht. Und wie viel Schönes können die Leut' oft einander sagen, und kein Wort is wahr. O du falsche Welt! — Mein lieber Bub, ich muß gehn.“

Ihm ward wieder schwül ums Herz. „Bleib doch noch ein wenig,“ sagte er; „ich führ dich dann einen kürzeren Weg. Ins Vorbachthal hinunter, und dann drüben auf dem ‚kurzen Steig‘ zum Klingenthor hinauf.“

„Ins Vorbachthal? Gibt's von hier einen Weg?“

„O ja, so 'ne Art von Weg. Oder wir klettern gradaus hinab."

„Klettern? Das is fein!" — Ihre Augen wuchsen, auf ihren Wangen begannen die kleinen Freudenrosen zu glühen. „Mein herrlicher Jung'", sagte sie mit einem raschen Lächeln. „So, nun is's heraus. Nun hab' ich dir gar was Gutes gesagt. Du läßt dir's einrahmen; gelt? — Jetzt führ' mich ins Vorbachthal!"

Sie gingen oben am Abhang eine Weile fort; eben sank die Sonne, als sie über dem steilen, aber bewachsenen Absturz standen, der in die wilde Einsamkeit dieses kleinen Seitenthals hinabschaut. „Da müssen wir halt hinunter," sagte Richard. „So von Baum zu Baum, oder von Strauch zu Strauch. Wenn man einmal ausrutscht, das thut nix: rechts oder links oder weiter unten gibt's doch wieder 'nen Halt."

„Ei Donner!" murmelte Lene.

„Hast Furcht?"

„Das nit, aber Angst," sagte sie lächelnd. „Wie oft bricht man sich da wohl den Hals?"

„Gar nit. Nimm meine Hand. Ich halt' dich!"

Er hatte sie schon, ihre vom Schreck gekühlte Hand. So stiegen sie denn hinab; aber auf der steilen Glätte ging's nicht lange gut. Sie strauchelte, stürzte und riß ihn mit. Ueber einem zähen Busch, der sie schützte, sank sie auf die Kniee. „Ei," sagte sie nach einer Weile — sie war bleich geworden —: „das is ja ein Spaß, daß einem schier der Kopf verspringt. Und so wenig Bäum' sind da weiter unten. Da bricht man sich heilig den Hals!"

„Arme Lene! — So mit der Hand allein kann ich

dich nit halten. Komm, steh auf und ich nehm' dich so!" — Er zog sie in die Höhe und schlang einen Arm um das schlanke Wesen. Sie ließ es geschehn; sie zitterte ein wenig. Vorsichtig stiegen sie weiter abwärts; sowie sie zu straucheln begann, zog er sie fester an sich, und all dieses Warme, Weiche, Schmiegende ruhte auf seiner Brust. Es war ihm noch nie geschehn; ihm schauerte auch die Freude durch die jungen Glieder. „Strauchle nur!" dachte er. „Strauchle du nur immer!" — Sie kamen langsam weiter, für ihn viel zu rasch. Lene aber ward blaß und rot, er sah es. Er hörte auch, wie ihre Zähne aufeinanderschlugen. Ihr jungfräuliches Gefühl schien sich zu empören. Sie strebte aus seinem Arm hinweg; doch aus Furcht vor dem Absturz sank sie gegen ihn zurück. „O du —!" seufzte sie endlich leise.

„Was ist?" fragte er.

Sie antwortete nicht.

„Was wisperst du? — Hast du was gesagt?"

Sie blieb still. Plötzlich riß sie sich von ihm los, und eh er sich's versah, glitt sie aus und rollte eine Strecke abwärts. Mit einem Aufschrei eilt' er ihr nach. Sie wälzte sich, ohne einen Laut; ihr Kopf sank nach unten; bald hielt aber ein Baum sie auf, gegen den sie mit dem Rücken fiel, als wär's eine Lehne. Ein Teil ihres Kleides war emporgezerrt, ein Knie bloß geworden; es leuchtete ihn an. Richard erschrak über diesen Anblick; fast begann er zu zittern. Er blieb stehn; er wußte nicht, wohin. Er glaubte das Schönste und Seltsamste zu sehn, was man sehen könnte. Das Glück rieselte an ihm hinab.

Lenes träumende Augen erwachten ganz; sie blickte über sich hin, fuhr zusammen und schob ihr Gewand zu-

recht. Dann schaute sie mit einem bangen Frageblick zu Richard hinauf. „Hast du was gesehn?“ sagte sie leise.

Er schüttelte den Kopf. „Was denn?“ fragte er unschuldig.

„Na, dann is's gut!“ — Sie lächelte ihn beruhigt an; so holdselig hatte sie noch nie gelächelt. Ihre Lippen waren noch blaß. Sie stand auf.

„Nein, nein!“ sagte sie, als er näher trat; „nit wieder helfen! Laß nur. Ich mach's ganz allein. Ich hab' die lahme Seel' wieder beieinander —“

„Ich trag' dich!“

„Bist verruckt? — Nein, ich trag' mich selbst. Ich fall' nit wieder. Geh du nur fein voraus; ich komm' dir schon nach. Marschier'!“

Er gehorchte stumm. Mit dem Glück war's aus. Langsam stiegen sie hinunter, das Mädchen immer hinter ihm; sie hielt sich gut, es geschah ihr nichts mehr. Unten im engen, steinigen Thal gingen warme Lüfte; aber die Schatten der beginnenden Dämmerung waren leichenfahl. Aus den Büschen der andern Thalwand schlug eine Nachtigall; er hörte sie nicht gerne.

Sie kamen an die Tauber, und über die Brücke zur Stadt hinauf; er brachte sie heim, ging nach Haus. Im Mondlicht spät eingeschlafen, erwachte er bald aus einem närrischen Traum: Lene saß oder lag irgendwo, er sah wieder ihr leuchtendes Knie, aber es ward ihr Gesicht daraus und lächelte ihn an. Verwundert, daß ein Knie so lächeln könne, und so gar holdselig, wachte er auf. Sein Herz schlug so stark. Er verwunderte sich noch und hauchte Küsse in die Luft; dann liefen ihm Thränen aus den heißen Augen; Frühlings-, Sehnsuchtsthränen.

VII.

Wie die Zeit sich zusammenschiebt, wenn sie älter wird! Wie in Bergwerken ein gehauener Gang allmählich enger und enger wird, denn der Berg ist „lebendig“ und drückt: so werden die vergangenen Jahre vom Gedächtnis in sich zusammengepreßt. Wie schmal nahm sich jetzt, nach einem Vierteljahrhundert, das erste Nürnberger Jahr aus, von Richard in so vielfacher Arbeit, in jugendlicher Erregtheit doch so einförmig verlebt! In seinem Dachzimmerchen am Gänsemarkt, hinter der Frauenkirche — er sah auf das erzgegossene „Gänsemännchen“ hinab — bohrte er sich seinen Weg in die Zukunft, mit allen Werkzeugen grabend, die er fassen konnte; bald unter den Augen seines neuen Meisters, bald allein; oft mit Fritz Hochstetter zusammen, öfter noch heimlich für sich; manchmal abenteuerlich, etwas Unmöglichem nachlaufend — seine sechzehn, siebzehn Jahre! — immer aber die Augen auf ein Ziel gerichtet, das aus jedem Nebel wieder hervorkam, etwas *näher*, deucht' ihm... So war es Sommer geworden, mehr als ein Jahr dahin. Richard saß in seiner Kammer, die Nachmittagssonne schien herein; er hatte sich müde „geschanzt“, sehnte sich nach Haus. Heimweh nach der braunen Lene, sonst so tapfer bekämpft, schlich sich in das unbewachte, verlassene Gehirn und setzte sich auf den besten Platz. Er beneidete den Hochstetterfritz, den der Schicksalsvater Gullmann vor sechs Wochen nach Rothenburg heimberufen hatte, um dort von einem schleichenden, zähen Unwohlsein besser zu genesen. Wie gern hätt' er von seinem Ueberreichtum an Gesundheit mit Jugendübermut ein Stück hingegeben, um dafür in Herrn Rothbarths Weinstube zu treten, oder mit Herrn Rothbarths Tochter im Vorbachthal zu klettern!

Nach einem wohlbekannten Klopfen, das ihn überraschte, trat eben dieser Beneidete ein: der schlanke Hochstetterfritz, scheinbar noch etwas magerer geworden, die schmalen Wangen fast noch ein wenig hohler; aber der Schnurrbart, der junge, war heftig gewachsen, und die Augen hatten noch mehr als sonst einen scharfen und kühnen Blick. „Grüß' dich Gott," sagte Fritz, nach seiner alten Neigung etwas überlegen lächelnd. „Ich melde mich gesund. Rothenburg läßt grüßen! — Hast mich noch nit erwartet, das merk' ich. Briefe schreiben thu' ich halt nit gern, so wenig wie du. Soll dir übrigens vom Herrn Gullmann sagen: er hat sich nun ganz nach Rothenburg gezogen; und die Zeichnungen und Arbeiten, die du ihm geschickt hast, haben ihm gefallen; sollst so weitermachen. Meine gefallen ihm auch. Wenn's wieder Frühling wird, dann sollen wir beide nach Rothenburg kommen, zu der ‚großen Schlacht'; was er aber damit meint, das sagt der Alte noch nit. Kurz, er läßt dich grüßen!"

„Und Lene Rothbarth nit?" hätte Richard fragen mögen; er blieb aber still.

„Jetzt laß dir aber was verzählen," fing der schnauzbärtige Fritz nach einigen Zwischenreden plötzlich an: „mir is's kurios ergangen. Die Rothbarthslene — jetzt 'ne große Dam' — — laß mich aber ausreden — — also die Rothbarthslene hat mir's angethan; aber wie. Ausreden lassen, hab' ich dich gebeten. Du weißt, ich hab' sie kaum gekennt; zu Weihnachten warst du viel mit ihr, ich ein einzig Mal. Jetzt bin ich oft beim Rothbarth gesessen, mit Gullmann — denn Wein, sagt der Alte, is das beste Medikament — und da is halt das Unglück geschehn. Da hab' ich denn gemerkt: ei Donner, die is

was Apartes! Nit so 'ne verzogene Pupp', wie die meisten halt, oder was Niedlich's und weiter nix; ganz im Gegenteil: schneidig und auch kantig; aber das gefallt mir so. Kurz, 'ne weiße Schnepfe. Und in selbige weiße Schnepfe bin ich auf Tod und Leben verliebt!"

„Und warum verzählst du mir das?" fragte Richard, der nun selber hörte, wie seine Stimme bebte.

„Das will ich dir sagen. Weil ich sehr ernste Absichten hab'" —

„Denkst du, ich hab' keine? Hast du nie gehört, daß ich die Lene lieb hab'? ein Jahr länger als du?"

„Ja, das weiß ich schon. Aber laß dir sagen: 's is doch 'n Unterschied. Nur einmal ausreden lassen . . . Wenn du auch älter aussiehst, als du bist, und auch mehr im Kopf hast: bist doch anderthalb Jahr' jünger als ich. Gelt, das is 'n Vorsprung. Man sieht mir's ja auch an: der Schnauzbart. Is mächtig gewachsen, wie? Und wenn der Alte nit beim Wein geschwätzt und gepappelt hat, wenn 's mit seinen dunklen Reden und Anspielungen noch einmal heller Tag wird, so daß ich zu Geld komm' — dann heirat' ich sie auf'm Fleck. Sollt'st mir's vergönnen, Richard. Dein Herz hat sich hier in Nürnberg nach und nach verkühlt, meins ist brennend heiß. Sag mir: ich lass' sie dir!"

„Ich dir meine Liebste —?"

„Das wär' sie denn doch noch nit. So 'ne Bubenliebschaft . . . Aber weißt, ich will nix umsonst; oder wie sie hier in Nürnberg sagen: ‚ummasunst is der Tod!' Wenn du sagst: ich lass' sie dir, werd' ich dir's vergelten. Sag, was du von mir willst. Kann ich's thun, so thu' ich's!"

„Versuch's," sagte Richard kurz. Er ging zu seinem Werkzeugtisch, nahm zwei von den Schnitzmessern und hielt dem Fritz eines hin.

„Was soll das?"

„Ausmachen wollen wir's. Jeder so gut wie er kann. Wenn's gar is, dann weiß man, wer sie haben soll!"

Fritz Hochstetter trat zurück. „Bist du toll?" sagte er und versuchte zu lachen. „Befehl' mich Ihnen, dank' recht sehr! Solche Späß' mach' ich nit mit; verruckt bin ich nit. — Mord und Spektakel, was du für glühende Kohlen im Kopf hast. Nein, liebe Leut', so was thun wir nit."

„Na, was willst dann thun? Mir sie abkaufen, du Handelsmann?"

„Von abkaufen war keine Red'. ‚Vergelten' hab' ich gesagt. Aber willst du das nit, du stolzes Herrchen, na dann lassen wir's. Gut, dann kämpfen wir halt um sie; aber nit a so; sondern mit dem Kopf! Bist vielleicht ein besonderes, armdickes Kirchenlicht, das mag ja sein; aber ein vernagelter Lump bin ich auch nit. Der alte Gullmann sagt mir: du wirst was! Und Schneid' und Ausdauer hab' ich auch. Kurz: der, wo zuerst zu was kommt, der nimmt sich die Lene!"

„Der ‚nimmt' sich die —?"

„Oder glaubst du mehr an dein Messer als an deinen Kopf?"

Dieses Wort machte Richard stumm. Ihm kam ein andrer Gedanke: er ging zu einem kleinen Schrein in der Wand und kehrte mit einer starkbestaubten, verkorkten Flasche zurück; dann holte er ein Weinglas und ein Wasserglas — mehr hatte er nicht — und stellte sie zu

der Flasche auf den Arbeitstisch. Mit dem Korkzieher an seinem Taschenmesser riß er den Pfropfen heraus.

„Was soll das?“ fragte Fritz Hochstetter wieder.

„Das is meine letzte,“ antwortete Richard, sich sehr ruhig und kaltblütig stellend. „Vor ein paar Monaten hat mir Gullmann ein Dutzend Flaschen Wein geschickt; zum Geburtstag, weißt. Diese eine, die hab' ich noch.“ — Er schenkte ein und schob dem verblüfften Fritz das Weinglas hin. „Trinken wir sie aus.“

„Wir zwei miteinander?“

„'s is ja sonst niemand hier.“

„Auf was denn? Auf ehrliche Feindschaft?“

„Na, auf was denn sonst?“

Fritz Hochstetter mußte sich noch eine Weile fassen; endlich war er auch auf dem Gipfel, nahm die Sache groß und ergriff sein Glas. „Bist doch ein Teufelskerl!“ sagte er fast bewundernd — ein wenig Herablassung blieb dabei; auch strich er seinen Schnurrbart — und stieß mit dem Teufelskerl an. „Gut! trinken wir sie aus!“

Sie setzten sich und tranken. Sie sahen einander in die heißen Augen. Die Schnitzmesser lagen nicht weit von ihren Gläsern auf dem mit Zeichnungen bedeckten Tisch. „Auf was trinken wir denn?“ sagte Fritz, in der Aufregung die Stimme hebend. „Auf die braune Lene?“

„Laß die Lene jetzt. — Gelt, der Wein is gut!“

„Gullmanns Weine sind immer gut. — Gullmann läßt dir noch sagen, du: 's thät' ihn freuen, daß du die Parabel vom Säemann auswendig gelernt hast. Sollst sie nimmer vergessen; auch das von den Dornen nit. — Ich weiß nit, was er meint.“

„Ich weiß!“

„Auf ehrliche Feindschaft, Richard!"

„Das hast du schon einmal gesagt. Tauch nur deinen Schnauzbart ein und trink auf was du willst!"

Sie lachten einander an; dann glühten wieder die ernsten Augen. Die hereinbrennende Sonne, die Eifersucht, die Liebe, der Wein legten sich ihnen alle ins Blut. Aber fest entschlossen, sich wie Männer zu halten, schwatzten sie gegen einander an, immer „fideler", immer lauter... „Da liegen ja kuriose Sachen!" rief Hochstetter, auf all die Zeichnungen deutend, unter denen der lange Tisch verschwand. „Arme, Beine, Maschinen, Gerippe, nackte Leute — und allerlei Teufelszeug, das ich nit versteh'. Was suchst du jetzt, du Sinnierer? Den Stein der Weisen, oder den Schlüssel Salomonis, oder den Urmenschen?"

„Vielleicht noch was andres," sagte Richard kurz.

„Ach geh. Kennst du deinen Faust nit?" — Sie hatten den ‚Faust' mit Jugendfeuer gelesen, zusammen und allein, und sich in Wortgefechten schon manches Mal mit Faustworten bombardiert. — „Wie sagt dir der Mephistopheles?

‚Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, von einem bösen Geist
Im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide!'"

„Allemal läßt du was aus," entgegnete Richard. „Der Mephistopheles red't auch nit von mir. Ich ‚spekulier'" nit wie die Logiker und die Philosophen, sondern Maschinen und Naturkräfte und heilsame Instrumente such' ich; ganz was Nützliches."

„Instrumente!" rief Hochstetter aus, sein halbvolles

Glas emporhaltend. „Natur! Natur! — Da haſt gleich die Antwort vom ſelbigen Fauſt:

Ihr Inſtrumente freilich ſpottet mein;
Zwar euer Bart iſt kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur der Hülle nicht berauben —

„‚Des Schleiers‘ heißt's!“ warf Richard ein, auch mit voller Stimme. „Du redſt mir von ‚Natur‘; was weißt du von Natur? Da ſteht's! Da ſteht alles!“ — Er ſchlug mit der ſonnenheißen Hand auf ein Buch, das zwiſchen den Zeichnungen lag. — „Das is das Evangelium von der Natur!“

„Das is ja ein Goethe-Band —“

„Freilich is's vom ſelbigen Goethe. Armer Kerl du, das kennſt noch nit! — Als ein Dreißiger hat er's geſchrieben; da is dir Gefühl drin, da is Feuer drin. Gedanken über die Natur! ‚Sie iſt feſt.‘ Die Natur halt. ‚Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar. Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen, allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann —‘“

„Den ihr niemand abmerken kann! Da hörſt du's, du Sinnierer!“

„Das thut mir nix; das trifft mich nit. Gleich darunter ſteht: ‚Mit allen‘ — den Menſchen nämlich — ‚treibt ſie ein freundliches Spiel, und freut ſich, je mehr man ihr abgewinnt.‘ Sei nur ruhig, du Mädchenknecht. Ich werd's ihr abgewinnen! werd's ihr abgewinnen!“

„Nun, dann sei froh. Aber ich wär' ein Mädchenknecht? Du, mach's nit zu arg —"

„Hab' ich gesagt ‚Mädchenknecht'?"

„Freilich hast du's gesagt. Und drum laß dir sagen —"

„Gar nix! Ich nehm's zurück: denn du bist mein Gast. Trink aus! Ich schenk' wieder ein! — Werd's ihr abgewinnen; das da, das Buch da zeigt mir den rechten Weg! Hör zu: ‚Sie hat wenige Triebfedern' — die Natur — ‚aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.' Ihre Triebfedern richtig stellen, wenn sie unrecht wirken — das is's! weiter nix! Dann laß sie walten und schalten, dann wird sie's schon machen. Die Natur, Fritz Hochstetter! Die ewige, die große Natur!"

„Ich hör' schon," sagte Fritz; „brauchst nit so zu brüllen. Was du aber mit den Triebfedern sagen willst, das versteh' ich nit. Donnerwetter noch einmal, wird mir heiß im Kopf . . . So viel Sonnenschein gibt's ja nit, wie du hier im Zimmer hast. Ich sitz' drin wie im Feuer. Austrinken und gehn!"

Richard schwieg; er fühlte auch: „Besser, wenn er geht! Der versteht nix von der großen Natur, und er will die Lene . . . Und mein Kopf verspringt!"

„Richard!" sagte Fritz, sein Glas wieder hebend, den Wein halb verschüttend. „Ich trink' auf dein Wohl — und auf meinen Sieg. Is dir's recht?"

„Ja, Sapperment, 's is mir recht. Ich trink' auch nit anders. Gut Freund und gut Feind!"

„Gut Freund und gut Feind!"

Sie tranken einander zu; sie versengten sich gegenseitig mit den scharfen Augen (die einen braun, die andern

blau); aber über die jungen Gesichter ging ein redliches, ehrenfestes Lächeln.

Dann schüttelten sie sich die Hände zum Abschied. Ueber Richard kam wieder der tiefste Ernst seines hohen Glaubens; er rief mit mächtiger Stimme: „Die immer wirksamen Triebfedern, Fritz! — Ich werd's ihr noch abgewinnen!"

„Ja, ja; der Natur. — Aber ich werd' dir's abgewinnen. Das is meine Hoffnung. Du, der Wein war gut!"

VIII.

So kam sie denn allmählich heran, die angekündigte „große Schlacht"; größer, als der alte Gullmann gedacht hatte: denn es ging auch um die „wunderschöne Lieb'". Am Tag nach dem zweiten Pfingstfest saßen sie in Rothbarths Halle beisammen, der Alte, Richard und Fritz; die drei ganz allein, denn der Rothenburger Weindurst hatte sich an den Feiertagen erschöpft; die Halle war aber wieder herrlich geschmückt; und aus den jungen Birkenblättern kam noch frischer Duft. Es war erst der fünfzehnte Mai, denn Ostern war auf einen der frühesten Tage gefallen. Gullmann, merklich gealtert, hatte langsamer und weniger getrunken als sonst; er saß völlig seitwärts, einen Arm auf der Stuhllehne, seine Lieblingsstellung; oft schloß er die Augen, sich seinen Gedanken oder seiner Müdigkeit überlassend, und atmete laut. Plötzlich wandte er sich wieder den beiden jungen Leuten zu, betrachtete sie mit durchbohrendem, vernichtendem Ernst, lächelte sie ein wenig an, und begann zu sprechen.

„Also daß ich's jetzt sag': denn dazu hab' ich euch

kommen lassen — und getrunken is für heut genug. Es sind bald zwei Jahr', daß ich mich um euch angenommen hab'; Gott sei Dank, ich war nit dumm: das hat sich erwiesen. Denn ihr frischen Buben habt euer Glück bei den Haaren gepackt, und habt eure Sach' fein geschickt gemacht; der Richard und der Fritz. Nur nit stolz drum sein; sondern wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlagen und denken: Gott, sei mir Sünder gnädig! Denn wie steht geschrieben, ihr Kinner? ‚Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden!' — Also, was ich sagen will. Ich leb' euch kein Jahr mehr; das is meine Meinung. Nix dreinreden, Fritz. Weib und Kind hab' ich nit; einen einzigen Neffen, der is schief gewachsen, lebt in lauter Lumperei, sogar Buberei, kriegt keinen roten Heller von mir. Da hab' ich halt drei Teile gemacht: fünfzigtausend Gulden lass' ich der Stadt Würzburg, fünfzigtausend der Stadt Rothenburg, wo ich sterben will — und den Rest, wird auch ungefähr fünfzigtausend sein, den soll der von euch haben, der die Schlacht gewinnt! — Jetzt machen sie Augen, die Herrchen. Wer die Schlacht gewinnt! Anders thu' ich's nit. Mein Geld soll an den Besten kommen; auf meinem letzten Kissen will ich mir halt sagen: ‚ich hab's gut verwendet'; oder wie sagte dieser macedonische König, der große Alexander: ‚dem Würdigsten!' Das gefallt mir gut . . . Nu? Was sagt dann ihr?"

Die beiden Bursche waren stark verdonnert von so einem traumhaften Glück. Es dauerte eine gute Weile, bis sie etwas Zusammenhängendes, Vernünftiges sagten; dem Fritz gelang es zuerst. Nachdem er seine verworrenen

Gefühle ausgeschüttet hatte, fragte er den Alten: „Und wie soll sich's dann zeigen, wer der Beste is?"

„Dazu kommen wir jetzt," sagte Gullmann mit einem verzehrend scharfen Ratsherrnblick, der von einem zum andern ging. „Ich will euch noch zwiebeln: denn für nix is nix. Von eurem Nürnberger Meister hab' ich mir 'ne Aufgab' verschrieben, die ihr lösen sollt; da is so von allem was drin: von Fabriken, Gebäuden, Maschinen und all diesem Teufelszeug. Da könnt ihr zeigen, ihr Buben, wer 'nen hellen Kopf hat, wer seine Sach' gründlich und akkurat durchdenkt, wer ein Zeichner is, wer sauber und ordentlich is — und auch wer seine Zeit nit verliert: denn ich halt' euch kurz. Morgen früh kommt ihr zu mir und ich geb' euch die ganze, lange, verwickelte Geschicht'; vierzehn Täg' danach, um dieselbe Stund', bringt ihr mir euer Exercitium. Wer nit fertig is, der is verspielt. Wer's schlechter gemacht und verloren hat, der darf mir nix vorheulen und sich nit beklagen: er hat zwei gute Jahr' gehabt und find't seinen Weg. Der Nürnberger und zwei Würzburger Herren, meine guten Freunde, sind das Preisgericht. Was sie ausmachen, das gilt. Jetzt nehmt euch zusammen, ihr fidelen Schwerenöter. Jetzt sagt euch ein jeder: ‚So schlag doch ein Donnerwetter drein, wenn ich nit gewinn'!'"

„So muß denn ein Donnerwetter dreinschlagen," antwortete Richard lustig, obwohl ihm das Herz viel Spektakel machte: „denn einer verliert ja gewiß."

„Gib nur acht, du Naseweis, daß es dich nit trifft!" antwortete der Alte. „Sollt' mir leid thun, Bursch ... Aber ich sag' nix. So wahr als ich selig werden will, ich sag' nun kein Wort mehr. Die Kugel is aus 'm Lauf.

Schenk noch einmal ein, Fritz. Wir trinken noch 'n letztes Glas; bei jeder großen Geschicht' muß der Wein dabei sein. Auf gut Glück, wer der Meister wird; — Gott's Blitz! wir trinken auch 'nen ‚Meistertrunk', wie der Altbürgermeister damals vor dem alten Teufel, dem Tilly. Bis zum letzten Tropfen!"

Gullmann trank langsam aus, die „Buben" waren schneller fertig; dann erhob er sich, schaute die beiden wie fragend an, legte jedem die Hand auf den Kopf, und gab ihm einen leichten Schlag auf die Backe. Schwerfällig ging er darauf einem Armstuhl zu, der sich rückwärts an die Treppe lehnte, setzte sich hinein, drückte sich in die Ecke, und schlief fast sofort, die Hände über dem Leib gefaltet.

Richard stand, er faßte noch immer sein Glück nicht; er schloß die Augen. Nach einer Weile hörte er aber leichte Schritte, wohlbekannte, die ihn wieder weckten. Aus der Wohnstube war die Lene gekommen und trat auf die Jünglinge zu. Ein absonderliches Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Die Stirn leuchtete noch ebenso hell wie zwei Jahre früher, die Lippen glühten ebenso rot; aber in ihrem langen Kleid rauschte sie wie eine fertige Dame daher. Sie blieb vor Richard stehn, ein neues Lächeln zeigte ihre kleinen Zähne.

„Lene —!" flüsterte Richard.

„Ich weiß alles," sagte sie leise, auf den schnarchenden Alten blickend. „Dem Vater und mir hat er's schon verzählt. Du, das sag mir: was hast du jetzt? 'ne rechte Angst oder 'nen festen Glauben?"

„Und was hast denn du?" fragte Richard eifersüchtig zurück.

Die junge Dame antwortete nicht; ihre hellen Augen gingen an Richard hinunter und dann langsam an Fritz hinauf, der mit einem aufgeregten Seitenblick herüberschaute. Ihr rechter Fuß trommelte leise auf den Boden. Sie schien sich zu sagen: „Ich weiß ja recht gut, wie's steht; die kämpfen jetzt um Gullmanns Geld und um Lene Rothbarth!"

„Du redst ja nix," flüsterte Richard. „Bist wohl zu klug dazu!"

„Ach du Heimtücker," gab sie ihm nur zurück. Fritz trat ein wenig näher; nun machte sie beiden zugleich eine gar zierliche Verneigung und sagte mit spitzbübischem Ernst: „Ich wünsch' den zwei Herren viel Glück und mach' meinen Knicks!" — Dann deutete sie mit dem Kopf nach Gullmann hin, als wollte sie sagen: „Laßt den Alten jetzt schlafen und geht." Sie fing selber an zu gehn. Mit einer schlängelnden Bewegung — wie eine Eidechse war die schlanke Gestalt — streifte sie noch an Richard vorüber, und unter einem aufleuchtenden Blick hauchte sie ihm zu: „Nimm dich fein zusammen!"

Dann lief sie die Treppe hinauf.

IX.

Der neunundzwanzigste Mai, der Entscheidungstag, war schon im Niedergang; ein schwüler, bedeckter Tag; von Zeit zu Zeit zogen schwerere Wolken heran, die mit Regen drohten: sie prahlten aber nur, denn es fiel kein Tropfen. Richard lief von der Arbeit weg, im Zimmer hielt er's nicht mehr aus; er wollte einen Gang auf dem Weinsteig und weiter an den Mauern hin machen, und dann an den Schreibtisch zurück. Er kam auch bis zum

„Schlößchen", seinem ehemaligen Hauptquartier, von dem er als Tillyscher Oberst das feste Rothenburg zu stürmen versucht hatte. Die feucht-kühle Luft schien ihm wohlzuthun; es war aber doch ein südlicher, blutaufregender Wetterteufel darin; er fuhr als schwüler Wind über das Land und wehte den weißen Staub der drüben aufsteigenden, lichtgelben Leuzenbrunner Fahrstraße über das ganze Thal. In den Staub hinein, über die Doppelbrücke, wanderte eine Mädchenschule, die dann den Hügel hinanzog; wie ein langer, buntfarbiger Wurm kroch es dahin und sang mit rührend kindlichem Plärren, aber unerschrocken: „Herr Vater, Frau Mutter, geschieden muß sein"; darauf weiter oben, noch heller: „Hinaus in die Ferne!" Ein Ochsengespann folgte ihnen, langsam hügelan steigend; oben auf der Höhe standen Frauen in dunklen Kopftüchern vor der grauen Luft, gingen durch die frischgrünen Saaten, neigten und bückten sich, Unkraut zu rupfen oder auszustechen. „Aber was seh' ich denn da?" dachte Richard plötzlich. Links von diesen Frauen, wo die Leuzenbrunner Straße in der Hochebene weiterging, stand eine städtisch Gekleidete in dunklem, aufgeputztem Hut, den geschlossenen Schirm wie einen Stock über die Schulter gelegt — wie's die Lene liebte. Das that sonst keine in Rothenburg. Sie schien in die Ferne zu schauen; dann, mit einer leichten Schwenkung, ging sie weiter, landein. „So schwenkt sich nur die Lene!" dachte er und zuckte. Auf einmal waren die Beine unter ihm im Trab. Als gelte es, ihr Leben zu retten, oder als gehe sie in die Welt auf Niewiedersehen, rannte er zur Tauber hinunter, am Cobolzeller Kirchlein vorbei, über die Doppelbrücke und drüben durch den Staub hinan.

Der Atem verging ihm endlich, da die Straße stieg; er mußte wider Willen in Schritt fallen wie ein müdes Pferd; doch da er Lene nicht sah — sie war oben um die Ecke verschwunden — stürzte er ihr bald wieder in unsinnigen Sprüngen nach. Als er die Höhe erkeucht hatte, meinte er die Spitze ihres Schirms über dem Acker zu sehn. Er verließ die Straße nach links. Nur noch taumelnd, fast blind, jagte er doch vorwärts. Ihre Stimme führte ihn: sie trällerte vor sich hin. In einer Art von Mulde stand er endlich vor ihr; er bemerkte aber, daß sie keine Umrisse hatte, sondern nur eine Art von Nebel oder Wolke war. Sein Herz schlug im Hals, und eigentlich fort und fort. Auf einmal fühlte er auch, daß es ein Unsinn sei, so steif dazustehn; er entließ die Kniee aus ihrem Dienst, und zu seiner unendlichen Erleichterung fiel er in seiner ganzen Länge auf die Erde hin.

„Grüß Gott, Lene!" wollte er sagen; es kam aber nicht heraus. Dem Mädchen dagegen entfuhr ein gesunder Schrei; sie warf sich neben ihm auf die Kniee; „Richard!" rief sie aus. Er ließ sein Herz eine Weile schlagen, wie es wollte; „das bringt einen ja um!" dachte er. Dann versuchte er, sie anzulächeln; dann ihr zu bedeuten, daß das Ding seine Zeit haben wolle, daß er um ein wenig Geduld bitte. „Richard! Aber Richard!" stammelte sie nur. Als sie dann wohl sah, daß er wieder zu sich kam, seufzte sie mit ihrer hellen Stimme: „Ei so krieg' die Kränk', was machst du für Dummheiten?"

„Bin so rasch geloffen," sagte er, noch ganz ohne Ton.

„Warum denn?"

„Dir nach. — Wollt' dich doch sehn. — Den ganzen Berg herauf. — Aber 's wird schon besser!"

„Er kriegt doch wieder sein Gesicht," seufzte sie. „Aber die nassen Haar' auf der Stirn!" — Sie zog ihr Taschentuch hervor; „o du armer, lieber Bub!" sagte sie, ihm den Schweiß damit abwischend: ein mitleidig pflegend mütterliches Gefühl trieb ihr auf die Lippen, was das jungfräuliche verschwiegen hätte. „Warum wollt'st mich denn sehn?"

„Nun — darum halt. Versteht sich das nit von selbst?"

„Ach du Schlingel du! — Mir wurd' im Haus so schwül, da bin ich ausgekniffen. Der Vater will's nit, daß ich so allein herumstrolch'; aber wen hatt' ich denn. Werd' 'nen Wischer kriegen; das macht nix, nachher lacht er wieder."

Richard richtete sich auf. „Das is recht," sagte sie. „Komm jetzt! Gehn wir fort!"

Er schüttelte den Kopf: „Bin noch nicht so weit. Mir is ein wenig taumlig, weißt. Niedersitzen wär' gut!"

„Nun ja, dann sollst du niedersitzen," sagte sie ganz weich. „Hier is's wie 'ne Wand; darunter is Erdbeerkraut. Da setz dich, du dummer Bub. Fein den Buckel anlehnen; und die Augen zumachen. — Gelt, da is's gut?"

„Will's meinen," antwortete er. Es kam noch eine sanfte Schwäche über ihn; er wehrte ihr nicht; er schloß sogar die Augen, es war ihm süß, sich mit Lene so „draußen aus der Welt" so allein zu fühlen. Er hörte, wie ihr Kleid leise rauschte; dann hörte er eine Goldamsel, eine Drossel singen; „das is der Mai!" dachte er. Leises Taubengurren kam von tiefer herauf; wohl vom Dach des kleinen Wirtshauses an der steigenden Straße. Weit, weit fern rief der Kuckuck. Dann schmetterte hinter

ihm eine Lerche, so süß, wie er's noch nie gehört; sie kam näher, jetzt schwebte sie offenbar grade über ihm; als wär's Lenes lustige Seele, die mittlerweile hinaufgestiegen, da oben trillerte. Unten, neben ihm, summte dazu eine Hummel den Baß; und leise sang der Wind im Laub. Ein Pferd, wohl ein pflügendes, stampfte auf dem Acker; ganz sachte klatschte oder schnalzte eine Peitsche dazu, von eintönigen Zurufen begleitet. Sonst war es still in der Welt.

Richard horchte, mehr und mehr erwachend; endlich schlug er die Augen auf. Er sah sich in einer kleinen grünen Mulde, wirklich weltversteckt; Rothenburg und alles war weg, nur ein paar Baumwipfel und eine junge Kiefer schauten über den kahlen Rand. Zwischen dem kümmerlichen Gras der Mulde wuchsen hier und da wilde Rosenbüsche, niedrig, struppig, einige fast am Boden kriechend. An zwei Seiten stieg nackter Fels übermannshoch auf; in losen Schichten lag er wie gemauert aufeinander; in den Spalten zwischen den Schichten hatte sich lustiges Moos angesiedelt, auch herrlich maigrünes Farnkraut. An so einer Felswand saß er selbst, leidlich bequem gelehnt. Neben ihn hatte sich die Lene gesetzt; ihre großen Augen betrachteten ihn ernst und aufmerksam, es lag aber noch das weiche Mitleid auf dem lieben, süßen Gesicht.

„Bist jetzt wieder brav?" fragte sie. — „Gelt, ein goldigs Plätzchen. Zum Einduseln."

„Ja; aber ich bin ganz wach, Lene. Die Dummheit, die is vorbei."

„Ja, eine rechte Dummheit war's! — Wie du da im Gras gelegen bist, das hat dir verzweifelt ausgesehn;

na, hab' ich denkt, na, jetzt is's recht! — So den Berg hinaufzurasen . . . Was hast mir denn so geschwind sagen wollen? Daß du fertig bist?"

„Fertig? Womit?"

„O du Simpel: mit deiner großen Arbeit. 's is ja der letzte Tag!"

„Nein!" sagte er, sich an ihrer aufgeblühten Schönheit weidend. „Fertig bin ich noch nit."

„Wie verwegen er dabei lächelt; der Strick! — Und was fehlt denn noch?"

„Viel. — Na warum denn nit? Ich hab' ja noch den Abend und die ganze Nacht. Morgen früh muß ich erst mit dem Heft zum Alten."

„O du schlimmer Bub!" rief sie und hob ihre beiden Hände. „Was hast denn gemacht, die zwei langen Wochen, daß du noch so weit zurück bist? Gefaulenzt? Gelumpt?"

„Nit gefaulenzt und nit gelumpt; oft zu viel an die Lene gedacht; aber dagegen hab' ich mich gewehrt wie ein Held. Aber das Hannchen, weißt — —"

Aus Schelmerei hielt er inne. Lenes Kopf fuhr zurück. „Gott und Herr!" rief sie aus. „Bist doch nit närrisch worden und hast was angefangt mit dem lahmen Ding?"

Richard lachte laut. „Wer wohl jetzt eben närrisch is?"

„Ah was!" sagte sie. „War nit gar so dumm. Mit deinem Sinnieren und Studieren über die lahmen Leut' — — und ausgewachsen is sie nun auch, und hat feine Augen und 'nen guten Kopf. — Also was is denn dann mit dem Hannchen, du Windbeutel?"

„Ich seh' sie halt alle Täg'; sie wohnen jetzt an meinem Platz. Eigentlich mag ich sie aber nit mehr sehn:

denn seit sie kein Kind nimmer is, und das Wachstum vorbei, wer könnt' ihr noch helfen? Und weißt, Lene, mir is — aber jetzt nit lachen — mir is, als könnt' ich kein glücklicher Mensch werden, wenn ich das Helfen nit find'. Für die Krummen, mein' ich. Das is schon wie ein Fieber in mir; grad' jetzt, wo sie morgens und abends unter meinem Fenster vorbeihinkt — so 'n Prachtmädel eigentlich — aber in ihrem linken Bein sitzt der Teufel. ‚Der Teufel' — ein dummes Wort! Da is nur halt die Natur ein bissel in die Irr' gangen: der Mensch sollt' sie beim Ohr nehmen und auf den rechten Weg zurückführen, dann wär' alles gut!"

„Dir steckt halt doch das ‚Prachtmädel' im Kopf, das Hannchen —"

„Lene, schwätz nit so. Sie hat noch 'ne Schwester, 'ne kleine, die sitzt stundenlang unter der Thür, ich muß sie immer sehn. Die is nit lahm, aber sie wächst schief; wenn's so weiter und weiter geht, wird ihr auf die Letzt' der Kopf auf der Seiten hängen. Und es *geht* halt weiter. Da steh' ich denn am Fenster und denk': das Hannchen is verloren, soll's dem Kathrinchen auch so gehn? Bin ich denn für nix auf der Welt?"

„Bist 'n guter Kerl," sagte Lene und tippte ihm auf die Hand. „Aber wenn's der liebe Gott so gemacht hat, hat er's wohl auch so gewollt!"

„Da kennst du ihn schlecht, Lene. Aufgepaßt! hat er gesagt; hier is was zum Bessermachen; nur laßt nit nach, bis ihr's habt! — Ich lass' auch nit nach; ich nit. Ich hab' mir das kleine Kathrinchen geholt, hab' ihm was geschenkt, hab's dann untersucht wie ein Doktor. Mir sind auch Gedanken gekommen — weißt, der Haupt-

gedanke — beweisen kann ich's nur noch nit, daß alles in Richtigkeit is. Machen muß ich's erst. Aber ich steh' vor der Thür!"

„Da wirst wohl auch stehen bleiben, du Krautkopf," sagte Lene lächelnd. „Hast mir schon öfter gesagt, auch einmal geschrieben: jetzt kommt's! — Es kam immer nit!"

„Nur ein wenig Geduld noch; ich wackl' ja noch nit mit'm Kopf. Eben achtzehn Jahr'. Wenn ich's dann aber haben werd', Lene —!"

„Ja, ja. Also mit dem Kathrinchen und dem Hauptgedanken hast deine Zeit verthan, statt deine Arbeit zu machen?"

„Wenn's einem keine Ruh' läßt, Lene. Wenn man immer und immer wieder denkt: jetzt springt sie auf — die Thür! Und nachher, wenn sie auf is — denkt man — dann in Gottes Namen wieder an die andre Arbeit —"

„Du schnappst über, Richard! Was Donner! Du wirst nimmer fertig! Ueber der Taub' auf'm Dach gibst du den Spatz aus der Hand!"

„Lene!" sagte er jetzt, sich ganz zu ihr wendend. „Schlag nit die Augen so verzweifelt gen Himmel. Ich hab' noch 'ne lange Nacht, ich werd' doch noch fertig. Soll's gehn, so geht's wie der Blitz. Hilf du mir nur, Lene!"

„Wie soll ich dir helfen, du schlimmer Bub?"

„Mir sagen, wie es steht zwischen dir und mir. Das liegt mir ja auch auf der Brust. Das jagt mich bei Tag aus'm Zimmer und bei Nacht aus'm Schlaf. Sag mir doch einmal, du Teufelslene, ob du mich willst oder nit?"

„Ach Gott! O du Kind! — Achtzehn Jahr'!"

„Wenn ich nun aber gewinn' — die Erbschaft — wie alt bin ich dann? Gelt, dann bin ich doch älter als Fritz? — Nein, mich nit so anblitzen; gar so bitter hab' ich's nit gemeint. Aber wenn ich gewinn' — könnt'st du dann ein paar Jahr' auf mich warten, Lene? Oder hast du den Fritz mit dem aufgegangenen Schnurrbart lieber als wie mich?"

Sie schüttelte den Kopf. Sie warf ihm einen Blick zu, der ihm wie Sonnenschein durch die Brust ging. — „Aber lauf jetzt nach Haus," sagte sie, „und mach deine Sach'!"

„Ich mach' sie gewiß, wenn ich dich mitnehm'! — Dich selber nit, so is's nit gemeint; aber dein Herz — dein Wort. Lene, ich häng' so an dir, es is unsinnig. Wenn ich an meinem Fenster steh' und seh' auf die Jakobskirch', auf einmal gibt's mir 'nen Riß: ich seh' mich über den Platz gehn, als Bräutigam, in die Kirchenthür. Ich nehm' dich bei der Hand, wir gehn zum Altar; auf dem Weg dahin sind Laub und Blumen gestreut. Vom Turm wird geblasen. Sie blasen bei Hochzeiten vom Jakobsturm so schön. Sag, Lene, was du willst! ob du auf mich warten willst!"

Sie antwortete nicht. Wie wenn sie nicht zugehört hätte, streckte sie ihren feinen, spitzen Zeigefinger nach einem blaßgrünen Heuspringer aus, der neben ihr im Gras hockte. Sie stieß ihn sacht an, er that einen kurzen Sprung. Sie berührte ihn wieder; er schnellte sich abermals, kam aber wieder nicht weit. „O du fauler Bursch!" sagte sie. „Der Kerl will nit springen!"

„Sagst du das auf mich?" fragte er.

„Na, es thät' schon passen. Fragst hier die Leut'

durch den ganzen Katechismus durch, statt bei der Arbeit zu sitzen, die dein Glück machen soll. Rothenburg, sagen die Leut', steht schon tausend Jahr'; aber so 'nen dummen Buben hat's noch nit gesehn!"

„Er wird gleich gescheit sein, wenn du nur willst. Den ganzen Abend und die Nacht arbeit' ich in einem Stück fort, wenn ich weiß, du bist mir gut!"

„Also das weißt du noch nit?" fragte sie, nach einem langen Atemzug aus der tiefen Brust.

„Woher soll ich's wissen?"

„Aus deinem Herzensverstand. Oder hast du keinen?"

„O ja, ich denk' wohl. Aber bei mir heißt er: Eifersucht."

„Hast gar so viel Eifersucht?"

„O ja."

„Armer Bub!" — Sie lächelte ihn an, aber mit so mitleidig zärtlichem Blick wie vorhin, als er lang und blaß im Gras lag. — „Nun, dann will ich dir also was sagen — das is nit gelogen. Guck' ins Erdbeerkraut. Auf mein' Seel', ich bin dir gar gut!"

„O Lene! — — Aber nit nur so als wie ein guter Kamerad?"

„Ich hab' dich wahrlich sehr gern."

„Aber wirklich von Herzen gern? So was man liebhaben heißt?"

„O du Menschenquäler! — Ja, ja."

„Daß du meine Frau werden möcht'st?"

Sie atmete seufzend und nickte. Aus den Röschen auf ihren Wangen waren große, glühende Pfingstrosen geworden, bis zu den Augen hinauf.

Nun warf er sich vor ihr hin, wie toll. „Lene!

allersüßeste Lene!“ rief er und wollte ihre Kniee umfassen. Sie stieß ihn aber mit beiden Händen, wenn auch sanft, zurück. „Nit anrühren,“ sagte sie mit weicher, bittender Stimme. „Lieber gehn. Steh auf!“

Sie wollte sich erheben; er hielt sie aber zurück. „Warum denn gehn?“ fragte er leiser. „Nun hab' ich dich endlich, und nun willst du fort. Ich bin glücklich, Lene!“

„Das is halt der Unsinn in dir. Statt im Stadtkirchnershaus deine Schuldigkeit zu thun, liegst du hier im Gras, und vor lauter Verzücken verspielst du dein Glück. Ich hab' den Fritz lieber als dich!“

„Jetzt is's zu spät,“ sagte Richard mit seligem Lächeln: „ich glaub's nit. Sei nit so rothenburgerisch, Lene, sei nit so bedenklich! Gib mir noch ein Glück mit, dann freut mich die Arbeit von Herzen, dann sollst du dich wundern. Den *ersten Kuß* gib mir, Lene; den spür' ich dann den ganzen Abend und die ganze Nacht!“

„Geh weiter; warum nit gar! — Den ersten Kuß kriegt mein Mann. Sieh nur zu, daß du mein Mann wirst, dann lauft der Kuß dir nit fort!“

„O du Geizige. Red' nit so. Denk', wie wir hier sitzen: so ganz für uns allein auf der Welt waren wir noch nie. Es weiß kein Mensch, wo wir sind; kein Aug' kann uns sehn —“

„Meinst?“ fragte sie mit schwachem Lächeln. „Da oben grad' über uns könnt' gleich einer stehn; und das stampfende Pferd da unten kann's ja beinah' hören, wenn du ‚Lene‘ sagst —“

„O du! Gib mir den Kuß! für die Arbeit! einen einzigen! Denk nit immer: ‚Wird er's auch gewinnen?

wird er auch gewiß mein Mann?' Sei nit gar so klug. Unsre Jugend, Lene! Und wie wir hier verschollen und vergessen allein sind, und der Mai, der Frühling. Spürst du denn den Mai nit, du? in der Luft? in deinem Blut? da in deinem Herzen?"

„Ich weiß nit; wie sieht er aus?" — Sie suchte wieder zu lächeln, zu spotten; aber die Lippen wollten nicht mehr, und die Augen auch nicht. Es saß ihr etwas Ernsthaftes im glühenden Gesicht; war's die Liebe oder der Mai? Ihre Atemzüge wurden so lang. Sie sah bang' umher. „Jetzt gehn wir!" flüsterte sie; doch die Glieder rührten sich nicht.

„Wir gehn noch nit!" sagte er und schüttelte den Kopf. „Hör die Drossel, Lene. Und wie da oben die Lerche ihr wunderbar langes Lied singt; als bräucht' sie keinen Atem; — jetzt grad' über uns; sie sagt uns was. Verstehst du's denn nit? ‚Wozu sitzt denn ihr zwei da unten und habt euch gern, und guckt euch an wie zwei alte Leut'? Warum nimmt er nit ihre Händ'? Warum gibt sie ihm nit den Mund?'"

„Nein," sagte Lene; „sie singt: ‚Warum is der Bub so faul? Warum geht er nit nach Haus?'" — Sie sah ihn aber an, ihre Augen schimmerten feucht. Sie horchte auf die Lerche, als singe die doch noch etwas anderes. „Ach!" hauchte sie, als Richard seine Hand auf die ihre legte. „Warum bist du so!"

„Den Kuß!" flüsterte er. Er beugte sich vor, er umschlang sie fast. Durch ihre Arme lief ein Zittern . . . Jetzt aber begann über ihnen ein dumpfes Rascheln und Rauschen; kleine Erdschollen fielen herab, auf seinen Kopf und in ihren Schoß.

Richard sprang auf; Lene konnte einen Schrei nicht mehr ganz ersticken. Grade über ihnen, am Felsrand, stand der Hochstetterfritz; einen mit Laub umwundenen Hut auf dem Kopf, die Augen groß aufgerissen, ein Lächeln um den Mund, ein empörendes. Dann hob er seinen Stock in die Luft, als wär's eine Fahne. „Hab' ich gestört?" fragte er. „Das thät' mir leid. Beim Wirtshaus da an der Straß' hat man mir gesagt, der Richard wär' heraufgeloffen. Hier oben hab' ich dann seine Stimm' gehört . . ."

Er hob wieder seinen Stock, triumphierend: „Ich bin fertig, Richard! 's war dir 'ne höllische Arbeit; hab' sie aus dem Leib. Na, und du? du auch? Gehst mit, auf 'nen Schoppen Wein?"

Es war Richard, als hör' er in jedem Wort blutigen Spott und Hohn; jedes gab ihm einen Schlag auf die Brust. Er blickte auf die Lene; ihre Wangenrosen waren völlig weg; plötzlich stürzten sie aber wieder hervor. Er wollte dem da oben eine Antwort geben; er fand keine. Nur einen Blick voll Wut, voll Haß schickte er hinauf.

„Hier noch länger stehn?" dachte er; sein Kopf schüttelte sich. Auf einmal war er fort, er wußte selber nicht, wie; schneller als er gekommen war, und wie vom bösen Feind besessen, rannte er zur Straße und ins Thal hinunter.

X.

Er saß wieder in seinem Zimmerchen, am Tisch; seine Lampe brannte. Er schrieb und er zeichnete, es ward tiefe Nacht; noch immer gönnte er sich keine Rast; aber es lag ihm ein Druck auf der Brust, und in seinem

Kopf wollte es nicht leuchten. Ihn peinigte dumpfer, nagender Verdruß ... Endlich raffte die lahme Seele sich auf; er legte die Feder und den Stift für eine Weile weg; den Kopf in den Händen und sein Haar durchwühlend sagte er vor sich hin: „Bin ich nicht doch glücklich? — Wie war ich doch noch jung und dumm! Statt davonzulaufen wie närrisch, hätt' ich stolz dastehn sollen, die Händ' auf der Brust gekreuzt, und zum Fritz hinaufsagen: ‚Bist fertig? ei, das freut mich; ich werd' auch noch fertig. Die Lene aber, die is mein!' — Ja, ja, die Lene is mein. Sie hat mir's gesagt. Was ärger' und was härm' ich mich so um den Kuß? Der ‚lauft mir ja nit fort'. Wenn ich's dem Hochstetter abgewinn', und sie auf mich wartet, und ihr Vater ja sagt — — Eines Morgens steh' ich da, fünfzigtausend Gulden sind mein! Und sie blasen vom Jakobsturm für die Lene und mich; und ich nehm' mein Geld und fang' an zu bauen: mein großes Haus, für die Kathrinchen und Hannchen; denn aus meinen Gedanken sind unterdessen wirkliche Maschinen geworden ... Ich hab's dann! Ich hab's!"

„Aber ich hab's ja schon!" dachte er, wieder bei seinen Gedanken. Der Unmut war weg, in seinem befreiten Kopf rührte es sich wie ein Wetterleuchten. Das kleine Kathrinchen da unten, das zierliche Körperchen, so lebendig, so geschmeidig wachsend — warum wächst es so im Falschen weiter, wird sich ganz verkrümmen? Weil die Natur nicht rasten kann, nicht 'nen Augenblick; der Körper aber ist wie 'ne Säule, schwer gegen die Erde wuchtend; da drückt alles auf alles; und was einmal aus seiner Richtung kam, kann nicht mehr zurück. Aber wenn man dem Teil, der wieder gradauf wachsen soll, gleichsam die

Erdschwere abnimmt! wenn man ihn entlastet, als schwebte er frei in der Luft! Da nähm' man das Kathrinchen zum Beispiel, spannte den kleinen Rücken in eine kunstreiche, elastische Maschine ein, die ganz sacht, aber immerfort gegen das Schiefe und zum Graden drückt; die Maschine ging' aber noch weiter nach unten, sie trüg' auch Kathrinchens Rücken ... Das läßt sich nun im Gehn und Stehn zurechtbiegen, da hat's keine Not; denn sowie das Schiefe um ein wenig grader worden ist, rückt die Maschine nach, anders eingestellt; und so Schritt für Schritt. Endlich geht die Natur, von ihrem Bruder, dem Menschen, freundlich auf den rechten Weg gewiesen, wieder gradaus himmelan; und für das Kathrinchen blasen sie wohl auch einmal vom Jakobsturm herunter!

Ueber Richard kam eine Seligkeit, eine Trunkenheit, wie von duftendem Wein; er wühlte sein Haar durcheinander; er sang vor sich hin. Dann fiel ihm doch ein, daß nebenan die Schwestern schliefen; er sah sich mitten im Zimmer, auf den Zehen ging er zum Tisch zurück, nahm ein paar weiße Bogen und fing an zu zeichnen. Der Stift flog über das Papier. Er mußte sie da sehen, die Maschinen, wie sie vor ihm schwebten. Er verbesserte, er strich wieder aus, er begann von neuem; es war, als würden sie lebendig, vernünftig. „Träum' ich denn einen verrückten Traum?" dachte er, gleichsam zu sich kommend, „oder sitzt hier wirklich Richard Reidlinger und erfindet das? Warum hat's denn noch keiner erfunden? Liegt's nit flach auf der Hand? — Noch ist's nit in Ordnung, noch fehlt was, hab' die Erfahrung nit; aber das is nun alles eins. Ich hab's doch! Ich hab's!"

Er zeichnete, versuchte noch immer, Ruhe ließ es

ihm nicht; ihn störte nur, daß das Licht auf seinem Papier sich veränderte; es mischte sich Gelbes und Fahles, Graues. Er sah endlich auf; jetzt erschrak er: durch das Fenster schien der Morgen herein. „Lene!“ dachte er plötzlich; ihm war, als hört' er sie schelten, als säh' er ihr empörtes, entsetztes Gesicht. Wieder die Arbeit verlassen! wieder in seinem Traum!

Er schob die bekritzelten Blätter weg, griff zu dem Arbeitsheft. Seine Augen brannten. Nun fühlte der unglückliche Glückselige erst, daß er wie seine Lampe verging. Seine letzten Kräfte hatte dieser Rausch verzehrt; in seinem Gehirn schwand der Tag, während er draußen begann. Eine bleierne Müdigkeit legte sich auf ihn. „Zehn Minuten schlafen!“ murmelte er, um sich in dieser Sorge zu trösten. „Manchmal schlief ich ein paar Minuten, eine Viertelstunde, und war wieder frisch. Nur so auf dem Stuhl! Dann mach' ich den Rest!“

Er sah noch die Lampe erlöschen, dann schlief er. Er hatte sie ausblasen wollen, es war ihm vergangen. Als er wieder aufwachte, lag er mit dem Kopf auf dem Tisch; er hob ihn, starrte ins Licht; durch das Fenster sah er die Kirche, ganz im Sonnenschein. Schlaftrunken taumelnd ging er an die Fensterbrüstung. Den Stand der Sonne auf seinem Kirchenplatz wußte er auswendig wie das Alphabet. Es war die Stunde, zu Gullmann zu gehen; mit der fertigen Arbeit. Fertig? Er konnte nur noch einen Strich drunter machen; oder „Finis“ hinschreiben. Verspielt!

XI.

Dann, in den nächsten Wochen, noch eine unbestimmte, flackernde Hoffnung, wie die phantastische Jugend hofft.

Und wenn die Arbeit nicht fertig ist, so wird sie halt die bessere sein; oder wenn nicht im ganzen besser, dann doch hier und dort; oder größer im Wurf, im Schwung, in der Idee — oder in irgendwas! — Nur nicht jetzt in Rothenburg bleiben; nur nicht die Lene sehen; lieber tot. Heimlich aus dem Thor und in die Dachkammer am Nürnberger Gänsemarkt zurück!

Dann kam endlich der Nachmittag, wo das Schicksal eintrat; schwarzgekleidet, mit der schwarzen Kappe des Stadtkirchners, hochgewachsen und feierlich. Der „mißratene Sohn" stand am Arbeitstisch, die wohlklingende, etwas geistlich gesalbte Stimme des Vaters, des nachgereisten, hielt ihm seine Sünden vor. „Deine Arbeit fängt an, sagen sie, wie ein Meisterstück; dann hat ein Stümper sie fortgesetzt, oder ein Thunichtgut drüber hingesudelt, um nur was zu machen; dann wird's abermals gediegen, gut; dann jagt's zum Schluß und hat gar kein Ende. Beim Fritz Hochstetter, sagen sie, ist alles wie aus einem Guß; kein Meisterstück — wer kann das auch verlangen: noch nicht zwanzig alt — aber ehrenwert, sauber, korrekt und mit Fleiß durchdacht. Darum hat er den Preis! — Dir läßt der alte Gullmann sagen: er hat einen Zorn auf dich, er will dich nimmer sehn. Der Richard wird die Schlacht gewinnen, das war seine Meinung; beschwören hätt' er's mögen . . . Naß sind ihm die Augen geworden, als er mir's gesagt hat. Aber er hat geflucht und mit der Hand auf den Tisch geschlagen: er will dich nun nicht mehr sehn!"

„Er soll ruhig sein," sagte Richard, um in seiner dumpfen Verzweiflung doch etwas zu sagen, „ich tret' ihm nicht in den Weg!"

„‚Ich hab' ihn sehr lieb gehabt!' sagt er. ‚Nun ist alles eins! Was ich für ihn gethan hätt', das thu' ich nun für den Fritz. Zehntausend geb' ich ihm sogleich, damit er was unternehmen kann, denn der Bursch weiß, was er will; den Rest kriegt er übers Jahr — wenn ich dann noch leb'. Wozu soll er warten; ich hab' an den andern Zinsen genug . . .' Damit ist er fort!"

„Ich gönn's dem Hochstetterfritz," sagte Richard, als der Vater schwieg. Die einzige Frage, die er in der Welt noch hatte, kam ihm endlich bis zur Zunge. „Und die Lene?" fing er an. „Was wird aus der Lene?"

„Hab' ich das noch nicht gesagt? Der alte Hochstetter war beim Rothbarth; das ist abgemacht. Lene Rothbarth und der Fritz sind ein Paar; ich hab' sie schon gesehn. Wann sie heiraten, das wird erst übers Jahr bestimmt. — Wer weiß, ob du nicht die schöne Lene gekriegt hätt'st, wenn du deine Talente, deinen guten Kopf — — O Richard! Richard! Was hast du deinem Vater gethan!"

„Und mir selbst," dachte Richard. Ihm war, als säß ihm der Tod auf der Brust. Es war nur noch ein Wunsch in ihm, der flog hin und her wie ein Vogel im Käfig: „O wär' ich nur erst allein!"

Endlich war er allein; er warf sich auf sein Bett, auf die Brust, die Füße hinter die Bettwand gehängt. Es erging ihm aber sonderbar: in seine Verzweiflung hineingewühlt, mit den Zähnen in die Leinwand verbissen, fühlte er doch etwas Gutes, Tröstliches, das er nicht verstand; eine Stimme schien in sein Ohr zu flüstern, eine Art von Sonnenstrahl schien ihm durch den Rücken zu gehen. Er dachte wieder an Lene und fing an zu

schluchzen; „ich bin der unglücklichste Mensch," dachte er, „auf der ganzen Welt"; und doch wußte er: „es is ja nit wahr! so schlimm is's ja nit!" — Verwundert horchte er umher, als hätt' ihm das einer gesagt. Es war alles still; draußen begann nur ein Glockenläuten. „Nie werden sie für mich und die Lene läuten", fuhr ihm durch den Kopf; „nicht läuten und nicht blasen"; — seine Thränen flossen. Er sah im Geist seine Jakobstürme . . . Aber ganz in der Ferne, ganz oben, hinter ihm, schien jemand zu lächeln, über seinen Schmerz. Er sah den nördlichen Jakobsturm, den schöneren, und stand auf dem Gerüst des andern, wie der Baumeister in der alten Sage; — „bin ich denn wirklich auch verspielt wie der?" dachte er; „muß ich auch hinunter? — Unsinn; bin noch nit verspielt. Das Geld is verloren, ja; die Lene is verloren; aber die Baumeisterehre nit. Ich hab' meinen Turm im Kopf — den kein andrer baut. Ich komm' noch. Ich komm' noch. Ich werd' auch noch lachen!"

Er blieb liegen, das Gesicht auf dem nassen Kissen; ihm ward aber trotzig zu Mut, und besser. Gullmanns Worte fielen ihm ein, die er damals unter der Brille weg sprach, unter den vier Kastanienbäumen vor dem Klingenthor: „Auf die wunderschöne Lieb' bau' nit gar zu viel!" Und: „Es geht auch ohne die; aber ohne die Arbeit und den Wein geht's nit." Und sein letztes Wort von der Lieb': „Laß dir deine Gottessaat nit von diesen Dornen ersticken!" Wie hatt' er seitdem zuweilen gelächelt, wenn er daran dachte. Jetzt kam er sich vor, als hätt' ihm einer im Blindekuhspiel das Tuch von den Augen genommen, und er säh' die Welt wie sie ist. Er richtete sich auf, den Kopf zum Fenster hin, als spräch' er nach Rothenburg

hinüber, in die Herrengasse, und wiederholte laut, mit noch zitterndem Atem, aber trotzbietendem Gesicht: „Es geht auch ohne die! — Ich lass' mir meine Gottessaat nit von diesen Dornen ersticken!“

Aber hinaus von hier! In die Welt hinaus! In ein neues Leben!

Zweites Buch.

I.

Die Sonne war untergegangen, aus der Pegnitz stieg spätherbstliche Kühle herauf; Richard Tauber, so abgehärtet er war, begann doch zu frösteln. Er erhob sich langsam, noch tief in Gedanken. So wie heut hatte er nie wieder in der Jugendzeit gelebt; er verwunderte sich auch, daß es ihm geschehen war. Wie aber ein kraftvoller Wanderer, der noch vor Nacht ein hohes Ziel erreichen will, rastlos weitersteigt und sich nur auf Augenblicke zurückzuschauen vergönnt, bis er endlich den Gipfel nahe vor sich sieht, er kann's nicht mehr versäumen: nun bleibt er im Abendlicht stehen, auf den Bergstock gelehnt, und seine Augen wandern den Weg hinab, den er unter den Füßen hat, gleiten durch die Dämmerung des lieblichen Thals, aus dem er heraufstieg, weiden sich an dem schwebenden Hüttenrauch, an dem stillen blauen Seeauge, an all der holden Menschlichkeit da unten: so hatte Richard von einsamer Höhe — wohl unbewußt die Oede fühlend — in das Thal seiner Jugend gesehen, mit der ganzen Liebeskraft des Gedächtnisses, die so lang' in ihm schlief. Wie vieles wissen wir noch, ohne daß wir's wissen! — Langsam ging er zum Haller Thor zurück, manchmal leise lächelnd. „Gullmann hatte recht," dachte er. „Und ich

auch. Was hat mir's gethan, daß ich das Geld und die Lene verlor? ‚Chimäre' hab' ich nun doch genug; und mit einer Frau hätt' ich's nie so weit gebracht. Mit der braunen Lene gewiß nicht. Um wenigstens ‚dös bißla' zu schaffen, wie der Nürnberger sagt, braucht' ich den ganzen Richard: aber auch den ganzen!"

Er kam zum Thor und über die Brücken und schlenderte seinem Sanatorium zu. Als er dort auf den Vorplatz trat, sah er Lottchen, seine um ein Jahr ältere Schwester, bei den Blumenbeeten stehen, mit denen sie liebängelte. Seine andre Schwester war tot, er hatte nur noch diese; als „weiblicher Junggesell" (alte Jungfer ließ sie sich nicht nennen) lebte sie seit sechs Jahren beim Bruder, die „Magenwirtschaft" verwaltend, wie ihr Ausdruck war; Richard pflegte sie als den Minister der Ernährungsangelegenheiten vorzustellen. Die kleine, zierliche Gestalt — denn sie hatte mehr von der Mutter als vom Vater geerbt — kam ihm hurtig entgegen, sowie sie ihn erblickte. „Du!" sagte sie, „ich komm' aus dem Keller, ich bin förmlich erschrocken: mit dem Wein geht's reißend bergab. Mußt schon wieder einschaffen!"

Richard zog die Brauen in die Höhe, seine heiteren Augen stellten sich sehr verwundert. „Der Wein geht zu Ende?" fragte er. „Minister, das richtet mich zu Grunde. Hunderttausend Liter! Wo sind denn die wieder hin?"

„Ich werd' sie wohl heimlich ausgetrunken haben," erwiderte sie mit ihrem trockenen Humor. „Auch hab' ich dir eine Kuh behext. Sie ist krank worden; heut nachmittag."

„Unglück über Unglück!" rief der Hausherr aus.

Ihre braunen Augen lachten (das einzige, was die

Geschwister gemein hatten); sie war immer glücklich, wenn sie den Bruder so heiter sah. „Der Saalmüller ist ausgegangen," berichtete sie weiter. „Du hast ihn zum Bratwurstglöckle geschickt, hat er mir gesagt."

„Nun, ein Auftrag war's grade nicht," sagte Richard lachend; „nur ein guter Rat, ein Glas Bier zu trinken. Als gewissenhafter junger Mann thut der Herr auch das! — Aber sag mir, Lottchen. Da stehen zwei vor der Gitterthür; schau dir die einmal an. Sie reden miteinander. Ein Junger und ein Aelterer. Hab' ich heut den ganzen Abend den Fritz Hochstetter im Kopf, oder sieht er ihm wirklich gleich?"

„Der Aeltere?"

„Natürlich."

„Ich mein's auch," sagte sie leise. „Bis auf die Brill'. Aber die könnt' er sich ja angeschafft haben; in die Jahre kommt er. — Wär' aber nit jünger worden!"

„Nein," murmelte Richard. Er betrachtete den Fremden aufmerksam: das von der kühnen Stirn zurückgestrichene Haar, die durch die Brille blitzenden scharfen Augen, die mageren, fast hohlen Wangen; mit dem ausgedrehten Knebelbart und dem mächtigen Henri quatre, der sich auf dem sonst rasierten Kinn schwungvoll fortsetzte, sah er mehr einem Franzosen als einem Deutschen gleich. Ueber die Wangen lief aber eine merkwürdig tiefe, unjugendliche Furche hinab. Der junge Mann, mit dem er sprach, hatte dagegen ein auffallend glattes, rosiges, regelrecht hübsches Gesicht. „Das sind ganz gewiß die beiden," dachte Richard, „die mir beim Haller Thor vorbeifuhren!"

„Fritz Hochstetter!" rief er jetzt aus. Der andre

wandte den Kopf; mit einer so raschen, nervösen Bewegung wie ein edler Windhund. Er zog die Brauen zusammen, um schärfer zu sehen. „Das ist ja der Richard Neidlinger!“ sagte er nach einer Weile sehr erstaunt, mit gedämpfter Stimme. Er schien noch wieder zu zweifeln, denn er schüttelte dann den Kopf. „Nein, er ist es wirklich!“ setzte er hinzu. Es flog ihm nun aber ein verlegenes, ungewisses Lächeln über das Gesicht.

Richard erriet sogleich, was das heißen sollte; er lächelte auch und trat auf den andern zu. „Gut Feind und gut Freund!“ sagte er, das Losungswort von damals umkehrend. „Guten Abend, Fritz. Haben uns so lang' nicht gesehn und uns doch erkannt. Gib mir doch die Hand!“

„Wie gern!“ antwortete Hochstetter und schlug kräftig ein. „Ich dachte nur, weil wir damals — —“

„Weil wir so auseinanderkamen? Weil du mir die Lene —? — Das thut mir jetzt ebenso weh, wie die Plünderung von Rothenburg durch die Tillyschen. Ich hoffe, es geht ihr gut!“

„O ja, Richard; recht gut. Ich komm' von ihr, aus Köln; bin da heut nacht abgefahren, heut mittag ausgestiegen, in Fürth; von Fürth heut nachmittag her. Mit dem jungen Freund da: Herr Albert Zeltner, Fabrikant in Fürth.“

Der junge Mann verneigte sich, nicht ohne eine gewisse Anmut, und lüftete den Hut.

„Und das ist mein ältester Freund,“ fuhr Hochstetter fort, sich zu Zeltner wendend: „Richard Neidlinger. — Du lebst hier in Nürnberg?“

„Ja,“ sagte Richard. Bei dem Namen „Neidlinger“

hatte es ihn leicht durchzuckt, er wollte etwas sagen; aber nach einem Gedankenblitz schwieg er. Mit einer langsamen Wendung gegen das Gebäude — die Schwester war verschwunden — warf er nur so hin: „Ich wohn' jetzt in diesem Haus."

„In Taubers Sanatorium?"

„Ja."

„Da will ich ja grad' hinein! Hab' mit Herrn Zeltner eine Fahrt durch Nürnberg und um die Stadtmauer gemacht, dann hat er mich hergeführt. Ich hab' nämlich — — Was bist du hier? Doch nicht einer von seinen Kranken?"

„Nein," sagte Richard und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich muß dir nämlich sagen" (Hochstetter machte wieder ein drollig verlegen-heiteres Gesicht): „ich hab' in all diesen Jahren verteufelt wenig von dir gehört. Eigentlich so viel wie nichts ... Zuerst hieß es noch: Stuttgart; da treibt er allerlei; hat einem eine künstliche Hand gemacht; hat 'ne merkwürdige Orgel gebaut, nach einem ganz neuen System, und sie nach Schweden verkauft ... War das richtig?"

„O ja. Ein Erfindungsspaß. Aber vielleicht nicht praktisch; jedenfalls nicht notwendig —"

„Dann aber — wie in die Erde versunken! Hab' in den Tod hinein nichts mehr von dir gehört. Hab' geglaubt, bei Gott — nimm's nicht übel — der ist lange tot.... Was bist du denn hier? Dem großen Herrn, dem Tauber, sein Schwager? Ich hab' da eine Dame gesehn —"

„Das war meine Schwester," warf Richard ein. „Ich bin Junggesell."

Jetzt sah Hochstetter an dem Jugendfreund auf und nieder, mit einem raschen, doch prüfenden Blick. In seiner hastigen Weise stieß er die Frage heraus: „Aber als was denn dann? Du mußt doch als irgendwas —?"

„Ich helf' ihm bei seinen Sachen," sagte Richard sanft. Er fühlte sich ganz eigen behaglich hinter seiner Wolke.

„Also so eine Art Assistent?"

„Ja, so was dergleichen."

„Du, das freut mich sehr! Es ist mir außerordentlich angenehm, daß ich dich hier treffe; — natürlich vor allem, daß wir uns wiedersehn, und daß du noch lebst — aber auch sonst. Ich hab' was an den Herrn Tauber, für — — nun, für jemand anders; es ist aber 'ne heikle Sache — mir ist nicht geheuer. Kurz, ich gäb' was drum, wenn ich das ganze Wesen hier etwas kennen lernte — wenn ich einen Begriff davon kriegte — eh ich mit meiner Sach' herausrücken muß. Da find' ich dich nun vor dem Haus; wie gut. Meinen alten Richard; hast gleich den rechten Ton angeschlagen: ‚gut Feind und gut Freund!' Du, das war hübsch gedacht! Wenn du mir nun, lieber Alter — — Ist der Herr Tauber zu Haus?"

„Ich vertret' ihn jetzt," antwortete Richard. „Einstweilen ist er nicht zu Haus."

„Du, das ist ja gut! Also wenn du mir das ganze Wesen einmal zeigen möchtest; nur so obenhin, verstehst du — ein ‚rascher Ueberblick', wie unser alter Lehrmeister sagte — ich bin ja nicht langsam. Wie man hier lebt, wie's gemacht wird. Ob danach zu glauben ist, daß in jener Sache — — kurz, das liegt auf mir. Richard Neidlinger! hätt'st du eine Viertelstunde für mich?"

„Wer weiß: wohl auch 'ne halbe!“ sagte Richard lächelnd. „Komm nur; ich führ' dich herum.“

„Mich verfolgt das Glück! Da steht im richtigen Augenblick ein längst begrabener Jugendfreund und führt mich herum! — Ich sag' dir, es reist mir förmlich nach, das Glück. ‚Begreif' nicht, was es an mir find't,‘ sag' ich wie Gretchen vom Faust. Oder sagt sie's anders?“

„Nein, diesmal, glaub' ich, hast du richtig citiert —“

„Also dann ‚Eins, zwei, drei!‘ Das ist meine Parole. Lieber Zeltner, Sie sind überflüssig geworden, ich kann Sie entlassen. Ich dank' Ihnen. Beim Nachtmahl im Hotel sehen wir uns wieder!“

Der junge Mann nickte, und mit einem angenehmen, bescheidenen Lächeln nahm er seinen Abschied. Er ging aus der Gitterthür und auf der Fahrstraße zur Stadt zurück.

II.

„Ein lieber, guter Kerl,“ sagte Hochstetter, ihm mit einem seiner kurzen Blicke nachschauend. „Den ‚Pagen‘ nennt ihn meine Frau. Auch den ‚Huldijungen‘; weil er sie so fridolin'sch ritterlich verehrt. — Also gehn wir, Alter; eh es dunkel wird.“

„Ich geh' schon,“ sagte Richard, an dem großen Beet in der Mitte entlang schreitend. „Nur noch erst ein Wort über deine Frau. Ich weiß ja noch nichts. Wie lebt sie denn, die Lene Rothbarth?“

Die sehnige, unruhige Gestalt des Fritz Hochstetter blieb einige Augenblicke neben dem Blumenbeet stehn, dessen Resedadüfte er einsog. Er sah den „guten Feind“ durch die Brille beinahe verwundert an. „Wie sie lebt!“

erwiderte er mit einem fliegenden Lächeln. „Mein Gott, wie lebt so 'ne Frau. Sie ‚führt das Haus', wie man sagt, sie fährt spazieren, macht Besuche, Einkäufe, konserviert ihren Teint . . . Sie lebt halt. Wir inkommodieren uns möglichst wenig . . . Sie ist aber 'ne gute Frau . . . Was ihr da für schöne Rabatten habt; ei Donner. Ich bin auch 'n bissel Blumist. Aber das ist hier so italienisch angelegt, so merkwürdig stilvoll —"

„Das hat der Herr Tauber gemacht," sagte Richard gleichgültig.

„Die Rabatten da?"

„Er hat das Ganze angelegt; nach seinen Zeichnungen hat's der Gärtner gemacht."

„Von welchem Tauber sprichst du? Der Mechaniker, der Bandagenmacher, hat der noch 'nen Bruder?"

Richard schüttelte den Kopf. „Nein, es gibt nur einen. Der Bandagenmacher macht auch seine Beete."

„Das ist ja ein komischer Herr! — Aber alle Achtung. Daß er was davon versteht, das sieht man. Merkwürdig stimmen aber die Rabatten, der ganze Platz, zu dem Kasten, in dem ihr da wohnt. Eine eigentümlich fidele, lebenslustige Renaissance . . . Du, ich war auch einmal ein Stück von einem Architekten; das ist lange her; jetzt nur noch Geschäft, Geschäft! — Wie gut die beiden Flügel sich an den langen Kerl, das Haupthaus, anlehnen. Wer hat euch das Ganze gebaut?"

„Das hat der Tauber gebaut."

Hochstetter, der schon wieder ging, blieb stehen. „Was sagst du? Der Tauber?"

„Ja; der Bandagenmacher. Der Mann zeichnet gern; er kann's gar nicht lassen. Und dann spart er den Architekten —"

„Sparsam!“ unterbrach ihn Hochstetter, der das Rätsel geschwind zu begreifen suchte. „Aha! So einer ist er?“

„Ja, er ist so einer.“

„Du, aber das hat er nicht schlecht gemacht! Hut ab vor dem Mann. Wenn's nun drinnen auch praktisch ist — — darauf kommt es an!“

„Das werden wir ja sehn,“ sagte Richard ruhig. Sie gingen zur Thür des Mittelgebäudes und kamen ins Treppenhaus. Es war ein weiter und lichter Raum; an den weißen Wänden Friese und Reliefs in Stuck; die breite und hohe Treppe führte zunächst zu einem riesigen Fenster, das mit Glasmalereien geziert war. Die heiteren Farben fluteten herein und legten sich warm auf die kalten Wände. Neben der Treppe liefen Gemälde hin, die bis zur hohen Decke sich fortsetzten.

„Das hat doch nicht auch der ‚Graf Carrabas‘ gemacht?“ fragte Hochstetter, nachdem er eine Weile umhergestaunt hatte.

„Du meinst den Grafen im ‚gestiefelten Kater‘? — Nein, die Bilder hat der Tauber nicht gemacht; malen kann er nicht. Angeordnet hat er's. Den Kranken und Elenden, die zu ihm ins Haus kommen, wollt' er gleich im ersten Blick die Augen und die arme Seele erfrischen. Die Kunst kann ja alles, meint er, auch Krankenwärterin sein . . . Wir brauchen aber das bischen Tag, das noch da ist. Schauen wir in den Garten!“

„Ja, ja,“ murmelte Fritz; er zögerte aber noch. Richard betrachtete ihn; in diesem farbigen Licht war um so auffallender, wie trocken braun, fast lederartig die Haut auf dem mageren Gesicht lag. Die Formen waren eigent-

lich hübsch zu nennen, sie waren durch den vordringenden Blick, durch einen energischen Ausdruck von Aufmerksamkeit, Klugheit, auch Gutherzigkeit belebt; aber dieses Pergament machte ihn wunderlich alt. Noch wunderlicher war die Ruhelosigkeit, die doch jugendliche, die durch den ganzen Menschen umherzog; selbst sein Stillestehn schien eine Art von Weiterstreben zu sein. Jetzt zwinkerte er mit den Augen und atmete stark. „Was siehst du da noch?“ fragte Richard.

„Das Bild da oben,“ murmelte Fritz. Es erhob sich über dem Treppenabsatz: eine lichte Engelsgestalt mit farbigen Flügeln, die ein holdes Kindchen an der rechten Hand führte; sie hatte dem Kind seine Krücke abgenommen und hielt sie in der andern Hand. Das Bild war kein Meisterwerk, doch schlicht und anmutig gedacht. Liebenswürdig, rührend dankbar schaute die Kleine zu dem Engel hinauf. Sie lächelte ein wenig, und es zeigte sich auch an Fritz: man mußte mit dieser fröhlichen Unschuld lächeln.

„Du, das — — das ist hübsch,“ brummte er in seinen Knebelbart. Ueberhaupt — ein ‚Sanatorium‘ — wie alles hier komisch ist. In einem Sanatorium so ein Treppenhaus, solche Glasgemälde — — und dieses rührende Bild. Das ist wirklich rührend. Wenn man selber Kinder hat — und wenn man — —“

Er verschluckte etwas und rückte seine Brille. „Wohin, sagtest du? In den Garten? Schau'n wir in den Garten!“

An der Treppe vorbei gingen sie ins Freie; sie blickten jetzt auf hohe, alte, herbstliche Bäume, die den Hintergrund bedeckten, und zunächst auf ein zierliches Blumenparterre, das nur noch die Reste des Blumen-

jahres schmückten. Ein großer Rasenplatz schloß sich an, offenbar für Spiele bestimmt: es tummelten sich dort Knaben und Mädchen, große und kleine; sie schienen allerlei Kurzweil durcheinander zu treiben, ohne sich zu stören, denn es war große Lustigkeit, viel helles, schwirrendes Lachen. Fritz sah eine Weile zu, dann guckte er seinen Führer an. „Wo kommen all die Kinder her?“ fragte er.

„Woher? Aus dem Sanatorium? Du drolliger Mann: 's ist ja so recht ein Kinderhaus. Hast doch eben die mit dem Engel gesehn.“

„Aber die sind ja alle gesund?“

„Woher weißt du das?“ fragte Richard zurück.

Fritz sah schärfer hin. Die gehenden, laufenden, ballschlagenden, ballfangenden Kinder bewegten sich rasch und vergnügt auf den jungen Beinen, aber je geschwinder sie waren, desto sonderbarer verzogen sich die Oberkörper, nach irgend einer Seite hin ausbiegend, als lebten sie nach andern Gleichgewichtsgesetzen. Ihm war, als bemerk' er nun auch, daß sich unter ihren Kleidern hier oder da irgend 'was verstecke; — oder glaubte er es nur, weil er wußte, man trägt hier Maschinen? Einige dieser werdenden Geschöpfe schienen so wohlgebaut wie er selbst, andre verdrehten sich beim Spielen stark und wunderlich. Alle aber *spielten*. Alle lachten oder lächelten. Alle freuten sich ihres jungen Lebens; wie ein Mückenschwarm in der Sonne. Fritz sah wieder seinen Führer an, mit den klugen, fragenden Augen.

„Was treibt ihr hier für Teufelszeug?“ sagte er. „Was macht denn dieser Tauber? Die sind ja alle vergnügter als ich!“

„Weil sie besser leben als du,“ sagte Richard lächelnd.

„Sie leben besser als ich?“

„Gewiß. Bis auf die sogenannte Maschine. Die ist zuerst kein Spaß für die kleinen Leiber; Tag und Nacht zu tragen; indessen — man gewöhnt's! Die Mühe davon hat ja doch der Meister, der Tauber. Der muß es so kunstgerecht treffen, daß der kranke oder verkrümmte Teil mit der ganzen Anstrengung des Lebens nichts zu schaffen hat, daß er gleichsam für sich lebt, frei in der Luft schwebt, sorgenlos wie im Paradies: denn die Maschine hat ihm alle Anstrengung abgenommen, wo er auch sitzt, oben oder unten. Darum kann sich denn der kleine Kerl auch tummeln, lustig wie ein Fisch. Er soll sich auch tummeln: je lustiger er lebt, desto lustiger ist auch der Heilwille in ihm, und auf den kommt's an. Der, von all den gesunden Säften des Burschen genährt und gekitzelt, wirft sich nun so recht auf den kranken Teil, findet da so bequeme Arbeit, daß es ihm ein Spaß ist. Der Tauber hilft ihm natürlich: sowie der Heilwille ein Stück von seiner Arbeit gethan hat, rückt der Tauber mit seinen Bändern und Schienen nach. Das Krumme wird grader und grader; endlich ist's, wie es soll. Der kleine Kerl aber, der hat unterdessen nicht gelegen wie ein Märtyrer, geseufzt und gesiecht: seinen Spaß hat er gehabt vom Leben — und man muß nur hoffen, nach der Genesung, da draußen, wird's des Spaßes nicht weniger!“

„Dann wär' dir ja der Tauber ein Wundermann,“ sagte Hochstetter, die Augen in Richard's Gesicht bohrend. „Mir scheint, das war das Ei des Kolumbus . . . Freilich, auf das mechanische Genie kommt's noch an: das Aug' und die Hand! — — ‚Besser als ich,‘ hast du vorhin gesagt. Wieso leben sie besser als ich?“

„Nun, erstens haben sie weniger Sorgen; denn deine Fabrik, deine Unternehmungen, dein Vermögen — ich hör', du erwirbst immer mehr — die steigen dir doch zu Kopf. Dann leben sie gesünder als du, darauf will ich wetten. Tag und Nacht haben sie frische Luft; anders duldet's der Tauber nicht. Daher sind sie auch abgehärtet; der Ueberzieher da auf deinen Schultern, der gute Freund deiner Schnupfen und Katarrhe, der würd' ihnen komisch sein. Dann guck, bitte, einmal nach links: das ist dem Tauber sein Stall. Da stehn seine sechzig Kühe, ausgesuchte Tiere, deren Milch ist für niemand als für seine Kranken. Hinter dir, im Haus, ist der Keller: in den schafft der Tauber von Zeit zu Zeit hunderttausend Liter Wein; reinen Wein, verstehst du, ganz rein, leicht, auserles'ne Ware; wird hier abgezogen. Den trinken natürlich die Erwachsenen, und die Kinder nur einmal wenn's was gilt; aber daß ihre Eltern und Pfleger nie 'nen heißen Weinkopf haben, wie in andern Häusern, bei all dem gepanschten Zeug, daß sie sich heiter und leicht und wohl fühlen, das spürt auch das junge Volk: es wird weniger gewitt'rig erzogen! Dazu immer gute Nahrung, nach den Regeln der Gesundheitslehre gemischt, und mit Argusaugen überwacht: darauf hält dir der Tauber sehr. Endlich der große Garten — nur noch nicht groß genug! soll noch größer werden! — und die hellen, heiteren Räume, und Musik im Haus, und lauter lustige Kameraden. Sag, Fritz Hochstetter, leben diese kleinen Märtyrer nicht gut?"

Hochstetter nickte tiefsinnig; es bewegte ihn offenbar. „Ei Sapperment," sagte er nach einer nachdenklichen Stille, „das hätt' ich mir gestern in Köln doch nicht träumen lassen, daß man mir heut in Nürnberg beweisen würde,

die verwachsenen Kinder beim Tauber leben besser als ich! — Aber 's ist wahrlich was dran. — Es wird mir nur ein wenig unheimlich mit dem Tauber, muß ich dir schon sagen. Man hatt' mir wohl erzählt, der Mann ist was Besondres; aber so doch nicht! — — Also, wenn ich dich recht versteh': er geht auf die Naturheilkraft, auf den Heilwillen los; in der einen Hand hat er die Maschine, mit der macht er ihm Luft; in der andern hat er, sozusagen, ‚beste Lebensluft', mit der bläst er ihm Kraft ein. Ist es so? Macht er's so?"

„Ungefähr so, ja. — Oft macht's auch die Maschine allein, wenn die Kraft schon da ist. Es kam einmal ein Metzger her, drüben aus der Stadt; der hatte sich einen Schenkel gebrochen; sonst ein germanisches Prachtstück, ein Kerl wie ein Athlet. Der lag hier drei, vier Stunden, bis der Tauber ihn in seinen Schienen- und Hülsenverband eingekapselt hatte; dann sagte ihm der: ‚Jetzt leben Sie wohl!' — Der Kerl wollt's nicht glauben. Aber der Tauber, nachdem er mit ihm ein Glas Wein getrunken, klopfte ihm auf die Schulter, und der Metzger, mit kuriosen Blicken auf seine Maschine hinunter, von der er so gar nichts mehr sah, marschierte nach Nürnberg zurück. Da hat er geschafft und gemetzgert wie vorher, ein aufrechter Mensch, bis das Bein wieder heil war. Wenn man ihm jetzt von einem Beinbruch sagt, so macht er ein Gesicht, als hätt' er sagen hören: ‚Dem hat die Nase geblutet!'"

Hochstetters lebhafte Gestalt ward immer unruhiger; er zog an seinem Rockkragen, an seiner Weste; endlich faßte er Richard an einem Knopf. „Du, das ist interessant!" stieß er dann heraus. „Du, das wär' mein Mann! — Aber an Brüchen und dergleichen liegt mir

nicht so viel, sie gehn mir nicht so zu Herzen, mein' ich — dagegen die Verwachsenen! Er heilt sie also wirklich, sagst du. Er macht sie zu Menschen!"

„Aber wie denn nicht? Sie werden wie du und ich."

„Und — wie lange dauert's wohl bis dahin?"

„Wie kann ich das sagen. Da frag die Natur. Zwei Monate — drei — auch sechs. Je nachdem's halt ist!"

„Nur die Kinder, sagst du?"

„Bei Verwachsungen, ja. Ist der Mensch einmal völlig ausgewachsen, fertig, dann will ja die Natur nicht mehr. Dann bieg du! — Stützen kannst du noch, dem armen Kerl das Leben erleichtern, seiner Figur einen besseren Schein geben; aber was vorbei ist, das ist vorbei."

„Was vorbei ist, das ist vorbei!" — Hochstetter wiederholte diese Worte halblaut vor sich hin; seine Schultern zuckten, es schien ihm auch ein unholdes, zusammenziehendes Gefühl über den Rücken zu gehn. Er blickte eine Weile nicht auf. Richard beobachtete ihn stumm. Mittlerweile war aber die Dämmerung schnell gewachsen; die Kinder, von Erwachsenen abgerufen, gingen alle ins Haus. Nur ein Gärtner und sein Gehilfe standen auf dem Rasenplatz. „Willst du noch etwas sehn?" fragte Richard. „Es nachtet so allmählich."

„Ei freilich!" sagte Hochstetter rasch und fuhr aus seinen Gedanken auf. „Was ich anfange, das führ' ich immer auch zu Ende. — Mir wird hier ganz kurios zu Mut . . . Hast du noch ein paar Minuten Zeit?"

Richard nickte herzlich. Der andre nahm seinen Arm, und wie um seinen Gedanken zu entrinnen, zog er

ihn mit sich fort. Sie kamen über den Rasenplatz. Links erschien jetzt ein merkwürdiges Gebäude, das bisher die Bäume und Büsche verdeckt hatten: aus Stein, Eisen und Glas, aber so reich gegliedert, als sich irgend thun ließ; in etwas barockem Schwung ragte es in die Luft. Der im Südosten stehende Mond begann auf den Giebeln, Türmchen, Balustraden und dem Glas zu spielen. Ein so großer Bau, mitten im Garten! „Wie kommt das hierher?“ fragte Hochstetter, seines Führers Arm unwillkürlich drückend.

„Das ist der sogenannte ‚Krystallpalast‘,“ antwortete Richard mit seinem ruhig heiteren Gesicht. „Auch für diese Märtyrer. Thun wir einen Blick hinein!“ — Er winkte dem Gärtner, der sogleich herankam und die Thür des „Palastes“ aufschloß; Richard sagte ihm dann leise ein Wort. Nur die zwei traten ein. Fritz trat bis in die Mitte des weiten Raums, und blickte darauf verwundert umher. Es war wie ein Theaterbau: eine erhöhte Bühne, mit jetzt offenem Vorhang; das Zuschauerhaus in mehrere Stockwerke geteilt und mit Sitzreihen gefüllt. Dann sah es aber wieder einem riesigen, phantastischen Gewächshaus gleich: überall stiegen immergrüne, edle Pflanzen auf, am stärksten verbreiteten sich herrliche Palmen aller Art. Sie waren über den ganzen Raum mit merkwürdiger Kunst verteilt. Die hohen Glaswände, die den Bau umgaben, ließen das Mondlicht herein, es kam jedoch nur hie und da in seiner bleichen Reinheit, sonst in milden und weichen Farben gebrochen, durch schön gemustertes Glas. An einer Seite des Hauses kämpfte es schwach mit bemalten Vorhängen, die die Fenster schlossen. Richard setzte sich auf einen bequemen, zierlich

geformten Sessel, lehnte sich zurück und warf einen seiner heiteren Seitenblicke auf seinen verblüfften Gast.

„Aber du, das ist ja wie ein Märchen," sagte Hochstetter fast leise, nachdem er lange rundum geschaut hatte. „Was für 'ne Farbenstimmung das ist. — Komisch: so romantisch und zugleich so gemütlich. — ‚Auch für diese Märtyrer,' sagst du!"

„Ja. Für das Schöne halt. Im Sommer wird hier oft Theater gespielt; im Winter gibt's Konzerte. Die Märtyrer musizieren mit. Sonst ist's ein Gesellschaftshaus, auf allerlei Art; besonders für die kalte Zeit. Man kann ihn nämlich heizen, den Kasten. Hier wird auch das große Weihnachtsfest gefeiert; das nimmt sich da nicht übel aus —"

„Gott's Blitz, das glaub' ich!" rief Hochstetter. Wie lange hatte er sich am Niederrhein des heimatlichen „Gott's Blitz" entwöhnt; jetzt fuhr es ihm aus der Kehle. „Das wär' für einen Kaiser nicht schlecht! Diese Stimmung, Alter. Da wird Einem in allen Farben des Regenbogens zugerufen: ‚Dummer Kerl, sei glücklich!'"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als über ihm, unter einer Art von Kuppel, die den „Kryſtallpalast" krönte, elektrisches Licht zu leuchten anfing; schön gedämpft, einiges weiß, andres zartgrün. Dieses Grün mischte sich gar eigen mit den farbigen Lichtern und dem Mondesschimmer. Es hatte nichts Melancholisches, aber es erhöhte das friedliche, dämmerige Traumgefühl, in das diese Abendmusik der Töne versetzte. Hochstetter ward ganz still.

„Ich hatt's dem Gärtner gesagt," bemerkte Richard nach einer Weile. — „Dem Tauber sein Gedanke ist halt:

hier muß alles helfen. Was den kranken Menschen umgibt, muß ihn höher stimmen, muß ihm das Leben zum Licht und zur Freude machen. Darum Schönheit! Schönheit!"

„Schönheit," brummte Hochstetter, nachdem er sich wieder eine Zeit lang ausgeschwiegen hatte. „Na, ja. Aber dazu gehört vor allem Geld. Woher hat's der Tauber? Ist er als Millionär auf die Welt gekommen?"

„Im Gegenteil: als Kirchenmaus. Er hat aber beizeiten tüchtig verdient. Und für sich braucht er nicht viel: hat auch nicht Weib und nicht Kind. Alles, was übrig bleibt, das verbaut er wieder."

„Du willst sagen, diesen ‚Krystallpalast' hat er auch wieder selbst gebaut?"

„Natürlich will ich das sagen. Sein Baumeister führt's nur aus. Jedes Stück hat er selbst gezeichnet; jeden Stuhl, jeden Kasten, jede Thürschnalle, alles, was du im Sanatorium siehst."

„Richard Reidlinger, du treibst deinen Spaß mit mir! Du nimmst dir heraus, mich zu foppen!"

„Wie werd' ich einen so großen Fabrikanten foppen. Erinnerst du dich noch, daß wir Buben in Rothenburg einen Hauptschwur hatten, über den ging nix? Wenn wir dummen Kerle ‚beim Altbürgermeister Rusch' schworen, dann war's ganz gewiß. So will ich dir jetzt das alles beschwören: ‚beim Altbürgermeister Rusch!'"

Hochstetter sah in das grünlich-bläulich beleuchtete, geistreich frohe Gesicht, aus dem ihn die sicheren braunen Augen so ruhig überlegen anlachten. Seine Lippen bewegten sich schon, er wollte etwas sagen; er schwieg aber. Sie traten aus dem Festbau wieder in die Dämmerung

hinaus; oben blitzten die Sterne. Nachdem sie noch nicht viele Schritte gemacht hatten, blieb Fritz wieder stehn, einen dunklen Bau zur Linken anstarrend, aus dem ein Turm mit eigentümlichen Ausladungen (die einzelnen Formen sah man nicht mehr) in den Nachthimmel wuchs. „Das ist ja 'ne Kirche?" fragte er.

„Warum denn nit?" erwiderte Richard.

„Steht die auch noch auf Taubers Grund?"

„Jawohl."

„Da wirst du mir wieder einreden wollen, daß er die auch selber gebaut hat?"

„Gewiß. Für seine Leute. ‚Beim Altbürgermeister Nusch!'"

„Aber daß dich das Donnerwetter —!" brach es nun aus Fritz hervor. „Was ist denn das für ein Mensch? Der die Leute als Arzt kuriert und ihnen auch Kirchen baut? Der die tollsten Maschinen erfindet, in denen beinbrüchige Metzger und verwachsene Mißgeschöpfe herumlaufen, und dabei gläserne Märchen dichtet? Der als Kirchenmaus daherkommt und die Hunderttausende um sich wirft? — Wie kann der Mann das alles? — Richard Neidlinger! Sei so gut und verdeutsch' mir das!"

„Er hat halt den Willen dazu," sagte Richard ruhig.

„Das ist auch 'ne Erklärung! — — Neidlinger, ich muß dir sagen, dich versteh' ich nicht. ‚Er hat halt den Willen dazu . . .' Den hätt'st du doch auch! — Die ganze Zeit liegt mir's schon auf der Zunge. Eine Art Assistent von ihm — dabei beruhigst du dich — und hast so ein stillvergnügtes, bierzufriedenes Gesicht. Und in Rothenburg und dann hier in Nürnberg, was hatt'st du für große Gedanken im Kopf. Aehnliche wie der Tauber da . . .

Nun macht er das alles. Du siehst dabei zu. Stirbst du nicht vor Neid?

Richard lächelte gemütlich. — „Ich hab' ihn zu gern. Verstehst du. Die Kirch' können wir nun nicht mehr anschaun; gehn wir wieder ins Haus!"

III.

Die breiten Gänge des großen Gebäudes waren jetzt durch elektrisches Licht erhellt; die große Treppe hinaufgestiegen, gingen sie auf einem der langen Korridore an einigen Thüren vorbei, dann öffnete Richard die nächste. „Tritt nur ein," murmelte er. Fritz, der auf seiner unruhigen Seele fast schon zu viel Last hatte, blieb bei der Thür unentschlossen stehn. Der Anblick überraschte ihn fast noch mehr, als alles, was er hier gesehen hatte: in einem länglichen, hohen Saal von sehr einfacher Ausstattung spielten viele kleinere Kinder, größtenteils am Boden; alle irgendwie verkrümmt, nicht wenige von so unsinnig verzerrten Gliedern, daß das bloße Hinschauen erschütterte; aber sie rutschten, krochen, hüpften in der natürlichsten Lustigkeit dahin, als wären sie Gottes glücklichste Geschöpfe. Eine Bank lief ringsum an der Wand; sonst sah man nichts als die Kinder, große Schaukelpferde, Steckenpferde, Puppen, Spielzeug jeder Art. Ein paar junge Pflegerinnen und eine ältere bewegten sich geräuschlos hin und her, schlicht gekleidet, die wohlthuend freundliche Stille über ihrem Wesen, die gleichsam der Heiligenschein guter Frauen ist.

Eine von ihnen kam auf Richard zu, er bewegte aber die Hand fast unmerklich, und sie trat zurück. „Die Tage

werden schon kurz," sagte er leise. „Jetzt schon Licht im Zimmer! — Die kleinsten von diesen kleinen Käfern gehen bald zu Bett."

„Richard!" murmelte Fritz und schüttelte langsam den Kopf.

„Was denn, Fritz?"

„Was das für Erscheinungen sind; — aber sie sehen ja alle aus, als fehlte ihnen nichts. Nicht ein einziges blasses — oder trauriges. Guck, die da, kaum anzusehn; aber ebenso lustig wie die andern alle. Als wüßten sie: uns wird ja ganz gewiß geholfen . . . Richard! Ist das wirklich so? Die werden noch ganz gesund?"

„Kannst dich drauf verlassen. Die da? Die wird noch so grade — wenn auch nicht so schön — wie die Lene Rothbarth!"

„Es ist nicht zu glauben, Richard. Dann wär' der Tauber ein Hexenmeister —"

„‚Beim Altbürgermeister Rusch!'"

Richard horchte jetzt verwundert auf: es klang, als begänne Fritz zu seufzen oder zu schluchzen. Ihm fiel freilich ein: der hatte ja immer ein rasches, bewegliches Gemüt . . . Plötzlich fühlte er sich am Arm gepackt und hinausgezogen. Sowie sie auf dem Gang standen und Fritz die Saalthür wieder geschlossen hatte, heftete dieser die getrübten Augen auf Richard und wartete ein wenig, bis er die Worte hervorbrachte: „Aber das ist ja nix!"

„Wieso ist das nix?"

„Das hält der Mensch ja nicht aus! — Diese Kinder, Richard! Dieser Tauber! Denen so zu helfen — die glücklichen Gesichter . . . Ein Heiland!"

Ihm stürzten die Thränen aus den Augen und jagten

einander in den Wangenfurchen nach. Er griff nach Richards Hand und schüttelte sie.

„Das hat mich übermannt, Alter; nimm mir's nicht übel. 's ging mir so zu Herzen. Wie die kleinen Dinger lächelten . . . Den Mann muß ich kennen lernen. Dem muß ich die Hand drücken . . . Wann kommt er nach Haus?"

Richard hielt ihm schweigend die Hand hin, mit einem ganz eigenen Lächeln.

„Was willst du?" fragte Fritz. „Was soll das?"

„Wenn du ihm die Hand drücken willst, brauchst du nit zu warten. Alter Fritz! ich bin's! — Ja, ja. Als du vorhin gekommen bist, mich ‚Neidlinger' genannt hast, da hat mich's gekitzelt: ‚will's noch einmal sein! Mit diesem Hochstetter da, mit dem ich um die Burg ‚Essigkrug' und um die Landesfeste ‚Rothenburg', dann um den Preis und die Lene gekämpft hab', mit dem will ich noch einmal Versteckens spielen, wie vor dreißig Jahren!' — Ja, ja, Richard Tauber. Darum war ich für dich aus der Welt!"

Fritz starrte ihn noch immer an; er trocknete sich dabei die Wangen und fuhr sich mit dem Taschentuch auch unter das Brillenglas. Dann schüttelte er den Kopf. „Mensch!" sagte er, als er sich zur Not gefaßt hatte. „Du bist dieser Wundermann? Du hast das alles gemacht?"

„Hab' mir Zeit genug dazu gelassen," erwiderte Richard, mit den Achseln zuckend. „Vierundzwanzig Jahr'!"

„Als du anfingst, war aber das Nichts! — — Da steht er jetzt: Richard Tauber. So täuscht man die Leute: seinen Namen ändern . . . Wann und warum hast denn das gethan?"

„Warum? Wundert dich das? — Als ich gegen dich verspielt hatt', und so recht ein ‚Nichts' war, da beschloß ich in der ersten Stunde: von vorne anfangen! ein ganz neues Leben! Fort aus Nürnberg, aus Rothenburg, aus Bayern — nach Stuttgart — ein neuer Mensch, mit 'nem neuen Namen! Sie sollen nichts mehr von dir wissen, die da, untertauchen willst du — bis du wieder wie ein Springbrunnen in die Höhe kommst, über ihre Köpfe. Weg mit dem ‚Neidlinger'; mich wurmte der verdammte Name, war mir wie ein Gift; — als wenn ich dich beneidete, ich! ‚Nein, ich bin kein Neidling! Ich brauch' nichts als mich selbst; daraus mach' ich alles!'"

Richard zog die heiteren Brauen hinauf: „Ja, ja, Fritz, ich war dir damals ein ganz stolzer Bursch! — Ich brannte auch durch und kam nach Stuttgart; aber mit dem Namenwechsel war's noch nichts. Solang' mein guter Vater noch lebte — wir briefwechselten doch von Zeit zu Zeit — konnt' ich ihm's nicht anthun. Dann starb aber der alte Gullmann, darauf Vater Neidlinger; ich ging nach Bayern zurück, nach München — jetzt als Richard Tauber. Als zwanzigjähriger dummer Bub dacht' ich mir: das macht man halt, das geht niemand was an. Ja, da hab' ich denn doch bald gemerkt: es ist schon jemand da, den's was angeht. Es hat mir riesige Müh' gemacht, mit dem Jemand fertig zu werden; die hohe Polizei hab' ich kennen gelernt, da hab' ich Respekt. Zuletzt hab' ich's doch durchgesetzt; weißt, ich setz' alles durch. Mit mir beginnt das berühmte tausendjährige Geschlecht der Tauber von Rothenburg!"

„Was machst du mit meiner Hand?" fragte er nach einer Weile.

Fritz Hochstetter lächelte wieder, als Weltmensch, aber es zuckte in ihm noch die Rührung nach. „Was willst du denn?“ sagte er. „Ich nehm' sie halt und drück' sie; weil du der Tauber bist.“

„Ja, wenn du sie nur drücktest; du ziehst sie aber an deine Brust — wie auf dem Theater.“

„Ach du. Red' nit so. Du hast mir das Herz weich gemacht; das ist noch keine Schand'. Am liebsten würd' ich den ganzen Mann an die Brust ziehn; — 's wär' dir aber wohl nit recht!“

„O ja, alter Busenfeind, es ist mir schon recht!“ sagte Richard, mit seinem Rothenburger Knabenlächeln, und hob beide Arme. Fritz drückte ihn mit Kraft an sein Herz.

IV.

„Jetzt wohnst du aber natürlich bei mir!“ fing Richard Tauber an, als sie sich nach einer Viertelstunde von der Bank auf dem Gang erhoben, auf die sie sich gesetzt hatten. „Wenn mein Haus auch ‚ausverkauft‘ ist, ein paar Zimmer für Gäste müssen immer da sein. Ich schick' meinen Wagen hin und lass' deine Sachen holen . . . Wo bist du denn abgestiegen?“

„Gleich am Bahnhof, im Württemberger Hof.“

„Also ich schick' hin.“

„Aber der Zeltner, der zum Nachtmahl —“

„Den siehst du halt morgen wieder. — Kathrinchen!“

Auf dem Gang erschien eben ein noch jugendliches Frauenzimmer, einfach, aber gut gekleidet, ein kleines, zierliches Häubchen auf dem Hinterkopf. Sie kam hurtig heran. „Kathrinchen,“ sagte Richard, „wir haben da einen hohen Gast. Was für Zimmer sind frei?“

„Die gewöhnlichen. Auf dem linken Flügel.“

„Geh, führ' uns hin!“

Das Mädchen ging voraus; sie hatte einen leichten, federnden Gang, der ein wenig an die braune Lene erinnerte. Um die Ecke, im Seitengang, schloß sie eine Thür auf, trat ein und entzündete das elektrische Licht. Die Männer folgten ihr, in ein nicht eben großes, aber überaus behagliches, wohnliches Gemach, bis zu halber Mannshöhe getäfelt, die ganze Ausstattung dunkelbraun und reich geschnitzt. Einige Mondesstrahlen fielen noch schräg hinein; draußen lag der große Vorhof mit den Blumenbeeten.

Richard deutete mit dem Kopf auf das Mädchen, das noch mitten im Zimmer stand, auf Befehle wartend. „Gelt, die kennst du nimmer?“ fragte er.

Fritz schüttelte den Kopf.

„Ist aber auch aus Rothenburg. Das schlimme Kathrinchen hieß sie . . .“

Das Mädchen begann ein wenig zu lächeln, ward aber dunkelrot.

„Mit der Schlimmheit war's nicht so schlimm! Aber eine große Dummheit machte sie: weil ihre Schwester, das Hannchen, lahmte, wollt' sie doch auch was thun und ward schief. Ich hab' sie dann noch erwischt, eh's zu spät war. Als ich endlich die Lehrjahre hinter mir und meine erste Baracke von Sanatorium eingerichtet hatte, da dacht' ich gleich ans Kathrinchen vom Rothenburger Kirchenplatz und holte mir die schiefe Gerte. Die haben wir gut grad' gebogen, wie? Hat sie nicht 'nen Wuchs wie 'ne Prinzessin?“

Das Mädchen ward wieder rot, und schüttelte leise den Kopf über diesen schlimmen Herrn.

„Dann ist sie ganz hier geblieben, führt hier das ‚europäische Sklavenleben' bei dem Richard Tauber. — Das Hannchen kanntest du doch! Dem hab' ich leider nimmer helfen können; es war auch schon tot. Das Kathrinchen ist aber unser Prachtstück. Gelt?"

Hochstetter nickte und schmunzelte; mit Kennerwohlgefallen betrachtete er die allerliebste Gestalt. Das verlegene Mädchen wandte sich und senkte den Kopf.

„Und wo ist dem Herrn sein Gepäck?" fragte sie dann.

„Kathrinchen, schick den Werwolf, den Kutscher, zum Württemberger Hof: er soll Herrn Hochstetters Sachen holen und die Rechnung zahlen. Der Herr wohne hier. Das ist der Hochstettersfritz, Kathrinchen, mit dem schönen Erker. ‚Das Brot für deine Seel' teilt Gottes Wort dir aus!'"

„Aha," murmelte sie, sah aber den Hochstettersfritz nicht an, dessen Augen gar so fest auf ihr ruhten. „Ist sonst noch was —?"

„Nein," sagte Richard und strich ihr mit der freundlichen, scherzenden Hand an Wange und Kinn entlang. „Nein, Kathrinchen, kannst gehn."

Das Mädchen stand regungslos still, solange er sie berührte, offenbar mit einem neuen Erröten kämpfend. Als er sie freiließ, that sie einen tiefen Atemzug. Dann ging sie geschwind aus der Thür.

„Du, da hab' ich Respekt," sagte Hochstetter, sobald sie draußen war. „Die ist dir geglückt! — — Wie sie übrigens jetzt den Atem anhielt — das niedliche Kathrinchen!" — Was er weiter dachte, sprach er nicht aus; seine Augen zwinkerten aber, mit einem faunischen Lächeln.

„Du irrst," sagte Richard trocken.

„Ich? Wieso?“

„In dem, was du da eben denkst. — Als ich die Sanatoriumswirtschaft anfing, da hab' ich gleich einen Altbürgermeistereid drauf gesetzt: dein Herrentum mißbrauchst du nie! — Das Mädel da, bin ich überzeugt, ist noch ebenso unschuldig wie als schiefes Kathrinchen an der Jakobskirch'. Ich hab' sie jedenfalls nicht gestört.“

„Ah!“

„Du scheinst noch zu zweifeln,“ fuhr Richard etwas befremdet fort. „Wozu sollt' ich lügen? — Vorhin sagtest du über den Tauber: „Wie kann der Mann das alles?“ Das ist ganz geschwind erklärt. Ich thu' halt nichts andres. Ich liebe nicht, ich spiele nicht, ich rauche nicht, ich trinke nicht —“

„Was? Du trinkst auch nicht?“

„Trotz Vater Gullmann, nein. Ein gutes Glas mit 'nem guten Freund, o ja; das versteht sich; aber weiter nicht. Und so lebt halt der ganze Kerl nur für seine Sachen!“

„Und so willst du immer bleiben? Ohne Weib und auch ohne Schatz?“ — Fritz zeigte mit dem ganzen Gesicht, daß es ihm fast unbegreiflich war, ohne Weiber zu leben.

Richard lächelte: „Verschwören thu' ich nichts. Vielleicht heirat' ich noch; in den Jahren wär' ich ja jetzt. Bis jetzt hatt' ich keine Zeit! — Es fehlt mir auch nicht an Bewerberinnen; offenbar gelt' ich für 'ne gute Partie. Ich halt' aber noch mit dem Jawort zurück.“

Fritz betrachtete ihn mit Anerkennung, fast mit Bewunderung. „Ich muß sagen, so 'nen Zweiundvierziger wie du hab' ich noch nicht gesehn! Diese junge Haut.

Diese ganze Appetitlichkeit; — verzeih mir das Wort. Solche Augen und solche Lippen ... Ein feiner Mann! — Und du bist doch auch nicht auf 'nem Teppich durch die Welt gegangen."

„Ei Sapperment! Ich hab' die Steine gespürt! — Ich sag' dir, Fritz, die ersten Jahre — in Stuttgart — da hab' ich das Hungern gelernt. Meine großen Ideen — ja, Kuckuck! die hingen an 'nem rostigen Nagel; ich raufte mit der Welt um mein bißchen Leben. Alles hab' ich versucht, und noch was. Dann stand ich eines Tages plötzlich vor 'nem reichen Mann, der 'ne künstliche Hand brauchte; ich machte ihm etwas, was noch keiner gemacht hatte; da saß ich dann und hatt' ein kleines Vermögen ... Nun war's unaufhaltsam! Dieser Krösus gab mich an andre Krösusse weiter; sie holten mich nach Rußland, nach Rumänien; ich ward förmlich vergoldet, sag' ich dir, wie die Adelina Patti. Dann kam ich wieder hierher — wer wußte hier noch von mir — baute Taubers Sanatorium, das heißt die schon erwähnte Baracke. Und dann baute ich fort und fort ..."

Er sah umher, zum Fenster hinaus, als wollt' er einen Blick über seinen Grund werfen. Er zuckte die Achseln. „So steht's jetzt! — Nun hätt' ich dir hundert andre Pläne und Gedanken. Aber das Leben ist zu kurz, Fritz. Man kommt halt zu nix!"

Die Glocke rief zum Nachtmahl. Er nahm Fritz Hochstetters Arm und zog ihn hinaus.

V.

Fritz sollte heut noch einmal erstaunen: über den Speisesaal, der zu ebner Erde neben den Wandelbahnen

und den Glashallen lag. Es war ein fast kirchenhaft hoher Raum, der durch zwei Stockwerke ging, durch riesige Pfeiler von einem Vorsaal getrennt; die Fensterwand dieses Vorsaals beinahe nichts als Glas, bei Tage strömte offenbar eine Fülle von Licht herein. Das Licht war aber auch hier durch Glasmalerei und bunte Arabesken gefärbt: auch fühlte man sich wie in einem Wintergarten, so reich waren im Vorsaal edle Blattgewächse verschwendet, manche riesengroß. „Da wird's eine Lust, das Essen!" dachte Fritz, der ohnehin gerne aß. Er trat für einige Augenblicke an die Fensterwand; hier sah man vom großen Garten nichts, dafür ein kleineres Ziergärtchen, etwas tiefer in die Erde gegraben; auf allen Seiten liefen daran Terrassen hin, offene Wandelbahnen, durch kleine Pavillons verziert und mit leichten Dächern bedeckt. Man konnte die ganze Anlage im Mondlicht erkennen. Links war noch ein langer Flügelbau; der Turm der Kirche schaute über ihn herüber.

„Die Suppe!" sagte Richards lebfrische Stimme. Hochstetter kehrte um, ging, dem Hausherrn folgend, an einer der langen Tafeln hin, die sich mit Herren und Damen füllten. Richard zog ihn aber noch ein paar Schritte weiter, in einen kleineren Nebensaal: hier sammelten sich eben die Kinder, um an einem langen Tisch zu essen, von Pflegerinnen überwacht. Als die Kinder den „Meister" sahen, trat wohl ein Dutzend heran, ihm eines nach dem andern mit treuherzigem Gruß die Hand zu geben; Richard nickte ihnen schlicht freundlich zu. Es waren kleine und halberwachsene durcheinander; alle sahen zu dem festen, kernigen Mann mit so natürlicher Herzlichkeit hinauf, daß dem Fritz sich das Herz bewegte. „Die ist meine Braut!" sagte Richard lächelnd, indem er auf

eine der kleineren wies, die nicht eigentlich hübsch war, aber große, strahlende, blaue Augen hatte. Er legte ihr eine Hand auf den Kopf. Sie hielt ebenso still wie vorhin das Kathrinchen; dann lächelte sie ihn aber fröhlich an. Wie Tauben auf den Futterplatz flattern, so rauschte nun der ganze Kinderschwarm an den langen Tisch.

Die Männer kamen in den Saal der Großen zurück; oben an einer der drei Tafeln ließ sich Richard als Hausherr nieder, neben ihm war Platz für den Gast gemacht. Gar angenehm überrascht sah Fritz, daß ihm gegenüber, an Richards andrer Seite, eine stattliche Schönheit saß; in hellgrauer Seide, eine hohe und fast üppige Gestalt, aber doch nicht junonisch, eher mädchenhaft. Sie mochte eine Dreißigerin sein; das Gesicht war etwas stark gerötet, indessen von gesunder Farbe, die Augen von angenehmem, lichtem Blau, das reiche, blonde, vorn gekräuselte Haar majestätisch schön. Hochstetter, an das „Sanatorium" denkend, suchte unwillkürlich an dieser erfrischenden Wohlgestalt irgend etwas Unheimliches, eine verborgene Taubersche Maschine. Aber Richard, dessen Auge ihn sogleich erriet, lächelte ihn an. „Die Dame ist ganz gesund," sagte er mit seinem behaglichen Freimut. „Musterhaft gesund! — Miß Harriet, ich muß Ihnen meinen lieben Freund vorstellen: auch ein Rothenburger: Fritz Hochstetter. Miß Harriet Bolton, und ihr Bruder, Mister Bolton; den wir hier gesund gemacht haben."

Der Herr neben der stattlichen Dame grüßte sehr höflich herüber. Er war von der Natur auch nicht vernachlässigt, ein recht hübscher Mann; sah aber weit englischer aus als die Schwester.

„Was ist Ihnen, Miß Harriet?" fragte Richard jetzt.

Sie machen so ein wehmütiges, beinahe herzbrechendes Gesicht."

Die hellen Augen der Engländerin warfen dem Hausherrn, der sie so gern neckte, einen vorwerfenden, zugleich kläglichen Blick zu. „Sie können wirklich sehr müßige Bemerkungen machen," sagte sie in auffallend gutem Deutsch; „und sehr grausame. Am vorletzten Tag!"

„Wir verlassen nämlich das Sanatorium," setzte sie zu Hochstetter gewendet hinzu; „mein Bruder und ich. Mein Bruder ist genesen!"

Mister Bolton nahm das Wort, die Zähne kaum öffnend, die Worte suchend, mit einem drolligen Lächeln: „Sie wollte sagen ‚leider'; aber sie hat es unterdrückt. Leider schon genesen!"

„Ach, ihr Männer," sagte die junge Dame. „Ich wollte das nicht sagen; aber ich hab' das Fortweh. ‚Fortweh' — das Wort ist so gut ... Jeder, der hier war, hat das Fortweh. Aus Herrn Taubers Sanatorium geht man nicht gern fort. Darum erlaubte ich mir, ein ‚herzbrechendes' Gesicht zu machen!"

Sie warf wieder einen klagenden Blick auf Richard; es war zugleich Huldigung darin, Begeisterung, rührende Schwärmerei. „Ei Donner," dachte Hochstetter, „sollte das eine von den ‚Bewerberinnen' sein? — Was sagt denn Richard Reidlinger?"

Richard erwiderte ihren Blick mit einem heiteren, männlichen, dem aber die Wärme nicht fehlte. „Sie werden ja wiederkommen," sagte er. „Sie haben es versprochen. Nicht als Gesellschafterin eines kranken Bruders, sondern als Freundin von Lottchen und Richard Tauber."

„O ja, ganz gewiß!“ rief Miß Harriet aus; „aber wann denn? Im Winter sind wir in England. — Mein einziger Trost auf die Reise ist, daß mein Bruder mir hat versprechen müssen, wir bleiben die ersten Tage in Rothenburg!“

„Sie wissen von Rothenburg?“ fragte Hochstetter.

„O, mein Herr!“ rief sie, beinahe beleidigt; „ob ich davon weiß! Wer weiß denn heutzutage nicht von Rothenburg . . . Sie leben wohl nicht mehr dort!“

„Seit dreiundzwanzig Jahren nicht mehr,“ entgegnete Hochstetter; „hab's seitdem nur einmal gesehn.“

„Ja, vor dreiundzwanzig Jahren! Da war es in der dummen, einfältigen Welt wohl noch unbekannt; aber jetzt — seit die deutschen Maler mit ihren Pinseln darauf hingewiesen haben — seitdem fragen ja die Leute einander: ‚Waren Sie schon in Rothenburg?‘ — Ich war diesen ganzen Mai dort; o, das ist meine Stadt. Ich hab' über hundert große Photographieen von ihr; die meisten hab' ich selbst gemacht. Rothenburg for ever!“

„Miß Bolton spricht aus Bescheidenheit nur von ihren Photographieen, nicht von ihren Skizzen,“ nahm nun Richard das Wort. „Sie malt Rothenburg auch frei nach der Natur.“

„O Sie böser Mann!“ sagte Miß Harriet und drohte ihm mit ihrem großen, hübschen Zeigefinger, auf dem ein sehr schöner Rubin glänzte. „‚Frei nach der Natur‘ . . . Immer verspottet er mich. Ich bin eine Engländerin; wir Engländerinnen singen und malen nicht gut, das ist ja bekannt. Aber wir sind gut für die Begeisterung; geben Sie das zu, Herr Tauber? Wir begeistern uns sogar für harte und grausame Leute, die uns gern verspotten. Wir sind so großmütig — oder großsinnig, groß-

artig, ich weiß nicht, wie man sagt — daß wir es solchen Leuten noch offenherzig sagen, wenn wir ungern fortgehen. Darin ist etwas Größe; nicht?"

„Ich beuge mich auch davor," erwiderte Richard, mit einem schalkhaft milden, abbittenden Strahl aus seinen Feueraugen. Dann hob er sein Glas und trank ihr zu.

„Er hat sie doch gern," dachte Hochstetter. — „Ei der Tausend!" sagte er darauf zu der hübschen Dame, „den ganzen Mai waren Sie in dem kleinen Nest?"

Sie sah ihn sehr verwundert an: „Einen einzigen Monat! Eine Landsmännin von mir war den ganzen Winter dort; hat immer photographiert und gemalt. O, Sie verdienen es gar nicht, ein Rothenburger zu sein; wie können Sie sagen: ‚das kleine Nest'? Rothenburg ist eine Welt! ist ein Unikum. Gott Lob sei Dank, die modernen Barbaren haben es noch nicht zerstört —"

„Entweder ‚Gottlob'," unterbrach sie der neckende Richard, „oder ‚Gott sei Dank'!"

„Ach ja, ich hab' es wieder vergessen; ich hatte mir's so angewöhnt . . . Nein, sie haben es noch nicht zerstört! In diese Mauern ist noch nichts Modernes eingedrungen; auch die alten Laternen hängen noch quer über die Straßen; man kann noch an den Schießscharten entlang gehn, von Turm zu Turm, nach den Feinden ausspähen, wie in alten Zeiten. Ich hab' zu Pfingsten das Festspiel gesehn, ‚der Meistertrunk', vor Tilly; da gingen sie dann alle in den alten Trachten in der Stadt umher — man war wie zweihundertfünfzig Jahre älter — man war wie in einem schönen Traum. Und in Rothenburg ist Herr Richard Tauber geboren . . . Ich verzeihe ihm alle seine Schlechtigkeiten und trink' auf sein Wohl!"

Sie erhob ihr Glas; Mister Bolton und die Zunächstsitzenden folgten, sie tranken alle dem „Meister“ zu. Hochstetter schloß sich mit Eifer an. Er sah den herzlichen, ganz eigenen Blick, den Richard dem „verzeihenden“ Fräulein zurückgab; — „ob sie doch noch Frau Tauber wird?“ fuhr ihm durch den Kopf. „Vielleicht heirat' ich noch,“ sagte ja Richard vorhin; „bis jetzt hatt' ich keine Zeit!“ —

Das Mahl ging zu Ende; der Hausherr verabschiedete sich kurz — nur der Miß Harriet drückte er die Hand — und hängte sich wieder in Hochstetters Arm. „Du bist wahrscheinlich ein Spätleber, ein Nachtmensch,“ warf er im Fortgehn hin; „das sind wir hier nicht. Ich auch nicht: mein Tagewerk fängt früh an. Aber eine halbe Stunde hab' ich doch noch Zeit. In deinem Zimmer finden wir ein paar Flaschen, was Besondres, meinen besten Tropfen; ich hab' sie schon hingeschickt. Der Herr kommt vom Rhein; da lassen wir uns nicht lumpen!“

Sie gingen in Hochstetters „Salon“ zurück; nebenan war sein Schlafgemach. Sein Gepäck, aus dem Gasthof gekommen, stand an der Wand. Sie saßen bald beim Rheingauer, Hochstetter rauchte dazu. „Jetzt könnt' ich wohl auch endlich fragen,“ sagte Richard lächelnd: „wie kamst du denn mit dem Zeltner hierher? Was wolltest du beim Tauber?“

Hochstetters weinschmeckendes Gesicht verlor seine Weltfröhlichkeit. Er sah durch die Brille unsicher vom „Römer“ auf und über den Tisch zu Richard hinüber. „Was ich hier will?“ brummelte er in den Bart. „Ich — wollt's eigentlich nur. Aber jedenfalls — dies ist so ein schöner Tag, Alter — lassen wir's bis morgen!“

„Wie du willst. Mir ist alles recht."

„Weißt du, das denk' ich auch. Sag mir lieber, du: wie sind dir alle diese Ideen gekommen, durch die du die Kleinen und die Großen zur Natur zurückbringst?"

„Alle?" fragte Richard zurück. „Eigentlich sind sie alle aus einer gekommen; und die hatt' ich schon damals, als ich die Lene an dich verlor. Aber natürlich, reif war sie noch nicht; mußte noch auf Stroh liegen, ablagern, sich klären — wie der Rheingauer da. Hab' viel lernen müssen, bis ich's machen konnte. Bis ich das mechanische Meisterwerk, unsern Körper, kannte; und die Fingerzeige der Natur verstand . . . Trink aus. Von dir sprechen wir noch immer nicht. Wie hast du denn gelebt?"

Fritz trank mit tiefem Genießen aus; dann erweichte sich gleichsam sein scharfes Gesicht: „Nicht so groß wie du, Bruder — aber auch nicht schlecht! Es muß immer was los sein, weißt du, stillgesessen hab' ich nicht; gefaulenzt auch nicht. Zuerst arbeitete und kaufte ich mich in eine Fabrik hinein: allerhand Maschinen; dann starb der andre und ich bekam sie allein. Ich hab' erst was draus gemacht, kann ich dich versichern! — Bis die Sach' mich langweilte; ich kutschierte in der Welt herum, den andern Völkern was abzugucken; endlich kam ich nach Ungarn — da war dir ein Wachsen und Treiben — und eigentlich fingen sie von vorne an. Das war ein Land für mich! Da wurd' ich Eisenbahnbauer, hab' ihnen allerlei hübsche Bahnen gemacht, über ihr flaches Billardtuch weg; eine ist mir einmal beinah weggeschwommen —"

„Ach ja!" warf Richard hinein. „Hab' damals davon gelesen: die furchtbaren Ueberschwemmungen!"

„Nimm das nicht so schwer, Alter. Da hieß es zum Beispiel in den Zeitungen, von einer besonders trostlosen Gegend: zehntausend Häuser zerstört! Die Häuser mußte man aber persönlich gekannt haben: Lehmhütten, weiter nichts. Der Lehm, der war da; geknetet hatten ihn die Leute selbst. Jedes Haus war zehn Gulden wert. Also zehnmal zehntausend: hunderttausend Gulden!"

Richard lächelte. — „Und wie lang' hast du das getrieben, das ungarische Geschäft?"

„Vier, fünf Jahre doch. Dann hatt' ich davon genug! — Ich bin ein unruhiger Gast, weißt du. Ich bin ruhelos . . . Die Fabrik am Rhein ging unterdessen fort; hab' sie dann wieder aufgefrischt, modernisiert, nach den neuesten Fortschritten; hab' wieder die Welt gesehn; — na, wann bin ich denn überhaupt zu Hause? Reisen ist das Leben. Wird irgendwo 'was Neues erfunden — in meinen Sachen, mein' ich — gleich rutsch' ich hin. Vorkommen darf mir niemand, weißt du. Darin bin ich wie du, Richard Tauber: immer an der Spitze!"

„Nur 'ne dumme Frage, Fritz Hochstetter: und es geht dir dabei inwendig gut?"

„Wieso inwendig?"

„Ob du so ungefähr glücklich bist, mein' ich."

Hochstetter stutzte einen Augenblick; dann antwortete er, sein Glas mit dem funkelnden Wein in die Hand nehmend, mit einem leichtherzigen Lächeln: „Es gibt so gute Sorgenbrecher. — ‚Glück' . . . Das ist ein veraltetes Wort. Wer ist denn eigentlich glücklich? Die wohlerzogenen Mustergeschöpfe in moralischen Kindergeschichten. Glück ist im Leben, was die Rosine im Teig ist; — damit kommt man auch aus!"

Er leerte das Glas, die Augen schließend, schlürfend, und schenkte sich wieder ein. „Du, ein ganz guter Tropfen," sagte er fast tiefsinnig. „Aber das ist nur so zur Belohnung, verstehst du. Ein Genußmensch, das bin ich nicht. Ich plag' mich genug!"

„Für wen?" fragte Richard, auf den Tisch gelehnt.

„Für wen? — Nun, für — — Nicht so wie du für die Menschen. Jedem ungesunden Bein oder Rücken 'ne kunstvolle Maschine zu machen, einen Metzgerschenkel drei Stunden lang in Schienen und Hülsen zu kapseln, die Geduld hätt' ich nicht. Dich interessiert jeder Mensch, wie mir scheint. Das bewundere ich, das rührt mich auch; meine Sach' ist's nicht. Ich seh' die Menschen so im ganzen als zweckmäßige Maschinen an; nimmt man einen Haufen davon zusammen und gibt jedem das Seine zu thun, so kommt was dabei heraus!"

„Aber du hast doch ein paar Leute, für die du lebst. Weib und Kinder hast du —"

„Kinder?" unterbrach ihn Fritz. Es flog ihm etwas übers Gesicht. Er nahm sich offenbar zusammen, eh' er weitersprach. — „Ja, wenn ich die Kinder noch hätte; — ich hab' nur ein halbes. — Richard Tauber, das kennst du nicht! Du lebst für die Kinder der andern Leute; wenn davon eins stirbt, das thut dir nicht so hart weh. Ich hab' zwei Buben gehabt! Wo sind die!"

Er lehnte sich zurück und fuhr sich mit der adderreichen Hand über das magere Gesicht.

„Hm!" murmelte Richard. — „Alle beide fort."

„Ja; für immer fort. Jedes nach ein paar Jahren fort . . . Die hätten mich vielleicht zu Hause gehalten; hätten vielleicht die Lene und mich — —"

Er sprach das nicht aus. Mit gedrückter Kehle setzte er nach einer Stille hinzu: „Dann ist noch das Mädchen gekommen; — wozu; das war gar ein Unsinn. Die lebt, aber wie. Ein ‚halbes', hab' ich schon gesagt. Mag nicht daran denken ... Kehren wir wieder zum Markobrunner zurück!"

Er vertiefte sich von neuem in den „Sorgenbrecher".

„Und — wie hält die Lene das alles aus?" fragte Richard, der sie auf einmal so vor sich sah, wie sie in jener Mulde vor Mitleid auf ihn hinabgeblickt hatte.

Fritz schaute ihm offenherzig ins Auge: „Nun — wohl schwerer als ich. Sie sitzt mehr auf einem Fleck. Sie hat leichtes Blut wie ich; aber nicht mein Arbeitsfieber, und nicht mein ‚Rutschen', wie sie es nennt. Ich bleib' halt nicht: wie man von einem unangenehmen Kerl tiefer in die Bank rutscht, so rutsch' ich dem Kummer und der Sorge weg. Gestern drückte mich auch 'was — da bin ich in der Nacht plötzlich abgefahren; nach Fürth und hierher. Mittags in Fürth hab' ich ihr telegraphiert: ich fahre nach Nürnberg; Württemberger Hof."

„Was? Sie wußt' es noch nicht?"

Hochstetter verzog seine gebräunte Haut zu einem absonderlichen Lächeln: „Weißt du, Alter, daran ist sie gewöhnt! Nimm das nicht so schwer. Ein Abreisen, von dem man vorher spricht, das ist kein Ausfliegen mehr. Wenn sie vom Diener hört, ich bin fort, so weiß sie: in so und so viel Stunden spätestens kommt ein Telegramm!"

„Oder ein Brief —"

„Nein, da irrst du, Alter. Das haben wir uns abgewöhnt. Alles per Telegramm!" — —

Das ist die Lene, dachte Richard, um die wir auf Tod und Leben kämpften; und das ist ihr Fritz! — Er stand auf, es trieb ihn. Er ging langsam durchs Zimmer, ans Fenster; auf die mondbeleuchteten Wolken blickend schüttelte er den Kopf.

Hochstetter erhob sich auch und kam zu ihm. „Na ja," sagte er mit halber Stimme. „Ich versteh', was du dir denkst. Wozu vor dir heucheln, Alter. Es ist nicht so zwischen ihr und mir, wie — — Ich hab' mir's damals auch anders gedacht! Man geht halt mit sich auf die Lebensreise, ohne sich zu kennen. — Bist du sehr für die Treue, Richard? Ich hab' nicht das Talent dazu. Damals bildete ich mir ein, ich hätt' es. Da hab' ich mich aber getäuscht! und wie!"

Er ging wieder ins Zimmer hinein; dann zur Flasche zurück. In sein Glas hineinguckend, aus dem der edle goldene Trank ihn anfunkelte, fuhr er zögernd fort, fast verschämt: „Ich will dir noch was sagen, Alter. In vino veritas. Vielleicht hätt' ich doch das Talent zur Treue gehabt — wärst du nicht gewesen; ja, du. Nach vierundzwanzig Jahren kann man davon reden! — Wenn sie mich so recht herzhaft geliebt hätt' — — aber sie hat dich zu sehr im Kopf gehabt; im Anfang gewiß — und vielleicht auch später. Es ist ihr doch nachgegangen, die alte Geschicht', mehr als sie gedacht hat. War ich ihr nicht liebenswürdig genug, oder nicht poetisch — oder hat sie sich nachträglich aus dir 'ne verklärte Romanfigur gemacht ... Ich sag' dir, ich hab's kennen gelernt, was Eifersucht ist. Da war in den ersten vier Wochen eine Nacht ..."

„Ach was!" rief er aus, die wieder aufsteigende

Scheu von sich abschüttelnd, und stieß sein Glas gegen den Tisch. „So ein Abend wie dieser — so ein Wiedersehn . . . Grad' an diesem Abend will ich davon reden! — Sie lag in ihrem Bett und schlief; ich lag in meinem daneben. Mir ging schon allerlei im Kopf herum. Da fing sie an zu träumen, laut; wie sie manchmal thut, wenn sie sich erregt hat. Sie sprach von dir; oder auch mit dir. Sie saß irgendwo im ‚Erdbeerkraut', hörte eine Lerche singen; dann kam ihr vor, als säng' die Lerche: ‚warum gibt sie ihm nit den Mund?' Dann stieß sie auf einmal heraus: ‚ich bin dir den Kuß noch schuldig! Da hast du den Kuß!' Und sie hob richtig ihre beiden Arme — —"

Fritz Hochstetter lachte auf. „Ich bin wohl verrückt, Richard? Bin ein kindischer Bub, dir das zu erzählen? — Dieser ganze märchenhafte Abend ist mir zu Kopf gestiegen; und dazu noch der Wein. Mir kommt alles so natürlich vor . . ."

„Was wär' denn auch daran unnatürlich?" sagte Richard lächelnd. „Die drei Leute von damals leben ja gar nicht mehr; wir sind andre Leute. ‚Ein Märchen aus alten Zeiten.' Ich hatt' einen Kuß von ihr gewollt, an dem letzten Abend; einen einzigen. Sie hätt' ihn mir vielleicht auch gegeben; da kamst du dazwischen. Da ist ihr später als gewissenhafter Frau wieder eingefallen: den bin ich ihm schuldig geblieben —"

Hochstetter lachte wieder. „Der richtige Richard Tauber!" rief er. „Mit dem objektiven Humor! — Du, jetzt kann ich das auch; damals konnt' ich's nicht. Da hab' ich einen Haß gehabt, auf dich und auf sie. Und es ist mir nachgegangen — Gott mag wissen, wie lang' . . .

Bis sich endlich die ganze Geschicht' so verändert hatte — — sie saß in ihrem Boudoir, ein Muster von Tugend, ich fuhr in der Welt herum, ganz und gar kein Muster. Gelt, ich bin offenherzig. Du bist so ein großer Kerl, ich will mich dir doch auch von meiner größten Seite zeigen: Offenherzigkeit. Ein heuchlerischer Duckmäuser — pfui Teufel! — — Zwischen der Lene und mir ist jetzt der ewige Frieden: sie hat ihre Five o' clock's, ihre Theaterloge und ihre Romane —"

„Und du lebst mit Dampf, und unterhältst dich mit ihr durch die Elektrizität! — — Nun muß ich aber zu Bett; morgen gibt's viel Arbeit. Frühstücken mußt du allein. Gute Nacht!"

VI.

Richard kam am nächsten Morgen aus den Werkstätten in sein Schreibzimmer; es war erst neun Uhr, er hatte aber schon drei Stunden an einem neuen Apparat geformt, den er für die Verwundeten im Krieg so einfach wie möglich herzustellen suchte. Er griff nach dem Butterbrot, mit dem eben die Schwester hereinkam. „Willst du auch ein Glas Milch?" fragte sie.

Er dankte ablehnend mit dem Kopf. Am Fenster stehend begann er zu essen.

Lottchen sah ihm eine Weile mit ihrem mütterlichen Schwesterblick zu. „Hätt'st du eine Minute Zeit?" fing sie dann so sacht und unwichtig an wie immer, wenn sie etwas Wichtiges auf dem Herzen hatte.

„Heraus damit!" rief Richard, der sie nach drei Worten durchschaute. „Ich ruhe mich wenigstens fünf Minuten aus."

„O, das ist gut," sagte sie; die kleine Gestalt lehnte sich mutiger an den Tisch. „Dann sag doch: was fangen wir jetzt mit Miß Harriet an? Morgen reist sie ab."

„Wir bringen sie zur Bahn," antwortete er.

„Weiter nichts?"

„Was noch?"

„Sie — — sie thut mir so leid, Bruder."

„Lottchen, sag das nicht. Sie hat den außerordentlichen Vorzug, geradeswegs nach Rothenburg zu fahren, das für dich doch der Mittelpunkt von Europa ist."

„Ja, wie sie unser Rothenburg liebt!" sagte Lottchen, diesen Goldfaden rasch ergreifend. „Für eine Engländerin rührend; gelt? Sie schwärmt wirklich dafür, ganz echt; an der ist alles echt. Sie versteht so ganz, was Rothenburg ist; eine ‚ausgegrabene Perle', sagt sie . . . Sie schwärmt aber noch für 'was andres. — Willst du mich nit auslachen, Richard?"

„Ich weiß noch nicht, Lottchen."

„Du sprichst doch zuweilen vom Heiraten, Richard. An die denkst du nit?"

„An Miß Harriet?"

„Ja. Freilich, 'ne Engländerin; aber wie spricht sie deutsch! Daß sie noch ‚Gott Lob sei Dank' sagt, das ist nur lustig; gelt? Sie macht die Zähne so gut auseinander beim Sprechen, wie sonst keine aus Albion; ich guck' ihr so gern auf den Mund, wenn sie spricht. Und wie sie dich vergöttert, das ist schon fast komisch. Ich glaub', die kann lieben — ei Wetter! — Wär' sie dir nit recht?"

Richard sah die Schwester heiter an, ohne Ungeduld; er hatte auch noch eine Scheibe zu essen. — „Das gilt

eigentlich nit für gescheit, Lottchen, was du da thust. Wenn man den Leuten zum Heiraten zured't, dann wird gern nix draus."

„Bei dir vielleicht doch!" entgegnete sie unverzagt; ihr Hintergedanke hüpfte dreist wie ein Hühnchen aus der Eierschale hervor. „Aus jugendlichem Unverstand heirat'st du ja doch nit mehr; sondern auf dem konträren Weg: aus Vernunft. Wenn man aber schon so lang' Junggesell ist, verlernt man halt das Zugreifen; da wär's vielleicht recht gut, es hülf' jemand nach! — — Dreißig Jahr' ist sie alt; aber frisch wie zwanzig. Und was thätst du mit so 'nem jungen Flittich, so 'nem Spiegelhüpfer, die der Mann auf den Ball führen soll, oder nach Paris. Du brauchst 'ne Gediegene, gelt, die ganz in deiner Sach' lebt wie du. Das thät' sie, die Harriet!"

„Sie malt zu schlecht, Lottchen."

„Ach, du böser Bub du. — Sie malt doch nur so zum Vergnügen; leben will sie ja nit davon."

„Sie könnt's auch nit, Lottchen."

„Daß du manchmal auch gar nit ernst sein kannst; so ein großer Mann! — Wenn's doch so 'ne große, wichtige Sach' ist, daß du heirat'st, Richard!"

„Warum wär's denn das?"

„Warum?" — Sie sah jetzt von ihm weg auf die Wand; „das ist doch zu dumm," rief sie aus, „daß man von allerhand nit reden soll, weil man ein lediges Frauenzimmer ist! — Ach was, so 'ne alte — — da hätt' ich beinah selber ‚alte Schachtel' gesagt. So ein betagter weiblicher Junggesell wie ich, der kann schon 'was reden. Du brauchst Kinder, Richard. Hast's noch neulich selber gesagt: ‚was wird denn aus meinem Werk, wenn ich

nimmer bin? Ich muß 'nen Fortsetzer haben, der so ist wie ich, der Aug' und Hand von mir erbt! Hast das nit gesagt?"

„Gewiß. Was ich da mach' — wenigstens viel davon — das lebt und stirbt sonst mit mir. Niederschreiben kann ich's nit, das Beste nit: es gehört halt der Mensch dazu, der es machen kann. — Laß dir sagen, Lottchen: wüßt' ich gewiß, ich bekomm' einen Buben, der von meiner Art ist, der mein Lebenswerk weiterführen kann, so heirat' ich heut mittag — und dann ganz gleich, wen!"

Lottchen sah eine Weile still aus dem Fenster auf die Bäume und den Krystallpalast. Etwas mühsam brachte sie darauf hervor: „Und glaubst du nit, Miß Harriet kann das?"

„Was?"

„So 'nen Buben?"

„Auf mein' Seel', ich weiß es nit. — Gib mir die Gewißheit, Lottchen, und ich geh' auf der Stell' zu ihr!"

Die kleine Dame ließ den Kopf etwas sinken. Sie zuckte mit den Achseln. Schweigend nahm sie den leeren Teller: und nur um das letzte Wort zu haben, sagte sie über die Schulter zurück: „Die Begeisterung hätte sie!"

Dann ging sie mit einem kleinen Seufzer — hoffnungslos war er aber nicht — langsam aus der Thür.

VII.

„Vielleicht könnt' ich auch nichts Besseres thun!" dachte Richard, der noch immer am Fenster stand. „Eine bessere Seele und eine, die mehr an mir hängt, möcht' ich schwerlich finden; und mich so maigrün zu verlieben

wie damals in die Lene, dazu taug' ich wohl längst nicht mehr. Wär' auch nicht zu wünschen! — Ich hab' sie wahrlich gern, diese Harriet. Auch den runden, den äußeren Menschen. Man könnt' sie getrost heiraten, frisch vom Fleck, man wär' gewiß nicht verkauft. Wie geboren zu 'ner guten Frau . . . Nur daß es halt doch eine Sach' zum Knöpf' abzählen ist . . ." Er lächelte: „Und zum Knöpf' abzählen hab' ich keine Zeit!"

Wie um dies gleich zur Wahrheit zu machen, trat eine Störung herein; diesmal war's der Saalmüller. Die blaßblauen Augen des blonden jungen Herrn hatten ihren gewohnten fragenden Ausdruck, wenn Saalmüller in irgend einer Unklarheit schwebte. „Entschuldigen Sie," sagte er; „da ist ein Telegramm gekommen, vom Württemberger Hof. Es ist an einen Herrn Hochstetter daselbst; der Herr sei aber nicht mehr dort, sondern hier."

„Ganz richtig!" erwiderte Richard. „Das wußten Sie also noch nicht. Mein Freund und mein Gast . . . Geben Sie her; ich hab' ihn heut morgen noch nicht gesehen; ich bring' ihm das Telegramm selbst!"

Er ging in seinem raschen Gang aus der Thür, und aus dem Hintergebäude, in dem die Werkstätten lagen, in das Vorderhaus. Als er zur Thür von Hochstetters Salon kam, blieb er unwillkürlich aufhorchend stehn: er glaubte von drinnen Kathrinchens helle Stimme zu hören, und zwar in einem gehobenen, erregten Ton. Was geschieht ihr denn? dachte er. Alle seine Sinne waren feurig, scharf, so auch sein Ohr. Jetzt hörte er Hochstetter leise, aber deutlich reden, wie begütigend: er verstand aber nur einzelne Sätze: „Man schreit doch nicht gleich! — Ich thu' Ihnen ja nichts. — Ein so interessanter Fall. — Daß Sie der Herr Tauber

so schön wieder hergerichtet hat. Dieser Hexenmeister. — Gucken Sie mich doch nit so zimperlich an!"

Es schien aber doch nötig zu sein, denn das Kathrinchen stieß jetzt einen unverkennbaren, regelrechten Schrei aus. Richard griff sofort unwillig an die Thür, und ohne zu klopfen, riß er sie auf. Kathrinchen wäre ihm fast in die Arme gelaufen, sie flüchtete eben vor dem neugierigen Herrn vom Rhein. Sowie sie aber den „Meister" sah, faßte sie sich. Ihr Gesicht ward im Augenblick ruhig; nur wieder dunkelrot. Als müsse sie vor allem den Herrn da schonen, der des Meisters Gast war, nahm sie einen Wedel vom Stuhl, machte ihre kleine Verneigung vor Tauber und glitt still hinaus.

Hochstetter war gleichfalls errötet; er lächelte dann geschwind, mit der etwas einfältigen Heiterkeit des Verlegenen. „Guten Morgen," sagte er. „Das Kathrinchen — — Was denkt sie denn. Ich thu' dem dummen Ding ja nichts."

„Dann war's ja gar einfältig von ihr, so ohne jeden Grund aufzuschreien. Dann werd' ich ihr sagen —"

„Bitte, sag ihr nichts," fiel ihm Fritz ins Wort; nun ward er erst richtig rot. „Na ja — meine alte Schwäche. Stubenmädeleinen. So nannt' es ja wohl die Frau vom Mozart; von dem großen Mozart. — Richard, du bist schuld: du hast, als ihr zweiter Schöpfer, sie so schlank und so fein gemacht!"

„Also ich bin schuld," sagte Richard trocken. „Muß dich aber doch bitten, Alter: mein Haus lass' in Ruh. — Wie hast du denn geschlafen bei mir?"

„Eine schwere Menge," antwortete Fritz. „Dann saß ich und schrieb Briefe; Geschäfte; da kam diese — — Was hast du da in der Hand?"

„Ein Telegramm an dich," sagte Richard und hielt es ihm hin. Fritz riß es auf. Er las und machte ein verblüfftes Gesicht.

„Ei, Sapperment!" murmelte er, nachdem er es noch einmal überflogen hatte. „Das hätt' ich doch in den Tod hinein nicht gedacht!"

„Was ist denn?"

„Meine Frau. Sie kommt!"

„Nach Nürnberg? Die Lene?"

„Ja; ich hab' nur die. Gestern telegraphier' ich ihr aus Fürth — wie ich dir ja sagte. Da hat sie sich sofort aufgemacht — ganz gegen ihre Natur! — und mir am Abend halb elf dies Telegramm geschickt, aus Frankfurt: ‚Bin fünf Uhr zwanzig fort, komme morgen früh. Will und muß dabei sein. Lene.' — Die Depesche ist nachts ins Hotel gekommen, ist dort liegen geblieben. — ‚Will und muß dabei sein.' Sie kommt."

„Nein, sie ist ja schon hier!" sagte Richard. „‚Komme morgen früh.' Der Nachtschnellzug von London-Köln, so um halb fünf kommt er hier an. Die liegt jetzt in deinem Württemberger Hof im Bett, oder — — Was habt ihr denn? Wobei will sie sein?"

Jetzt ward an die Thür geklopft. Der sichtbar verstörte Fritz rief „Herein"; Lottchen wurde sichtbar. Sie hatte den Gast und Landsmann schon beim Frühstück begrüßt; nun stand sie mit vor Aufregung blitzenden Augen in der Thür, ziemlich aus der Fassung. „Es ist eine Dame da," sagte sie, „die Sie sprechen will. Es ist Ihre Frau!"

Richard war drauf und dran, über diese Form der Anmeldung aufzulachen; er sah nun aber schon die Dame, und ein ganz eigenes Gefühl hielt sein Gesicht in Ruh.

Frau Lene trat vom Gang herein, blieb dann einige Augenblicke auf der Schwelle stehn; die Erregung war ihr auf die Wangen gemalt. Es waren leichte Röslein wie früher, wenn auch wohl eben jetzt keine Freuderöslein. Die großen, hellbraunen Augen leuchteten, die erkannte er auf den ersten Blick; sonst schimmerte und blühte das Gesicht nicht wie ehedem, es war gleichsam nachgedunkelt wie ein schönes altes Bild. Auch der rotbraune Rahmen, das Haar, hatte sich verdunkelt. Die schlanke Gestalt hatte sich gerundet, frauenhaft, fremd; doch war's nur die Fülle einer wohlgepflegten, wohlerhaltenen Frau. Richard sah das alles zugleich; von den Fenstern her fiel der volle Tag auf sie. Mit einer leichten, grüßenden Bewegung rauschte sie an ihm vorbei und auf Hochstetter zu.

„Guten Morgen," sagte sie mit gedämpfter Stimme, offenbar einen inneren Sturm unterdrückend; „ja, da bin ich. Diesmal war mir's denn doch zu arg; nicht dabei zu sein, wenn du hier — —"

„Ist das der Herr Tauber?" fragte sie jetzt. Hochstetter, der noch Verstörte, nickte. Die braune Lene wandte sich zu Richard; mit aller Haltung einer Weltdame bewegte sie den immer noch jugendlichen, aus dem etwas gefüllten Hals sich so schön hervorschmiegenden Kopf und neigte sich ein wenig. „Ich freue mich sehr, Sie zu sehn," sagte sie. „Ich überfalle meinen Mann; er war mir davongereist . . . Im Hotel hör' ich jetzt, er ist hier bei Ihnen. Es ist aber meine Pflicht, daß ich mit dabei bin, als Mutter; es gehört sich so. Hätt' ich gewußt, daß er selber her will, so wär' ich ja mitgereist. Herr Tauber, das sind so seine — — Die Frau soll ja aber nie ihren Mann verklagen!"

„Danke sehr für die Schonung," sagte Hochstetter, der sich nun gefaßt hatte. „Guck dir aber den Herrn Tauber etwas besser an. Merkst du noch nicht, wer das ist?"

Sie schaute aufmerksamer, noch ahnungslos; — „Herr Gott im Himmel!" rief sie plötzlich aus. Sobald sie Richard lächeln sah, erkannte sie ihn. Sie starrte ihn wie erschrocken an; die Ueberraschung machte sie blaß. „Das ist ja er!" stammelte sie.

„Ja, ‚er' ist's," sagte Richard heiter. „Gelt, es gibt doch noch zuweilen unerwartete Sachen auf der kleinen Erdkugel. Der Fritz da hat's auch nicht gewußt, — weil Sie ihn drauf ansehn; er hat mich aber fast schneller anerkannt als Sie. Ja, ja, Richard Reidlinger, jetzo Tauber; das erklär' ich Ihnen nachher. Einstweilen lassen Sie sich anschauen, ordentlich, ‚plastisch', von allen Seiten; unsre Rothbarthslene aus der Herrengasse!"

„Ach, von der ist ja nichts mehr zu sehen," gab sie mit einem drolligen Seufzer zurück. „Aber wie freu' ich mich! — Ja, wie freu' ich mich! Das Einzige, was noch da ist von der Rothbarthslene, was Sie nicht sehen können" — sie deutete auf ihr Herz — „das macht 'nen ordentlichen Spektakel vor Freude. Ich kam so wütend her, und jetzt muß ich lachen . . ., Richard! Sie sind's, ganz wahrhaftig! — — Aber wie sag' ich denn ‚Richard'. Herr Tauber —"

„Für Sie bin ich und bleib' ich Richard, der ‚schlimme Bub'!"

„Das ist doch noch ein Wort," sagte Hochstetter, der jetzt auf dem Tisch saß, wieder ganz behaglich. „Aber was treibt ihr denn? Ihr wart doch auf ‚Du'; werdet

doch jetzt nicht mit dem ‚Sie‘ anfangen. Die Hand habt ihr euch auch noch nicht gegeben —“

„Wir waren halt noch nicht mit dem Wundern fertig,“ fiel ihm Richard lächelnd ins Wort. „Und wir haben erst die Vergangenheit aus der Gegenwart herausbuchstabiert. Aber recht hat er ... Lene! Du!“

Er reichte ihr die Hand; sie zog den rechten Handschuh ab und gab ihm dann den Druck zurück, so herzhaft wie je, als sagte sie ihm damit Du. Richard ließ noch nicht los; langsam hob er ihre weiche, gepflegte, von feinen Adern bläulich durchschimmerte Hand, betrachtete sie mit drolliger Neugier, dann mit dem tiefen Ernst der Anerkennung; er hob auch ihren Zeigefinger ein wenig, als erkennt' er ihn wieder, den feinen, spitzigen, der damals in der Mulde den Heuspringer aus seiner Faulheit aufgeschreckt hatte. „Es is noch die Lene,“ sagte er wie beruhigt. „Nun wohnst du natürlich auch bei mir. Ich schick' um deine Sachen. Lottchen soll mir sagen, wo wir eine so schöne Rothenburgerin am schönsten unterbringen; ja, ja, meine Schwester Lottchen; die hat dich vorhin hergeführt, ist dann gleich wieder fortgestürzt. Ja, 's is noch die Lene! — Hast auch noch deinen schönen, aufschnellenden Gang?“

„Ach du!“ sagte sie. „Ich bin ja eine alte Frau.“

„Bitte, geh einmal durchs Zimmer! daß ich deinen Gang seh'!“

„Ach, du bist ein — — Bald hätt' ich 'was gesagt; wie in alten Zeiten. — Ich soll wirklich bei dir wohnen, Richard?“

„Aber wo denn sonst?“

„Das hätt' ich doch nicht träumen können, als ich

heut morgen im Württemberger Hof im Bett lag und geschwind noch ein paar Stunden schlief. Da hab' ich nämlich von dir geträumt; aber du hatt'st gar kein Haus, warst ein ‚schlimmer Bub' noch; wir zwei wohnten im Hundsturm an der Rothenburger Stadtmauer. Nun heißt er auf einmal Richard Tauber und ich steh' unter seinem Dach!"

VIII.

„So setz dich," sagte Richard und drückte die vor Verwunderung lächelnde Lene sanft in die Sofaecke. „Und nun sagt mir endlich, liebe Leut', was denn an dieser ganzen fröhlichen Ueberraschung schuld ist. Warum ihr so hintereinander her jagt, warum sie dabei sein muß, was ihr von mir wollt!"

Er erstaunte sehr: die beiden heiteren Gesichter wurden auf einmal tief ernst, und wie versteinert standen sie still. Sie hatten offenbar eine Weile vergessen, was sie sonst bedrückte. Die Frau wandte langsam den Kopf zu Hochstetter, dann zu Richard zurück. „Er hat dir noch gar nicht gesagt —?" fragte sie, zaghaft wie ein Kind.

„Nein, noch kein Wort. — Ist's denn gar so schlimm?"

Lene antwortete nicht, sie sah wieder auf ihren Mann. „Gestern abend, nach dem schönen Wiedersehn, mocht' ich noch nicht reden," sagte Hochstetter zur Erklärung, kleinlaut. „Heut hätt' ich's gethan — da kamst du."

„Nun, so red doch jetzt," fiel sie ihm ins Wort.

„Ja, ja. — Oder du; 's ist ja ‚deine Pflicht', wie du vorhin gesagt hast, mit dabei zu sein als Mutter; ‚es gehört sich so'."

„Es gehört sich auch so; aber — mir stockt das

Herz! — — Weißt du," fing sie nach einem mutigen Anlauf an, „wir kommen halt zu dir, weil man uns gesagt hat: der Tauber ist der Erste und Letzte; kann noch einer helfen, kann er's! Da schrieb denn Fritz und fragte an, zunächst ob hier Platz ist —"

„Dann riß mich's aber," fiel Hochstetter ein: „ich fahr' selber hin und seh' mir's gleich an, wie das Ding da ist!"

„Ja, so reißt's ihn immer," nahm Lene wieder das Wort. „Es reißt ihn und wupp ist er weg, ohne ein Wort. Sonst hätt' ich ihm gleich gesagt: ich fahr' mit! Denn 's ist ja doch ein Mädchen und ich bin die Mutter!"

„Also ein Mädchen ist's," fiel nun Richard ein. „Jetzt hör' ich endlich den Anfang von der Geschicht'. Ein Mädchen ist's, und ich soll an dem Mädchen irgendwas zurechtziehn; gelt? Ein bissel geschwinder, liebe Leut'! Ich hab' wenig Zeit!"

Nach einem Seufzer sagte Lene zaghaft: „Ja, so wär's wohl, Richard. Aber — traurig sieht sie aus. Jammervoll verwachsen —"

„Jeder Mutter thut's weh, wenn ihr Kind nicht grad ist. Das macht nichts: ich zieh' dir's zurecht. Bring sie mir nur her. Wie alt ist sie denn?"

Die beiden sahen ihn einen Augenblick an, dann sanken ihre Gesichter so tief, wie sie konnten. Sie blickten schräg auf den Boden; nicht viel anders als ertappte Kinder, die etwas Unrechtes thaten. Lene seufzte wieder.

„Aber was habt ihr denn? — Was ist mit dem Kind?"

„Ganz, ganz auf die Seite gewachsen," murmelte Hochstetter. „Der Kopf an der Schulter. Es ist nicht zu sagen."

„Wie alt, frag' ich, ist das Kind?"

Hochstetter hob endlich sein völlig bleiches Gesicht. „Schon erwachsen," flüsterte er. „Stark über siebzehn."

Richard meinte, er habe falsch gehört. Er starrte Fritz in die Augen; dieser bewegte noch einmal die Lippen, es war aber nicht zu verstehn, was er sagte. Durch einen ergänzenden, kläglichen Blick schien er zu erklären: hast nicht falsch gehört! — „Aber bist du denn toll?" fuhr jetzt aus Richard heraus. „Was habt ihr gemacht? Mit einem siebzehnjährigen ‚Kind' wollt ihr zu mir kommen . . . Was habt ihr mit dem Kind gemacht?"

„Frag die Frau," sagte Hochstetter, der sich zuerst ein Herz faßte. „Ich hab' ihr immer den Willen gelassen — weil's ein Mädchen war —"

Lene, bisher wie zusammengedrückt, fuhr nun auf. „Du hast mir immer den Willen gelassen?" rief sie.

„Hab' ich etwa nicht?"

„Du! Mir den Willen! — Bist zu unsern kleinen Buben an die Bettchen gegangen, wenn du lustig warst, hast ihnen Champagner gegeben, sie ‚sollten auch ihren Spaß haben'; wenn ich dich bat: ‚laß sie doch schlafen! mach sie nicht zu Trinkern!' so hast du gelacht. ‚Das ist ja kein Wein,' hast du gesagt, ‚das ist Pappelwasser; und die Buben sind mein richtiges Blut, sie trinken's gern! und ich bin der Vater!' — — Du mir den Willen gelassen —"

„Vielleicht bei den Buben nicht; aber bei dem Mädchen. Warum sprichst du jetzt von den Buben, Lene; laß doch die in Ruh. Hab' ich dir nicht gesagt, hundertmal: ‚das Aennchen gehört zur Mutter? Da mach, was du willst'?"

„Aber warum hast du's gesagt?“ rief Lene und stand auf; ihre erblaßten Wangen fingen an zu flammen. „Weil dir das Aennchen keine Freud', keine Lust mehr war wie die armen Bübchen; hatt'st dir in den Kopf gesetzt: einen Erben will ich für Hochstetters Namen, für Hochstetters Fabrik! Nun waren die Buben hin, was lag dir an dem Mädchen. Du rutschtest in der Welt herum —“

„Aber Lene!“

„Fritz!“

Auch er stand nun auf. „Ich hatt' also kein Herz für das Kind; aber du. Was hast du denn draus gemacht? — Als die kleine feine Gestalt schief zu wachsen anfing und ich den Kopf schüttelte — was hast du dann gesagt? ‚Da laß mich nur machen. Meine Tochter wird nicht schief und krumm. Mir hat der und dann der die Versicherung geben: das wächst sich wieder zurecht!‘ Es wuchs sich aber *nicht* zurecht —“

„Und was thatst du dann?“ fiel sie ihm ins Wort. „Du, der Ueberlegene, das ‚höhere Wesen‘, der Mann? Wenn du's besser wußtest, so mußtest du danach *handeln*, statt umherzufahren; mir den Willen nicht lassen, sondern —“

„O Logik! O Logik! Ich hätt' ihn dir lassen sollen — ich hätt' ihn dir *nicht* lassen sollen. Lene! Lene!“

„Ich höre!“

„Dann hast du sie aus dem Haus gegeben, weit weg in die Pension —“

„Und warum hab' ich das gethan?“ — Sie trat vor ihn hin, ihre wild gewordenen Augen blitzten ihn an. „Und warum hab' ich das gethan?“ wiederholte sie; „soll ich das sagen, Fritz?“ — Er schwieg; er rührte

sich nicht. Sie holte nur Atem, dann fuhr sie fort: „Als drauf das Kind nach Haus kam und ich sah: mein Gott, mein Gott, da hat man nur in ihr Köpfchen hinein und hinein gestopft, am Körperchen lag ihnen nichts, das verkrümmt ja ganz — hab' ich da auch noch gesagt: ‚das wächst sich wieder zurecht'? Hab' ich sie nicht zu jedem gebracht, der noch helfen wollte? Hat mich eine Müh' verdrossen? Hab' ich nicht die Nächte durchweint? Was hab' ich denn versäumt? So sag's! Schüttle nicht so den Kopf, sondern sprich!"

„‚Versäumt' . . . Ich red' ja nicht von ‚versäumt'. Du hast sie von Anstalt zu Anstalt geschleppt; keine hat geholfen —"

„Großer Gott im Himmel! ist das meine Schuld?"

„Hast immer an den geglaubt, der nach deinem Sinn sprach; ob Quacksalber, ob Schwindler, wenn er dir nur gefiel. Und sagt' er dir dann: ‚lassen Sie mir nur Zeit, es wird alles wieder gut', so warst du wieder ruhig und glücklich — und ließest ihm Zeit auf Zeit. Bis wir's endlich mit den Augen sahn, mit den Händen griffen: der hat auch nicht geholfen, es ward wieder schlimmer! Und so —"

„Fritz! Du mich anklagen! Du!"

„Und so ist's gekommen!" — —

Richard saß rittlings auf einem Stuhl; sein Blick ging hin und her, während die Reden hinüber und herüber flogen; sie brachen aus diesen beiden Menschen hervor, wie wenn eine seit Jahren nicht abgewälzte Last sich plötzlich von zwei verschütteten Herzen losgerissen hätte. Er horchte, aus jedem Wort irgend 'was erfassend; jetzt riß ihm aber die Geduld. Mit einem Ruck sprang er

auf, die Lehne flog ihm aus der Hand, so daß der Sessel auf den Boden schlug. „Daß euch das Donnerwetter —!“ rief er mit einer solchen Herrscherstimme aus, daß die beiden zusammenfuhren. „Jetzt hab' ich genug!“

Lene trat erschrocken zurück. „Jetzt hab' ich genug!“ wiederholte er, mit den Augen hinter ihr herfeuernd; dann loderten sie gegen Hochstetter auf. „Müßt ihr dazu von Köln nach Nürnberg fahren, um euch gegenseitig zu sagen, wie zufrieden ihr miteinander seid? Wird davon euer Mädel grad'? — Ich bin kein approbierter Arzt, aber so grob wie einer, wenn's sein muß; nehmt euch in acht vor mir. Das Donnerwetter, sag' ich! Wenn ihr zur rechten Zeit zum Richard Tauber kamt, so konntet ihr jetzt mit Aennchen um die Stadtmauern gehn, statt euch hier das Herz zu zerreißen. Ist's aber nun zu spät, so kniet hin und schlagt an eure Brust: Herr, ich hab' die Schuld! — Ich muß zu meinen Kranken. Die haben mich nötiger. Wenn ich wiederkomm' und ihr rauft noch wie Adam und Eva nach dem Sündenfall, so komm' ich mit dem flammenden Schwert!“

Mit zwei Schritten war er bei der Thür und hinaus.

IX.

Im Zimmer war tiefe Stille; die beiden Gatten rührten sich nicht, sie sahn einander auch nicht an. Lene schloß lieber die Augen, um denen ihres Mannes gewiß nicht zu begegnen; ihr kam dafür Richards Bild wieder, wie er da eben hinter dem gestürzten Sessel gestanden und sie angedonnert hatte, furchtbar viel Glanzlicht in den braunen Augen, einen tönenden Hammer in der

schönen Stimme. Sie erschrak nachträglich von neuem; es ging ihr aber ein Schauer über die Haut, der ihr gut that. „Wird davon euer Mädel grad'?“ fiel ihr endlich wieder ein, wie von ihm gesprochen; sie fing an zu weinen.

Es währte nicht lange, so klopfte jemand zart an die Thür. Halb unbewußt rief Fritz: „Herein!“ Der junge Albert Zeltner erschien, rosig und blühend wie immer, mit seinem liebenswürdig bescheidenen und doch klugen Lächeln. Einen Blumenstrauß, der sofort ins Zimmer hineinduftete, hielt er in der Hand. „Guten Morgen, schöne Frau,“ sagte er, sich langsam nähernd, da er nun die Thränen auf ihrem Gesicht entdeckte. „Ich war eben wieder im Hotel, da hört' ich, daß auch Sie angekommen sind —“

„Und da kommt der gute Page,“ unterbrach sie ihn, vom Sofa her, auf dem sie wieder saß, ihm wehmütig die Hand hinstreckend. Sie schämte sich ein wenig vor ihm, es war ihr aber doch erwünscht, daß sie nicht länger mit Fritz allein war. „Richtig, auch der Blumenstrauß! — Sie sind rührend treu. Ich dank' Ihnen!“

Sie trocknete ihr Gesicht.

Zeltner sah dem zu; „ich weiß durch Ihren Mann,“ sagte er verständnisvoll, „daß Sie hier noch einen Versuch machen wollten . . . Es ist nichts damit? Keine Hoffnung mehr?“

Hochstetter, der auch wieder im Lehnstuhl saß, schüttelte den Kopf.

„Gesagt hat er noch nichts,“ warf Lene ganz leise hin.

Hochstetter richtete sich ein wenig auf: „Wenn der Richard Tauber nicht sagt: ‚nur her damit, ich kann's‘, dann kann er's auch sicher nicht!“

Er sank wieder gegen die Lehne zurück. Zwischen den beiden gebeugten Menschen stand Zeltner, den mitfühlenden Kopf gesenkt, eine Fülle von aufrichtigem Mitleid zwischen die hübschen, rosigen Lippen gepreßt. Er hatte überhaupt einen merkwürdig ausdrucksvollen und ihm ganz eigenen Mund: die vollkommene Gleichförmigkeit seiner Zwillingslippen und die Art, wie er sie aneinanderlegte, als seien sie zum Verschluß bestimmt für sein Inneres, gaben ihm etwas Weiches, Unschuldiges, zuweilen fast Kindliches. Er regte sich eine Zeit lang nicht; dann ging er ganz leise durchs Zimmer, von der Unruhe seines Mitgefühls getrieben. Endlich blieb er vor Lene stehn; „schöne Frau!" sagte er gedrückt, um etwas zu sagen.

„Ja, mein armer Page."

„Ich wußte ja, es wird so kommen. — Sie haben's ja auch gewußt."

„Ich hab' halt doch noch gehofft," erwiderte sie und seufzte. „Mütter hoffen immer. — — Ach, Sie! Ich wollte ja Ihre Schwiegermutter werden. Wissen Sie das noch? Als Aennchen noch klein war und ich noch nicht ahnte — — und Sie noch ein Bub —"

„Ja, da machten Sie mir Hoffnung, und legten mir die schöne Hand auf den Kopf. — Nun will ich Ihnen aber was sagen, Frau Schwiegermutter: wenn die hoffenden Mütter endlich sehn, es ist aus, dann machen sie vernünftigerweise einen Punkt und einen Gedankenstrich. Da haben Sie wieder geweint ... Ich möcht' Sie ablenken. Ich möcht' Sie zerstreuen."

„Wie wollen Sie mich denn zerstreuen, kleiner Huldijunge?"

Er deutete zum Fenster hinaus: „Es ist schönes Wetter. Ich hab' einen Wagen draußen. Wir könnten zum Stadtpark hinausfahren, und um die Mauern zurück."

„Etwas Wasser, bitt' ich!" unterbrach sie ihn. Er eilte zur Wasserflasche und trug sie mit der Platte und den Gläsern heran. „Einschenken!" sagte sie. Er füllte ihr ein Glas. Sie lächelte ihn dankend, noch traurig an, tauchte alle zehn Finger ins Glas und erfrischte sich die verweinten Augen. „Gutes Schwiegersöhnchen!" seufzte sie. „Zum Stadtpark, haben Sie gesagt?"

„Und um die Mauern zurück."

„Das ist mir alles viel zu schön. Lassen Sie mich gehn. Unter den hohen Bäumen am Teich — ich kenn's ja — oder bei den Thoren und Türmen, wie in Rothenburg, da wird mir erst gar melancholisch zu Mut!"

„Dann schlag' ich Ihnen etwas vor, das gewiß nicht schön ist. Fahren Sie mit nach Fürth hinaus. Ich zeig' Ihnen meine Fabrik."

„Ach, Sie spaßiges Herrchen! was soll ich in Fürth?"

„Ja, das weiß ich eigentlich auch nicht. Ich verfolge nur den allgemeinen Gedanken, Sie etwas zu zerstreuen!"

„Lassen Sie das nur," sagte sie; mit einer wehleidigen Handbewegung lehnte sie es ab. Ihr Blick überflog ihn; er stand wieder so ritterlich ergeben da, mit seinem jugendfrischen, guten Gesicht. „So hübsch ist Richard nicht!" dachte sie. „Aber hätt' er nur mehr von dem ... Wie hat uns der heruntergemacht; schmachvoll. Eigentlich furchtbar unverschämt: in der ersten Stunde! Und eine Frau! die er geliebt hat! seine Lene Rothbarth! — Es stand ihm aber gut. Famos sah er aus. Was für 'ne Stimme er hat. — Ja, der hätt' geholfen!"

Der Schmerz war wieder da, das Herz stand ihr wieder still. — „Was wollen wir denn nun thun?“ fragte Zeltner jetzt, zwei Schritte von ihr. Sie fuhr auf, als wär' er nach ihrem Gefühl weit weg gewesen; sie hatte ihn vergessen. „Was wir nun thun wollen?“ wiederholte sie vor sich hin. „Richard Taubers Sanatorium. Ich hab' das Sanatorium ja noch gar nicht gesehn.“

„Arme Frau! was wollen Sie davon noch sehn? Ihrem Aennchen hilft er ja doch nicht.“

„Ich bin nun aber einmal hier . . . Sie wollen mich ja zerstreuen, Page. Führen Sie mich hier herum.“

„Wird Sie das zerstreuen?“

„Fragen Sie doch nit so viel, kleiner Naseweis. Sie waren doch schon hier?“

„Nur so flüchtig einmal —“

Er blickte unwillkürlich zu Hochstetter hinüber; der kennte es jetzt wohl besser! schien sein Blick zu sagen. Lene verstand ihn sogleich; um so geschwinder nahm sie Zeltners Arm. „‚Flüchtig' ist mir ganz genug,“ sagte sie rasch; „denn mehr als flüchtig will ich's auch nicht sehn. Wissen Sie, wie jener witzige Musiker von dem alten Fürsten erzählte, der mehr Phrasen als sonst was hat, und dann einen der Zuhörer fragte: ‚kennen Sie den Fürsten?' — ‚Oberflächlich,' sagte der. — ‚Dann kennen Sie ihn gut!'“

Zeltner lachte; nun kam auch aus ihr ein trillerndes Lachen, wie aus ihrer lustigen „Lerchenseele“. Sie grüßten Fritz und gingen hinaus.

Fritz sah ihnen nach; dann drückte er die Augen zusammen und nickte. Während sie sprachen, hatte er sich schon seinen Plan gemacht. Er stand auf, ging zu seinem

Koffer; packte ihn wieder — viel war nicht zu thun — und setzte sich an den Tisch, ein paar Telegramme zu schreiben. Seine langen, gedrängten Buchstaben flogen aufs Papier. Mit den noch nicht trockenen Blättern ging er vor die Thür, zum Bureau des Sanatoriums. Nach zwei Minuten kam er zurück, stieg die große Treppe hinunter und trat aus einem Gesellschaftszimmer auf eine der langen, luftigen Wandelbahnen hinaus.

In dem Ziergärtchen, das sie umgaben, sah er den Hausherrn umhergehn; er stieg zu ihm hinab. „Will nicht stören, Alter," sagte er etwas befangen; „nur auf einen Augenblick. Im Bureau hör' ich eben, du bist hier draußen —"

„Ja," entgegnete Richard, „auf zehn Minuten: einige Liter frische Luft zu trinken. — Nun?" fragte er dann.

„Du meinst ‚Adam und Eva'? All right. Wir haben uns kein böses Wort mehr gesagt! — Du hatt'st ja recht, Alter: wie kommen wir dazu, uns das Unglück noch schwerer zu machen; und nun gar so vor dir. Das kam wie ein unerwartetes Unwetter; sonst streiten wir fast nie, kann ich dich versichern; wir sind ja auch fast nie allein. Bei Tisch eigentlich immer ein Gast, dieser oder jener . . . Nimm's nicht übel, Richard!"

„Was?"

„Daß wir dir so 'ne garstige Scene vorgespielt haben . . . Ich hab' mich mächtig geschämt. Darin hatt'st du recht: hübsch grob kannst du werden; — ist uns aber ganz recht geschehn. — Ich will nun aber wieder fort!"

„Schon fort?"

„Ja; ich hab' keine Ruh'. Weißt, ich kam ja schon ohne Glauben; nur den Besserwissern und der Frau zu

lieb — und fürs reine Gewissen. Aber seit du mir gestern abend sagtest: ‚wenn der Mensch einmal ausgewachsen ist, dann bieg du‘; ‚was vorbei ist, das ist vorbei‘ — und seit ich dann wußte, das hat mir der Tauber selber gesagt — seitdem war ich damit fertig. Durft's nur noch nicht sagen ... Nicht wahr, Alter, es ist zu spät?“

„Ich hab' das Mädel nicht gesehn; darum red' ich nichts. Anschauen sollt' ich sie doch.“

„Meinst du? — Na ja: pour l'honneur du drapeau. — Mach das mit der Lene ab; ich hab' nicht das Herz mehr. Aus ist's ja doch. Mir brennt's unter den Füßen ... Bei Gott, ich bin kein schlechter Vater; aber wo keine Hoffnung mehr ist. Richard, geh' dir's gut!“

„Wo willst du denn hin?“ fragte Richard, nur mit einem Mundwinkel lächelnd.

„Sie wollen mich in Frankfurt als Teilnehmer — es ist ganz 'was Neues. Noch nicht darüber zu sprechen. Kommt mir grade recht; arbeiten, 'was unternehmen, das trägt über das Elend weg. Ein gutes Unternehmen, Alter; kann sehr nützlich sein. Wir thun doch auch was für die Menschheit, gelt? Wenn auch nicht wie du, der ‚barmherzige Samariter‘ — wir geben Arbeit, wir schaffen Werte, wir erhöhen die Civilisation — hab' ich nicht recht, Richard?“

„Gewiß hast du recht. — Wenn du durchaus fort willst, so nimm meinen Wagen —“

„Ich dank' dir recht schön,“ sagte Fritz, ihm leicht auf die Schulter klopfend. „Ich nehm' den vom Zeltner. Der Zeltner ist da, meine Frau und er sehn das Sanatorium an. Bitte, sag du's ihr!“

„Daß du fort bist?"

„Ja. Ich treff' grad' einen guten Zug —"

„Hast's ihr nicht selber gesagt?"

„Sie war schon hinaus, mit dem Zeltner. — Das ist sie gewohnt. Du weißt!"

„Ja freilich — Ich bin's nur noch nicht gewohnt —"

Hochstetter unterbrach ihn, indem er ihm eine Hand auf den Arm legte und ihn mit plötzlich gefeuchteten Augen ansah: „Richard Tauber! Ich halt' dich auf, und ich hab' auch nicht viel Zeit; aber nur noch ein Wort über das Aennchen — unser letztes Kind. Die Lene hat mich falsch beschuldigt" (er begann mit einem Schluchzen zu kämpfen): „ich hab' das Kind sehr geliebt! Aber — du verstehst alles so rasch — wirst das auch verstehn: es war ihr wohl so verhängt, Alter — so in sie hineingelegt, mein' ich — so 'ne feine, zarte Pflanze — sie sollte wohl nicht gedeihn! Schon lange vor ihrer Geburt fing's an: über die Lene kam 'was Neues, 'was Fremdes; sie war so gleichgültig und still geworden, nun lebte sie wieder auf, aber nicht nach ihrer Art; sie ging dir halbe Tage am Rhein umher, sie saß gern am Wasser, sie las Gedichte über Gedichte, wie ein junges Mädchen, sie sang gern traurige Lieder, träumte in den Mondschein. Wie 'ne Krankheit war's . . . Das dauerte wohl ein halbes Jahr; und dann kam das Kind. Ich sag' dir, in dem Aennchen war's, als hätt' sie das alles geerbt: so 'was Romantisches von früh auf; große, tiefe Augen; man dachte oft: was denkt die jetzt? und sie war doch noch ein kleines Ding. Dann in ihren Spielen so was Wunderliches, so viel Phantasie, so viel Sinn; ich hab' mich oft gewundert und den Kopf geschüttelt; — o, ich war stolz auf das Ding; — hab' sie sehr geliebt!

Wenn ich nun aber zurückdenk': wie langsam dieses Unglück anfing, und wie unaufhaltsam, immer langsam weiter — war sie vielleicht zu fein für die Welt? ein zu zartes, biegsames Pflänzchen? Hat's tief, tief im Keim gelegen? — Du verstehst mich, Alter. — So ein liebes, holdes, zärtliches Ding ... Und wenn du sie nun anschauen wirst; kein Mensch mehr — —"

Ihm verging das Sprechen. Er suchte sich nur noch eine von Richards Händen — sie lagen auf dem Rücken — und drückte sie heftig; ließ sie los und drückte sie wieder. „Ich dank' dir schön," sagte er dann hastig, fast ohne Stimme: „für die alte und neue Freundschaft. Warst sehr gut zu mir. — Braucht ihr mich zu irgend 'was — ich bleib' drei Tage in Frankfurt; im Frankfurter Hof!"

Er lief die Stufen zur Wandelbahn hinauf und ins Haus zurück.

X.

Richard folgte ihm langsam. In der Thür des Speisesaals trat ihm Lene entgegen (immer noch im Hut); seitwärts sah er Zeltner mit Lottchen bei den hohen Fächerpalmen stehn. Das sind die alten Röschen! dachte er; Lenes belebtes, verjüngtes Gesicht war wieder wie in jenen Zeiten mit den kleinen rundlichen Wangenblüten bemalt. „Richard!" fing sie an, sowie er ihr näher kam. „Lottchen zeigt uns alles; — ja, wir nennen uns wieder Lottchen und Lene. Was ist das für ein ‚Krankenhaus' ... Was hast du da alles gemacht! Was bist du für ein Mensch!"

„'s ist ein Anfang, Lene."

„Ja, so sprichst du: das hat uns schon Lottchen ge-

sagt! — — Den Hochstetter sah ich eben in seinem Geschwindschritt ins Haus gehn. Wo will denn der hin?"

Richard lächelte: „Er ‚läßt sich empfehlen, er ist zu Schiff' nach Frankfurt."

„Ah!" — Sie ließ einen Augenblick die Lippen geöffnet stehn; dann schloß sie sie aber und verzog keine Miene. — „Hätt' mir's ja denken können," sprach sie so vor sich hin. „Nun ist er die Sach' los. — — Er hat so ein himmlisches Vertrauen zu meiner phlegmatischen Geduld!"

„Bist denn du so phlegmatisch?"

„Gegen ihn, Richard. Geworden. Wie ein alter Türke! — — Du, aber noch nicht gegen dich. Durch dein ganzes Haus geht mir's nach: deine Strafpredigt von vorhin! Das war dir ein starkes Stück . . . Hast du denn gar kein bißchen Furcht gehabt, ich könnt' einen Haß auf dich werfen?"

„Du weißt ja, wir Deutschen fürchten nur Gott," antwortete er mit seinem spielenden Lächeln.

„Mit dem Haß ist mir's auch noch nicht geglückt. Ich geh' hier so andächtig herum . . . Ach, du hatt'st ja auch recht; ich sollt' als Mutter an meine Brust schlagen: ja, ja, ich hab' schuld! — — Er aber auch!"

„Er auch."

„Ach, wär' doch die Anna beizeiten zu dir gekommen; hätt' ich's früher gewußt! Immer pries man uns andre an — — und ich hab' ihnen so gern und so leicht geglaubt. Ich könnt' mich totweinen, Richard . . . Sie war so recht mein Kind; das Kind meiner besten Zeit, mein' ich. Ich kann's nicht so sagen —"

„Laß sie herkommen," sagte Richard kurz.

Lene erschrak fast; die Ueberraschung nahm ihr das Blut aus dem Gesicht. „Meinst du wirklich? Willst du's noch versuchen?"

„Ich will sehn, wie's ist."

„Wann denn?"

„Nun, natürlich nicht übers Jahr, sondern auf der Stelle!"

„Ja, ja ... Ich war so verdutzt. — — Page!" rief sie in den Saal zurück. Zeltner, der eben mit Lottchen die Poesie dieses Raums bewunderte, trat eilfertig heran. „Das ist Herr Albert Zeltner; — aber du kennst ihn ja schon. Bitte, telegraphieren Sie, aber auf der Stelle: die Französin, Fräulein Reynaud, soll mit Anna und der Jungfer hierherkommen, und zwar so bald wie möglich. Bitte, laufen Sie —"

„Da ist nichts zu laufen," fiel Richard ihr lächelnd ins Wort. „Geben Sie die Depesche nur an mein Bureau, als dringend; da besorgt man sie dann sofort."

Zeltner verschwand durch den Saal. „Richard! Richard!" seufzte jetzt die verstörte Lene, indem sie ihn ansah, wie wenn sie um Erbarmen flehte. „Wie schrecklich für mich, dabei zu sein; ich kann's gar nicht fassen. Dein vernichtendes Aug' auf mir, wenn du nun siehst, das ist ein verlorenes Wesen —"

„Sehn muß ich's doch."

„Ja freilich! — Ich hätt' ja auch sonst im Grab keine Ruh ... Und ich muß nun durch! — — Aber ob du wohl begreifst, wie mir ist? — In Köln kannt' ich eine junge Frau, der starb ihr Kind — ein liebes, liebes Würmchen — an der Diphtheritis. Aufgegeben war's schon; es lebte noch, die Großmutter und die alte Dienerin

trugen es auf dem Arm herum. Aber die junge Mutter hielt's nicht aus, ging ins dritte Zimmer und kam nicht wieder; ‚das ist ja nicht mehr mein Kind!' sagte sie, ‚das ist ja nicht mehr mein Kind!' — Damals war mir Die entsetzlich; konnt' sie nicht verstehn. Jetzt versteh' ich sie. Manchmal, wenn ich die Anna ansieh', diese Mißgestalt, da überläuft's mich auch: das ist ja nicht mehr mein Kind! — — Verachtest du mich darum?"

„Das nicht," erwiderte Richard mit sachlicher Ruhe. „Aber solche Gefühle muß man unterkriegen."

„Ja gewiß! natürlich! — — Ich fahr nun mit Zeltner nach Fürth, komm erst am Abend wieder, um dich nicht zu stören; denn in deiner grausamen Strafpredigt sagtest du so richtig: deine Kranken haben dich nötiger! — — Ich verehr' dich, Richard!"

Sie reichte ihm die Hand hin, die weiche, warme. Er hielt sie wieder eine Weile fest; „verehren sollst du mich nicht," sagte er heiter, „aber wenn du jetzt fortgehst, so geh recht gescheit; ich mein', recht *wie du*; damit ich deinen Gang seh'. Vorhin hast du's nicht gewollt."

„Ach, du bist doch wirklich —!" — Sie unterdrückte wieder, was sie sagen wollte; sie fuhr dann aber fort: „Und *jetzt* will ich's *auch* noch nicht!" — Mit einem jugendlich drolligen Griff nahm sie ihre Kleider in die Hand, hob sie ein klein wenig und lief, so schnell wie sie konnte, in den Saal hinein.

Richard sah ihr nach, bis sie um die Ecke verschwand. Doch noch viel von der alten Lene, dachte er. Laufen kann sie gut! — Das ist ganz 'was Eignes, das Laufen von noch lebfrischen Frauen: so zwischen Matrone und Mädchen. Merkwürdig allerliebst!

Er ging wieder seinen Geschäften nach; die braune Lene ging aber mit. In jede Arbeit vertieft wie sonst, war ihm doch rothenburgisch zu Mut; fast noch mehr als gestern. Er gab sich nur nicht so hin, wie am Pegnitzufer; er schaffte fast ruhelos. Manchmal, im Zeichnen, im Sprechen, lief plötzlich die Lene in ihrem dunklen wollenen Kleid vor ihm her, daß er lächeln mußte. Erst am Abend, beim Nachtmahl im großen Speisesaal, war sie wieder leibhaftig da; jetzt in einem seidenen Kleid, überhaupt in „voller Pracht", mit schönen Ringen und Perlenketten, als hätte sie ihm zeigen wollen: brauchst dich vor deinem Volk der Lene Rothbarth aus der Herrengasse nicht zu schämen!

Er saß zwischen ihr und Miß Harriet; auch die war reich geschmückt, „wie ein Opferlamm", dachte er. Es nahm sich wie ein Wettkampf aus zwischen der Hohen, Ueppigen und der Zierlichen, der Jüngeren und der Schöneren; ihm wenigstens war so zu Mut. Sie beobachteten sich beide die ganze Zeit und bemühten sich, es nicht einen einzigen Augenblick zu zeigen. Auch gaben sie fleißig auf Richard acht. Lene seufzte zuweilen verstohlen, an die kommende Tochter denkend; Miß Harriet lag ein Gebirg auf der Brust: es war der letzte Abend unter Taubers Dach. Zuweilen kam ihr ein Schimmer in die Augen, in dem sich die Kronlichter spiegeln konnten; sie kämpfte aber mit brittischer Tapferkeit ihren harten Kampf.

„Werden Sie auch zu nächsten Pfingsten in Ihrem Rothenburg sein?" fragte sie ihn. „Um das Festspiel zu sehn? — Ich will wieder hin!"

„Dann möcht' ich wohl auch," erwiderte Richard. „Schwören kann ich nicht."

„Ach, Sie kommen ja nicht! Sie leben nur für die andern, die Kranken. — Ich hab' eine große Dummheit gemacht!"

„Was für eine, Miß Harriet?"

„Daß ich nicht ein Bein gebrochen habe oder sonstwie ein Krüppel bin. Dann hätten Sie viel Interesse für mich — und ich blieb' noch hier!"

„Hab' ich denn kein Interesse für Sie? — Was für ein entsetzlicher Gemütszustand: so ungerecht zu sein!"

„Ach ja, ich bin ungerecht. Sie waren immer gut zu mir ... Wissen Sie, Herr Tauber, was für einer Gefahr Sie entgangen sind?"

„Ich?"

„Ja, Sie. Ich hatte herausgebracht, daß Sie heute vor fünfzehn Jahren dieses Sanatorium angefangen haben. In meiner Begeisterung und in meinem ‚Fortweh' wollte ich das feiern —"

„Ah!"

„Ich mit meinem Bruder. Ein Festabend im Kristallpalast —"

„Unterstehen Sie sich!"

„Ich hab' mir's ja nicht unterstanden; erschießen Sie mich nur nicht mit den Augen. ‚Das geht nicht,' hat mein Bruder gesagt; ‚er tötet uns mit seiner eigenen Hand! Fünfzehnjährige Jubiläums werden auch nicht gefeiert' —"

„Der hat Verstand!"

„Oh!" rief Miß Harriet aus, „ich also nicht! — Dafür hab' ich Herz. Oh, ich hätte es sehr schön gemacht: elektrische Beleuchtung, ein Festmarsch, großer Chorgesang, viele, viele Kinder —"

„‚Gott Lob sei Dank,‘ Sie haben es nicht gewagt!“

„Eines der Kinder — ein von Ihnen gesund gemachtes — hätte ein Gedicht gesagt —“

„Er hatte recht: es war Ihr Tod!“

„Aus der Höhe wurden Sie dann mit Rosen überschüttet; zuletzt kam ich mit einem Lorbeerkranz —“

„Waren auch Schleifen dran?“

„Schleifen? Atlasbänder; natürlich —“

„Damit hätte ich Sie erwürgt!“

„O Sie harter Mann. — Ich hätt' es so gern gethan; nur für mich: gegen meinen Abschiedsschmerz. Es hätte mich vergessen gemacht — wie sagt man . . . Warum sehen Sie mich so an?“

„In Ihren Augen ist mehr Herz!“ sagte Richard, sie mit seinem freimütigen Beobachterblick durchdringend.

„Was sagen Sie?“ fragte Harriet; er hatte zu leise gesprochen.

„In Ihren Augen ist mehr Güte, mein' ich.“

„Mehr? — Mehr als wer?“

Er antwortete nicht; er lächelte sie nur herzlich an. Ihre etwas gefeuchteten Augen verstanden ihn plötzlich; sie sahen seine linke Schulter zucken und gingen weiter, zu seiner linken Nachbarin, der Lene, die über den Tisch mit Mister Bolton sprach. Vor Freude ward sie glühend rot. Sie sagte aber nichts. Als hätte sie gar nichts verstanden, senkte sie das Gesicht gegen ihren Teller und versuchte wieder — es war wohl schon der zehnte Versuch — von diesem „Henkersmahl“ etwas zu essen.

„Sie bleiben also unerbittlich dabei?“ fragte Richard nach einer Weile, als das Mahl schon zu Ende ging. „Morgen reisen Sie ab?“

„Das ist ja Ihre Schuld," sagte sie mit einem rührend drolligen Lächeln. „Sie haben meinen Bruder bis morgen gesund gemacht."

„Ich kann's nicht mehr ändern. — Ich bring' Sie zur Bahn, liebe Miß Harriet."

„O nein, nein, nein! Thun Sie das nicht!" rief sie so lebhaft und so flehend aus, daß Lene ihnen den Kopf zuwandte. „Das ist nichts für solche Männer wie Sie! Ihre Tage sind so voll — bis zum Ueberlaufen. Ich will nicht solche Höflichkeit . . . Ich hab' meinen Stolz!"

„Wenn's aber keine Höflichkeit ist? Wenn das Herz mich treibt?"

Er sah sie mit den schönen feuerbraunen Augen etwas spitzbübisch an; es war wieder diese unlösbare Mischung von warmem Gefühl und neckischer Heiterkeit, mit der er sie seit Wochen gleichsam in einen sonnigen Nebel gehüllt, an der sie bei Tag und bei Nacht herumgerätselt hatte.

Miß Harriet nahm ihre ganze brittische Tapferkeit zusammen; ein aufsteigendes „dummes" Rot unterdrückend, die Augen ruhig freundschaftlich auf ihn gerichtet, brachte sie ein so unbefangenes Lächeln hervor, wie ihr seit vierzehn Tagen keines mehr geglückt war. „Das Herz treibt Sie, sagen Sie? obgleich ich ganz gesund bin? gar kein Gebrechen habe?"

„Ja," antwortete er, „das sogenannte gewöhnliche Menschenherz."

„Jetzt ist aber Abend, und Sie haben gut gegessen. Haben Sie das gewöhnliche Menschenherz auch schon vor Mittag? vor Tisch?"

„Es kommt vor. O ja."

Sie suchte wieder ebenso harmlos zu lächeln, es trat ihr nun aber doch das Herz in die heißen Wangen, auch in die leuchtenden Augen. „Wollen Sie mir dann etwas versprechen?“ sagte sie mit ein wenig zu unruhiger, flackernder Heiterkeit. „Ich bitte Sie sehr darum; es soll mir ein Beweis Ihrer Achtung, Ihrer Freundschaft sein. Wollen Sie mich morgen nur dann zum Bahnhof begleiten, wenn es wieder ‚vorkommt‘? wenn das Herz durchaus will?“

Sie sah ihm plötzlich mit tiefem Ernst in die Augen; dann erheiterte sie sich aber geschwind.

„Ja,“ sagte er und nickte dazu.

„Nicht wahr, in solchem Fall sagen Sie ‚Topp‘?“

Er lachte. „Topp!“ rief er aus und drückte ihr, wie ein Mann dem andern, die Hand.

XI.

Auf der Hausherrn-Ecke hatte man länger bei Tisch gesessen als gewöhnlich; Richard führte dann, wie gestern den Mann, so heute die Frau zu ihrem Zimmer zurück. An der Thür blieb Lene stehn, den Drücker schon in der Hand. „Arbeitest du nun noch?“ fragte sie mit einem Blick unheimlicher Bewunderung aus den großen Augen.

Er schüttelte den Kopf. „Wenn's nicht durchaus sein muß, dann thu' ich nach dem Nachtmahl nichts Gescheites mehr, sondern schließ' mich den Hühnern an. — Heut ist aber ein besonderer Tag. Lene Rothbarth, plaudern wir noch ein Stück?“

„Aha!“ sagte sie. „Das ist das ‚nix Gescheite‘, das du heut noch thun willst.“

Er sah auf die leise angeglühten, blumigen Wangen

der noch immer reizenden Frau mit einem eigenen Lächeln: „Nu, vielleicht ist's auch nicht gescheit! — Aber wagen thät' ich's. — Und du?"

„Willst du mir die Freud' wirklich machen?" sagte sie herzlich und drückte ihm die Hand. Sie öffnete, sie traten ein. Das Zimmer war noch behaglicher als das, in welchem Hochstetter gewohnt hatte; mehr einem Boudoir gleich, auserlesen traulich, als wohnte hier die Hausfrau. Eine Thür, die ein indischer Teppich verhängte, führte in das Schlafzimmer. Mit dem elektrischen Glühlicht mischte sich ein rötlicher Schein: er kam aus einem breiten Kamin, in dem große Scheite brannten. „Das hab' ich anzünden lassen," sagte Lene, da sie Richards verwunderte Augen sah. „Als ich von Fürth zurückkam, fröstelte mich hier so. Nicht wahr, du denkst: das verzärtelte Dämchen!"

„Wir haben ja die Zentralheizung," warf Richard hin. „Man brauchte dich nur anzuschließen; denn für besonders empfindliche Leute wird hier schon geheizt."

„O, das ist auch geschehn," sagte Lene mit einem zierlich verschämten Lächeln. „Aber ich wollt' außerdem gern das Feuer im Kamin. Da dieses liebe Möbel schon da war —"

„Ein paar sind im Haus; für ganz feine Leute."

„Ich seh' die rote Glut so gern! — Ist dir das zu sybaritisch? — — Was duftet denn da so schön?" unterbrach sie sich selbst, ihr feines Stumpfnäschen höher hebend.

„Die Blumen von deinem Herrn Zeltner," erwiderte Richard, der sich am Kamin behaglich in einen der niedrigen Polsterstühle setzte.

„Da steht aber noch ein Strauß!" sagte sie. „Ein viel schönerer. Das reine Märchen."

„Das Märchen ist von meinem Gärtner. Dein jetziger ‚Hausherr', Lene, war ja auch einmal dein Page. Weißt du das nicht mehr?"

Sie antwortete nichts, aber sie ging mit dem Strauß auf ihn zu und nahm seine Hand. „Du bist rührend, Richard! — — Heut hätt' ich eigentlich nichts zu thun, als dir alsfort die Hand zu drücken. — ‚Page!'" — — Sie lachte kurz auf. Sie vergrub ihr warmes Gesicht in die kühlen Blumen. Dann stellte sie sie wieder weg, kam mit langsamem, träumerischem, schleifendem Schritt zum Kamin zurück und setzte sich Richard gegenüber in den Zwillingslehnstuhl. Ein etwas rauher, spätherbstlicher Wind hatte sich erhoben und sang im Kamin; es klang zuweilen klagend, melancholisch, dann wieder fast melodisch süß. Richard legte den Kopf auf die Seite, blickte nach oben und hörte zu. Ihm war, als hörte er verschiedene Stimmen; helle, kindliche. Auf einmal war er vor Rothenburg, beim „Schlößchen"; die Mädchenschule zog drüben den Berg hinan und sang in der Staubwolke: „Herr Vater, Frau Mutter, geschieden muß sein!"

„Woran denkst du?" fragte Lene nach einer Weile, mit gar weicher Stimme.

„An die alten Zeiten," murmelte er.

„Ich auch. — Das kommt vom Kamin. — — Mir ist hier aber überhaupt wie im Märchen, Richard. Daß wir zwei so am roten Feuer sitzen . . . Das hätt' mir einer sagen sollen, als wir damals in der Mulde saßen, neben der Leuzenbrunner Straße; weißt du's noch? — Wie lieb er nickt. Was kann dieser große, berühmte Mann noch für 'nen kindlichen Mund machen; — und was für ein junges Lächeln du hast. — Richard Neid-

linger und Lene Rothbarth als Richard Tauber und Lene Hochstetter ... Der Hochstetter aber, der sitzt in Frankfurt. Der zündet sich wahrscheinlich jetzt eine seiner Riesenzigarren an und winkt dem Kellner so mit den Augen: eine Flasche Sekt!"

„Ja, in seinem Frankfurter Hof; der Durchgebrannte. — Ein sonderbarer Heide, Lene."

„O ja!" sagte sie langsam; „ein rechter Heide! — Ja, ein rechter Heide ... Davon hat er dir wohl auch erzählt?"

„Wovon?"

„Nu — von seinem Heidentum. Er ist ja so offenherzig ..."

„Du meinst, was die sogenannte Treue betrifft?"

„Ja, das mein' ich, Richard. — Kannst mit mir davon sprechen wie mit einem alten Mann; bin nit eifersüchtig. Was Fritz Hochstetter thut, das ist mir, als thät's der alte Rampsinit, der König von Aegypten."

„Offenherzig ist er," sagte Richard lächelnd.

„Das wußt' ich! — Dann laß dir auch erklären, was ich heut morgen so in der Wildheit zu ihm sagte: ‚und warum hab' ich das gethan?' Daß ich nämlich das Aennchen aus dem Haus gab, in die Pension! Darauf ward der Fritz so still ... Ich konnt' ja keine Gouvernante fürs Aennchen behalten; mußt' sie wieder fortschicken, eine nach der andern. — Ja, mein Lieber! Der ist schlimm!"

„So ein schlimmer Bub' wär' ich nicht," sagte Richard, der über dies alles hinwegzuscherzen suchte. „Hätt'st du mich genommen — damals in der Mulde — ich wär' dir nicht so ein Heide geworden —"

„Du? — Ach du lieber Gott!“

„Wieso? Warum rufst du den lieben Gott an? Der kennt mich von einer sehr achtbaren Seite —“

„Gegen die Frauenzimmer! das mag sein! Aber ich hätt' dich doch auch nicht behalten: mit all deinen Ideen wärst mir untreu worden; und wie. Gegen die ist ja auch kein Aufkommen: sie werden nicht alt und wüst wie wir. Oder wenn's eine wird, wenn sie dir nicht mehr taugt, so nimmst du dir geschwind 'ne andre — — grad' wie der Hochstetterfritz. Nur daß sie halt Ideen sind, deine Frauenzimmer!“

„Das ist doch ein Unterschied, Lene —“

Sie ließ ihn nicht ausreden; „nein,“ sagte sie, ihren braunlockigen, weltklugen Kopf schüttelnd, „du wärst auch nix für mich. So ein himmlischer Mann du auch bist . . . Richard, sag mir was. Warum hast du nicht geheiratet?“

Er lächelte: „Ich hab' keine Zeit gehabt —“

„Siehst du! — Die Ideen! Dein Harem!“

„Ich kann's aber immer noch thun. Neben dem lustigen Gesindel, den Ideen, eine rechtmäßige Ehefrau —“

„Wen denn? — Die Miß Harriet? — — Er macht nur ein Gesicht und sagt nichts. — Du, Richard, sei gut. Sag mir, was du von ihr denkst!“

„Was ich von ihr denke? Nur Gutes —“

„Ob du sie sehr gern hast. Ist das zu dreist gefragt? Du bist so gut zu mir; da werd' ich halt dreist. O, der sieht man auf eine halbe Meile an, wie sie für dich schwärmt. Gelt, sie ist sehr edel? Du hast sehr viel Achtung für sie?“

„Wie listig diese Frau mich anschaut,“ sagte Richard

heiter, ohne auf ihre Fragen zu antworten. Er richtete sich im Sessel auf, beugte sich vor, die Hände zwischen seinen Knieen, und vertiefte sich in Lenes Augen, wie wenn er ihre gefährlichen Blicke unterwegs auffangen wollte.

„Nein, sieh mich nicht so an," seufzte sie. „Dann fürcht' ich, du vergleichst immer und ziehst mich von mir selber ab — und was bleibt da übrig. Man wird halt eine alte Frau!"

„An den großen Augen da ist doch gewiß nichts gealtert; die sind noch sehr schlimm! Aber überhaupt, Lene. Heut morgen, als du kamst, da hatt'st du so was Fremdes um dich —"

„Patina!" warf sie ein. „Edelrost!"

„Jetzt am Abend aber staun' ich doch sehr, wie du dir noch gleich bist. Sozusagen dasselbe Buch, nur die zweite Auflage —"

„Aber nicht verbessert!"

„Lene, du bist schlau: je mehr du dich selber schlecht machst, desto besser wirst du! — Die Perlen stehn deinem Hals so gut; für den Hals hatt' ich immer eine große Liebe. Dann die roten Korallen —"

„Korallen? Ich trag' ja keine."

„Die da über dem Kinn mein' ich; jetzt glühn und blühn sie wieder ganz rothenburgisch. Und die schönen Zähne dazwischen — wenn du lächelst — magst nit einmal lächeln? — Nein; sie preßt die Korallen so recht aufeinander; noch grad' so drollig trotzig wie damals. Du Kind du. Was für 'ne staatsgefährliche Mischung das jetzt ist: ein schelmisches Kind und 'ne kluge Frau! Dabei wird einem gar nicht gut . . . Aber ich sollt' dich

hier behalten als Schmuck für mein hübsches Haus; wärst ein rechter Zierat."

„Ach, was hätt'st du an mir? Ich bin nichts Besondres —"

„Lächeln thut sie aber doch!" — —

Er beugte sich plötzlich noch weiter vor, so weit, daß sie sich unwillkürlich zurückbeugte, und sah sie streng und vorwurfsvoll an. Sie erschrak nervös, fuhr sogar ein wenig zusammen. „Was hast du?" sagte sie. „Was ist denn geschehn?"

Seine Augen lächelten einen Augenblick, wie um sie zu beruhigen; dann blitzten sie wieder. „Du! Lene Rothbarth! Hast denn gar keine Gewissensbisse, daß du mir damals untreu worden bist? daß du mir von dem gehalten hast, was du mir da oben in der Mulde sagtest?"

„Ach, davon sprichst du," sagte sie erleichtert. „Ich dacht' schon, du hätt'st im Ernst was auf mich."

„Ist denn das mir Ernstes?"

„Für dich doch gewiß nit. Bist ja froh, daß du mich nit als ewigen ‚Zierat' hast! — — Das kann ich dir aber sagen, ganz ehrlich: nachgegangen ist mir's. Hab's lang', lang' nit verwunden — das da in der Mulde. Hab' mir oft gedacht — —"

„Was hast du dir gedacht?"

Auf diese Frage schwieg sie. Vor sich niederblickend sah sie die Ringe an ihrer Hand, die alle mit Edelsteinen geschmückt waren (der Trauring fehlte), und drehte einen nach dem andern, bis sie die Türkise, Saphire und Diamanten alle nach unten gedreht hatte. Eh sie noch damit fertig war, fing sie wieder an: „Viel später kam noch so 'ne Zeit — bevor das Aennchen kam. Da wurd' ich

dir förmlich tiefsinnig; weiß gar nit, warum. Sentimental poetisch, alles ‚dumme Zeug'. Da hab' ich manchmal am Rhein gesessen und gedacht: wenn der Richard noch lebt, und wenn ich wüßt', wo, ich führ' hin!"

„Zu mir? — Was hätt'st du dann gewollt?"

Sie antwortete wieder nicht; sie fing an, die Ringe zurückzudrehn, und lächelte ihn nur an. „Ich war damals ziemlich verrückt," sagte sie nach einer Weile, leichthin. „Jetzt bin ich so vernünftig, daß es eine Lust ist!"

Der Wind sang noch immer im Kamin; es ward zuweilen so ein klangvolles, geheimnisvolles Sausen, wie in winddurchzitterten Telegraphenstangen, und bald lauter, bald leiser, wie wenn man näher und ferner horcht. Die Glut sank zusammen; sie hatte aber noch Kraft genug, um der Lene die bleich gewordenen Wangen etwas anzuröten. Auch das stand ihr gut; sie sah geistiger, seelenvoller aus als den ganzen Tag. Um Richard hatte sich's langsam, allmählich wie ein weiches, streichelndes, schmeichelndes Gespinst gelegt; er sah nicht mehr weg von der Lene. „Meiner Lene", dachte er. Den andern gab's ja nicht mehr! — Ihm war, als hätte man ihm vierundzwanzig Jahre von den Schultern genommen; als säß' er mit ihr in der Mulde, wieder als „schlimmer Bub". Er atmete wieder schwer wie damals, in derselben Sehnsucht wie damals . . .

„Lene!" sagte er endlich, noch herzhaft zu lächeln suchend. „Ich leb' also wirklich noch; brauchst auch nicht erst hinzufahren: du bist schon bei mir. Und wir sitzen hier so weltvergessen wie an jenem Maiabend; und sind einander gut, wie mir scheint. Ich dir ganz gewiß. Jetzt könnt'st du's ‚verwinden', Lene. Könnt'st mir was zu-

lieb' thun! Lene Rothbarth du. Zur Buße für deine Falschheit, zur Erleichterung für dein Gewissen!"

„Richard, ach red' nit so. Was könnt' ich dir thun?"

„Mir wenigstens den Kuß nun geben, den du mir damals schuldig blieben bist. Ich glaub', ich hab' um nichts auf der Welt so von ganzem Herzen gebeten, wie um jenen Kuß. Mir war, als hing' mein Leben dran. Du hätt'st ihn mir auch gegeben, ich weiß es . . . Da kam er. Nun sind wir wieder allein. Nun wird niemand kommen. Lene! Den Kuß!"

Er war aufgestanden, er stand vor ihr. Sie schien ganz leise zu zittern; dann schüttelte sie aber ruhig den Kopf. Mit einem warmen, aber festen Blick zu ihm aufschauend, die rechte Hand hin und her bewegend, gab sie ihm zur Antwort: „Wenn ich hätt' schlecht werden wollen, so braucht' ich nit auf dich zu warten; es hat mir mehr als einer dazu helfen wollen. — Bitte, setz dich hin!"

„Red' ich denn vom Schlechtwerden? Nur den einen Kuß —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Mit so 'nem Kuß, wie du ihn willst, hört es ja nit auf. Und 's ist schon gar zu ‚märchenhaft', wie wir zwei hier sitzen . . . Rühr' mich lieber gar nit an; das ist besser, Richard. Oder — laß mich lieber gehn!"

„Nein, nein," sagte er, eine bittende Hand vorstreckend. „Du willst so in meiner Schuld bleiben, Lene?"

„Ja, bis an mein Ende."

„Lene von Rothenburg! Hör noch ein Wort. Ich hab' allerlei gewollt und hab's auch errungen. Nur du bist mir ganz entschlüpft. Das drückt mir das Herz, Lene. Nimm das von mir. Dich in den Armen halten, deine Lippen — einmal!"

„Nein," stieß sie hervor, indem sie ihn erbangend abwehrte. „Auch nicht einmal!"

„Bist du gar so hart?"

Sie ermannte sich zu einem Lächeln: „Ja, ich bin gar so hart; weil deine Augen gar so warm sind — und auch gar so schön. Ich nehm's nicht von dir!"

„O Lene!" sagte er leiser; er saß wieder, aber näher zu ihr. „Daß jenem Abend sein End' wird! Wir sitzen wieder in der Mulde da oben, und sind wieder jung. Die Mailerche singt; hörst du sie nicht singen —"

„Nein, ich hör' nur den Wind im Kamin. Der singt: ‚Mit mir kommt der Winter. Alte Frau, geh fort! von dem schlimmen Buben'!"

Er lächelte sie aber jetzt so an, daß sie seufzen mußte. Er nahm ihre Hand.

„Herr mein Gott!" rief sie auf einmal, vor sich selbst erschreckend, und sprang auf die Füße. Sie entriß ihm ihre Hand, sie hatte wieder Kraft. An ihm vorbei lief sie auf den indischen Teppich zu, vor der andern Thür; ihre Seide rauschte. Sie riß den Teppich zurück, glitt hurtig wie ein junges Mädchen durch die offene Thür, warf sie hinter sich zu und verschloß sie von drinnen.

Drittes Buch.

I.

Es war der nächste Vormittag; die Uhr ging schon auf zehn. Richard saß allein in seinem Schreibzimmer, am Arbeitstisch; den Kopf in die Hand gestützt, wie ihm wohl geschah, wenn ein neuer Gedanke sich gestalten wollte; diesmal war's aber nur ein Mißgefühl, das sein Arbeiten unterbrach. Nach einer unruhigen Nacht ein verstörter Morgen; wie lange hatte er das nicht gekannt! Er sah sich immer wieder mit Lene am Kamin, sah sie dann davonlaufen, verschwinden. Alles wurmte ihn: daß dem verwöhnten Sohn des Glücks dieses eine Verlangen unerfüllt geblieben; daß es ihn so übermannt, überrumpelt hatte; daß ihm die Erinnerung jetzt die Gedanken durcheinanderwarf; und endlich, daß dies alles ihn wurmte. „‚Lene von Rothenburg,'" dachte er. „Was ist mir die Lene? Doch nur ein Revenant, ein hübsches Gespenst, das sich wieder meldet. Ein ‚Knabengefühl'. Lieb' ich sie denn ernstlich? Geh weiter, warum nicht gar. Woher dann der ganze Feuerlärm? Offenbar, weil Rauch im Haus ist. Es schwelt was in mir. Allgemeine Sehnsucht, der Oede ein Ende zu machen; denn zu öde leb' ich. Hab' zu lang' für die andern gelebt und zu wenig für mich. Mir fehlt Weib und Kind! Daraus hat dann

gestern der Teufel, der alte Karikaturenzeichner, eine jähe Verliebtheit gemacht, ein Korallenfischen — kurz, 'nen Knabenstreich. Sei ganz zufrieden, du alter Knabe, daß ihm die Teufelei nicht geglückt, daß es noch so ehrbar ausgegangen ist. Noch die alte schneidige Lene ... Aber heraus aus dem Unsinn, heraus! Was Donner! Sonst nimmt dich der Teufel noch bei der ganzen Hand. Heiraten sollst du! Da hast du's!"

Da war er denn wieder bei Miß Harriet ... In ein paar Stunden reiste sie ab!

Es that ihm wohl, unterbrochen zu werden: Lottchen trat herein. Sie hatte ein Briefchen in der Hand, ihre kurzen Arme gingen auf und nieder, es war offenbar etwas geschehn, das sie nicht verstand. „Denk', die Lene ist fort!" sagte sie. „Ich wundre mich schon lang', daß sie kein Frühstück will; aber solche Damen! denk' ich; die kleben halt gern am Bett! — Da kommt jetzt das Kathrinchen: ganz früh ist die Lene davon und sie läßt schön grüßen; Kathrinchen hat nichts sagen sollen, als so gegen neun, halb zehn; — die haute volée aus Köln hat wohl gedacht, früher stehn wir nit auf. Und auf ihrem Tisch lieg' ein Billet für dich. Da ist das Billet!"

Richard nahm das blaßbläuliche Briefchen, von modisch langer und schmaler Form, öffnete und las:

„Was ich Dir gestern abend schon sagte, lieber Richard, ist mir in der Nacht noch ganz klar geworden: ich muß doch erst diese kleine Reise antreten. Später komm' ich wieder — wenn Du dann die Mutter noch brauchst. Du Guter, willst den Versuch noch machen; ach, es ist vergebens. Ich bin ohne Hoffnung; aber voll Dank. Innigsten Dank für all Deine Güte. Lebt einstweilen wohl!"

Er las diese Worte laut, nachdem er sie geschwind überflogen hatte. „Was für eine Reise?“ fragte Lottchen, die Augen auf den Brief geheftet, als müsse dort auch die Antwort auf ihre Frage stehn.

„Was für eine —? Eine alte Verpflichtung,“ murmelte Richard. Er wandte sich ein wenig, um eine Nachschrift auf der dritten Seite zu lesen, diese aber still für sich:

„Du hast mich vertrieben; ich dank' Dir. Für mein armes, feiges Mutterherz war es besser so. O Du schlimmer Bub. Gelt, ich war stark. Verbrenn' dies Blatt geschwind und leb' wohl!“

Lottchen, wie ein Vogel von der Seite guckend, fragte schüchtern: „Was steht denn da noch? Was liest du?“

„Nur ein Auftrag,“ sagte er, innerlich errötend; er war so gar nicht gewohnt, zu lügen, und er haßte es wie die Faulheit und die Unentschlossenheit. — Langsam wandte er sich wieder seinen Papieren zu.

„Ja, ich geh' schon, ich geh' schon,“ sagte die kleine Dame. „Aber spaßige Leut', die Hochstetters: plötzlich sind sie da, plötzlich sind sie weg! — — Bringst du die Harriet mit zur Bahn?“

„Ich weiß noch nit,“ murmelte er. Lottchen ging hinaus. Noch einen Blick auf das Briefchen werfend, dann darüber hinweg und in die Luft starrend, kam er zum Entschluß. „Wenn ‚mein Herz es will‘, sagte Harriet, dann soll ich sie zur Bahn begleiten; sonst nicht. Das heißt, ich soll ihr damit etwas sagen ... Well. In Gottes Namen. Solche Billette wie das da, die will ich nicht mehr; die bringen mir den Unruhe-Bacillus ins Blut; taugen nicht für mich. Ich komm' mit zum Bahnhof — — und fahr' mit nach Rothenburg!“

„Was gibt's?“ fragte er hastig, da eben jemand eintrat. Es war das Kathrinchen; sie schob sich zögernd an der Thür vorbei, ihr blasses, aufgeregtes Gesicht bat um Verzeihung, daß sie stören müsse. „So,“ sagte sie, „nun ist die Mutter fort und das Kind ist da! — Das heißt, ein Kind ist's nimmer. So lang . . . Aber die Jungfer, so stark wie ein Kerl, hat's auf den Armen ins Zimmer getragen. Entschuldigen Sie, Herr Tauber! Hab's doch melden müssen!“

„Freilich,“ antwortete er. — „Die Tochter der Frau Hochstetter!“

„Ja, das arme Fräulein. Eine Französische ist mit dabei. Und selbige Jungfer. Aber du lieber Gott! wie sieht das Fräulein aus!“

„Also die schon da,“ dachte Richard. „Nach Rothenburg kann ich da nicht“ . . . Er sah wiederum seinen Willen gehemmt, seinen Weg gekreuzt. Mit dem gewohnten raschen Schritt, aber eine herbe Unlust bekämpfend, ging er auf den Gang hinaus; Kathrinchen eilte voraus, ihn zu führen. Am Ende des Hauptgebäudes trat er rechts in ein Zimmer, dessen großes Doppelfenster in den Garten hinuntersah. Mitten im Raum stand eine kleine, etwas dürftige Gestalt, blonde Haare um ein blaß rötliches Gesicht, ein dunkles Strohhütchen auf dem Kopf. Sie kam ihm entgegen, da Kathrinchen mit den Augen auf ihn deutete, machte eine leichte, grüßende Bewegung und sagte: „Monsieur Tauber, nicht wahr. Ich höre hier, daß Sie nicht französisch sprechen!“

„Nein,“ antwortete er auf ihr fremdartig klingendes, aber leidlich fließendes Deutsch. „Jedenfalls in Deutschland nicht.“

„Also wir sind da!“ fing sie nun an, ihre für diesen

Fall vorbereitete Ansprache ohne Stocken zu Ende führend. „Guten Tag, mein Herr. Wir sind da, angekommen. Sagen Sie uns nun, wo Frau Hochstetter ist, wenn es Ihnen beliebt! Dieses Mädchen da" (sie wies auf Kathrinchen) „will es uns nicht sagen. Sie sagt, daß Frau Hochstetter abgereist ist!"

Richard schwieg einige Augenblicke, gewissermaßen für Lene verlegen und ein wenig aus der Fassung. „Allerdings," sagte er dann. „Sie hat wohl nicht geglaubt, daß Sie so schnell — —"

Jetzt erschien eine zweite Gestalt, aus der offenen Thür zum Nebenzimmer. Es war ein fast komischer Gegensatz zu dem Gestältchen der Französin, eine große, derbknochige Norddeutsche mit ausgearbeiteten Muskeln; indessen blond war sie auch. „Erlauben Sie," nahm sie sogleich das Wort: „Frau Hochstetter hatte ja doch telegraphiert ‚so bald wie möglich'. Da hab' ich doch natürlich gesagt: ‚Fräulein Reynaud' — — das ist unser Fräulein Reynaud, aus Lausanne; ich bin die Jungfer der gnädigen Frau — — ‚Fräulein Reynaud, fahren wir mit dem nächsten Zug!' Um fünf Uhr zwanzig sind wir abgereist. Heut morgen halb fünf waren wir hier —"

„Und sind ins Hotel gefahren, um nicht in der Nacht hier zu stören," fiel ihr die Französin ins Wort. „Und nun hören wir, Frau Hochstetter ist nicht da! Herr Hochstetter ist nicht da!"

Ein sonderbarer dumpfer, schmerzhafter Ton kam jetzt aus einer Ecke, rechts hinter Richard. Er blickte hin und bemerkte, was er bei dem raschen Eintritt nicht gesehen hatte: gegen die Sofalehne gelegt die schwarzgekleidete Gestalt eines jungen Mädchens. Sie war so trostlos ver-

krümmt, daß der Kopf, den dichtes schwarzbraunes Haar umgab, ganz auf die rechte Schulter geneigt war; wie ein Blumenkelch, den der entkräftete Stiel seitwärts hängen läßt. Das unglückliche Wesen rührte sich nicht, es blickte auch nicht auf, als geh' es dies alles nicht an. In den dunklen Augen schimmerte etwas, der einfallende Tag spiegelte sich in zwei großen, regungslosen Thränen; aber ein finsterer, wilder, fast grauenhaft feindlicher Ausdruck lag auf dem jungen Gesicht.

Richard betrachtete sie eine Weile, der Anblick machte ihn stumm; dann sah er wieder auf ihre Begleiterinnen. Die Französin zuckte die Achseln, mit einem mitleidigen Emporziehen der Brauen; über das breite Gesicht der Jungfer lief ein verlegenes, hoffnungsloses Lächeln. „Lassen Sie mich mit ihr allein," sagte er leise. „Das Kathrinchen hilft Ihnen, wenn Sie etwas brauchen." — Die Frauenzimmer verschwanden in das andre Zimmer, durch seine Ruhe ganz still gemacht. Er schloß hinter ihnen die Thür. Dann kehrte er zu diesem verlorenen Geschöpf auf dem Sofa zurück.

„Das ist Lenes Kind!" dachte er. Sie sah ihn noch immer nicht an, obwohl die Augen offen standen; wie ein wildes Tier im Käfig, das von dem Beobachter da draußen nichts zu wissen scheint. Die Gestalt war eher groß als klein, sie schien schlank und mager; das weite schwarze Jäckchen über dem schwarzen Kleid ließ nicht viel davon sehn. Das wachsbleiche Gesicht war so ins Böse verzerrt, daß es ihn abstieß; auch deuchte es ihm nicht siebzehnjährig, sondern um viele Jahre älter. Es erinnerte ihn nicht an die Mutter, auch nicht an den Vater. Die Lippen waren zusammengepreßt, offenbar auch

die Zähne; durch die weit geöffneten Nüstern ging das Leben vernehmlich in schweren, kurzen Atemzügen aus und ein; sonst hätt' er auch denken können, das Geschöpf sei tot, erlöst, in seinem wütenden Elend versteinert. Es ward ihm wunderbar schwer, zu sprechen. „Hassen Sie mich nicht," sagte er endlich; „ich bin nicht Ihr Feind. Ich möcht' Ihnen helfen. Das ist freilich ein — böser Fall. Sie sehen auch nicht so aus, als wenn Sie noch hofften."

Jetzt zuckte sie und sah ihn an. Es war ein unheimlicher, unmenschlicher Blick, aus dem niedergebeugten Antlitz herauf. Mit einer Stimme, die wohl die Erregung heiser machte, stieß sie die Worte heraus: „Nicht wahr, aber Sie hoffen noch? Nicht wahr, Sie helfen mir noch?"

„Ich hab' versprochen, es zu versuchen," antwortete er, „und ich werd's versuchen. Fürchten Sie sich nicht vor mir. Ich bin Ihrer Eltern Freund. Sie können ja gehn, nicht wahr. Bitte, gehn Sie einige Schritte, Fräulein; damit ich besser sehe, wie's ist."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will nicht mehr gehn," sagte sie, noch heiserer als vorhin. „Ich will nie mehr gehn. Lassen Sie mich!"

„Sie wollen nie mehr gehn?"

„Nein!" preßte sie zwischen den Zähnen hervor, die jungen bleichen Hände ballend. „Lassen Sie mich doch. Ich will Ihre Hilfe nicht. Sie wollen es also auch ‚versuchen'; Sie auch noch. Sie lügen also auch wie die andern. Sie sagen ebensowenig wie die andern: ‚Da ist nicht zu helfen.' Ich hasse Sie, ich hasse Sie. Schämen Sie sich doch! Sie lügen! Lassen Sie mich gehn!"

„Hm!" dachte Richard, eine Weile stumm. „Das ist ja 'ne Wilde. Ei Wetter! Die hat das Elend gut zu-

gerichtet! — Da könnt' man ja beinahe begreifen, daß sich die Eltern davonmachen . . . Da bist du wohl nicht lange hier!" — — Es rührte sich indessen ein Widerspruch in ihm, während er dies noch dachte. Irgend etwas an diesem verzerrten Wesen ergriff, erschütterte ihn; ein ganz besonderes Mitleid hielt ihm den Atem an. „So wär' ich wohl auch!" sagte er zu sich . . . Auch zog es seine Augen hin; er mußte sie fort und fort betrachten, mit dem Finger in der Luft nachzeichnen, diese Ungestalt. Wie er damals in Rothenburg dem lahmen Hannchen nachgegangen war und „Schön Lenchen" verlassen hatte, um dem ungleichen Schritt des „Hinkefußes" mit seinen ahnenden Gedanken zu folgen, so zog er hier die Linien dieses mißgeschaffenen Elends nach . . . Sie wartete auf seine Antwort, er war noch immer still. Sie sah ihn mit den wilden Augen fast betroffen an; starr, gespannt, dann aufglühend, als wolle sie seine Wut, seinen Haß erwecken. Endlich kam ein dumpfes Stöhnen aus ihr.

„Warum glauben Sie, daß ich lüge?" fragte er, durch ihren Blick wieder an ihre Worte erinnert. „Ich sag' ja nicht, daß ich Ihnen helfen werde; ich versprech' Ihnen ja nichts. Nur *versuchen* will ich's —"

„Das haben sie *alle* gesagt!" fiel sie ihm ins Wort, über den ganzen jungen Leib vor Leidenschaft erzitternd. „Das war immer das erste Wort! ‚Man muß es versuchen, versuchen' . . . Dann fingen sie an und quälten mich und spannten mich in dies und das, und zerrten und preßten und marterten mich; und wenn ich weinte, lächelten sie: ‚Nur Geduld! das wird alles gut!' — Nichts ist gut geworden. Immer schlechter, schlechter. Sie alle logen und logen. Warum sagen Sie nun *auch*: ‚Ich will es ver-

suchen' ... Sie sollen nicht. Ich will nicht mehr. Ich will nicht mehr hoffen, und ich will nicht mehr leiden, und ich will nicht mehr leben. Ich thu's nicht! Ich thu' Ihren Willen nicht! Lassen Sie mich sterben!"

Richard hatte sie schweigend angehört, es rieselte einmal über seine Haut; darauf nickte er vor sich hin. „So wär' ich ja auch!" dachte er wieder. Er nahm ohne Geräusch einen Sessel, der ihm nahe stand, setzte sich, ihr gegenüber, und zeigte ihr sein anerkennendes, mit tiefem Ernst lächelndes Gesicht. „Das wär' so weit gut," sagte er; „das gäb' etwas Hoffnung. Kraft und Wille sind da. Ohne die ging's nicht! — Dieser lange, verzweifelte Jammer hat sie nicht gebrochen. Wenn in der Lebenskraft da, die trotz all der Blutarmut und Engbrüstigkeit noch so schneidig ist, wenn darin auch noch die rechte Werdekraft steckte, wenn die Natur noch tüchtig wachsen wollte — da wär' was zu machen. Freilich, Ihr Wille müßt' aus meinem Feind mein Freund werden, mein Verbündeter. Das ist nicht so schwer. Dazu gehört nur Verstand; und hinter den großen schwarzbraunen Augen, mit denen Sie mich jetzt so verwundert angucken, sitzt offenbar Verstand genug. Gelt, wenn Sie nun doch noch ein grader, aufrechter Mensch würden, all Ihrer Verzweiflung zum Trotz, das wär' wie aus der Hölle in das Paradies. Dazu müßt' aber alles helfen; und am meisten Sie. Sie müßten die Zähne zusammenbeißen und sagen: ‚Noch einmal versuchen!' Sie müßten herzhaft mitwollen: atmen, essen, sich regen, schlafen, wachsen — immer wachsen, Tag und Nacht. Das andre, das thu' dann ich. Versprechen thu' ich nichts. Ich sag' Ihnen nur, armes junges Blut: noch einmal versuchen!"

Das Mädchen starrte ihn mit ihrem erbärmlichen Seitenblick an, solange wie er sprach; erst dann machte sie die Augen vor Ermattung zu. Der finstere Ausdruck war aus dem farblosen Gesicht nach und nach gewichen; die Brauen krampften nicht mehr nach unten, sie zuckten nur noch. Sie schien doch zu fühlen, daß da ein andrer vor ihr saß als die früheren „Marterer". Aber sie erwiderte nichts.

Richard ließ ihr Zeit; er schwieg auch. Er beobachtete sie still. Erst als er eine Art von Stöhnen, nicht weich, sondern wieder trotzend, empört, wie von einem verwundeten Kämpfer, aus ihr hervorbrechen hörte, nahm er wieder das Wort: „Ich sag' Ihnen noch was. Warum will ich's denn noch versuchen? Ich hätt's ja nicht nötig. Brauch' ja nur zu sagen: zu spät! und die Sach' ist aus. Geldsucht? Mir laufen so viele große und kleine Lazarusse zu, daß ich keinen Platz mehr hab' und auch keine Zeit. Aber der Schöpfer, der uns unsre Gaben gibt, der knüpft auch unsre Pflichten hinein. Er macht das sehr weise: er macht Triebe draus. Man kann's dann nicht lassen! — Als Bub hatt' ich in Rothenburg einen alten Freund; jetzt schon dreiundzwanzig Jahre tot. Der hatt' immer sein Neues Testament im Sack, aus dem wußt' er viel; all sein Bestes, glaub' ich. Von dem hab' ich's gelernt, das kleine schwarze Buch zu befragen, hinter dem großen Seelenpflüger einherzugehen wie die Krähe hinter dem Ackersmann. Für meine Pflicht und für meinen Trieb hab' ich mir den goldigsten Spruch genommen: ‚Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe. Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.' Mit dem Leben-

lassen, so auf einmal, das hab' ich noch nicht versucht; aber tropfenweise geb' ich's hin; darin spür' ich halt mein Leben, darin leb' ich es. Und darum, verstehn Sie, häng' ich mich auch an Sie — wenn Sie mich auch ‚hassen'. Ich kann Sie nicht hergeben, eh wir's nicht versuchen!"

„Was sagen Sie?" fragte er nach einer Stille, da sie einige seufzende Worte ausstieß und zu sprechen schien. Sie antwortete aber wieder nicht; sie machte nur Bewegungen mit der linken Hand, wie ein Vogel, der einen Flügel lüftet. In dieser ungeschickten Gebärde war etwas kläglich Rührendes, das sich ihm aufs Herz legte. Auf einmal schossen ihr Thränen aus den Augen. Sie wollte noch nicht weinen; sie preßte die Lider zusammen, als könnte sie so die Thränen ersticken.

„Nun will ich auch Ihnen noch etwas aus der Bibel sagen," fing er wieder an. „‚Kommet her zu mir alle,' sagt er — und ich für mein kleines Amt sag's ihm nach — ‚kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.' Liebes Fräulein Anna Hochstetter. Wenn Sie den Willen hätten, den festen, eisernen, doch noch zu genesen; und dazu ein sanftmütiges Herz!"

Sie öffnete die Augen, die Zähren waren nun wie ein Strom und durch nichts zu halten. Sie flossen über die Wangen, den Mund; von der rechten Wange tropften sie — ein erbarmenswürdiger Anblick — gradaus zur Erde hinab. Die Unglückliche schluchzte laut. „Ach!" stöhnte sie dann, wie von ihren Gefühlen hin und her

geworfen. „Ach mein Gott! — Ja, ja. — Sagen Sie nichts mehr. — Ich will. — Ich weiß nicht, ich weiß nicht. — Aber Sie, Sie — — Ach mein Gott!"

„Also wir versuchen's," sagte er, leise ihre Hand nehmend. Die kühlen, mageren Finger zuckten; sie entzogen sich ihm aber nicht. — „Sanftmütiges Herz, festen Willen. Wollen Sie nun ein paar Schritte durch das Zimmer gehn? und mir dann dies junge verirrte Leben da mit ein wenig Mut anvertrauen?"

Sie sah ihn lange an; dann nickte sie mit dem Kopf. — —

Als Richard eine halbe Stunde später in die Werkstätten kam, wagte keiner der Gehilfen ihn anzureden, so abwesend blickte er vor sich hin. Sie kannten ihn, sie verstanden, daß er „etwas suchte". Er zeichnete, er ging umher; er saß, sann und kritzelte; er formte etwas aus verschiedenen Stoffen, scheinbar den „Korsetten" ähnlich, die er für Rückenmarksleidende erfunden hatte.

„Die Natur etwas energischer zwingen!" dachte er. „Die Gummibänder vermehren, verstärken; tüchtig biegen, ziehn, eh der Wachstrieb lahm wird; schon siebzehn und ein halbes Jahr! Aber die andern haben sie ‚gepreßt', ‚gemartert'; wundern soll sich das Mädel, wie leicht das Korsett sich trägt. Und die entlastenden Stahlschienen so dünn, so fein wie nur irgend möglich; nicht um eine Linie mehr, als ich brauche. Alles so einfach und dabei so sicher, wie ich's noch nie gemacht!" — Wie in jener Rothenburger Nacht war eine Unruhe, ein Wetterleuchten in seinem Kopf. Er sah und hörte nicht mehr, er dachte und er formte.

Als er endlich aufblickte und gewissermaßen erwachte,

stand Saalmüller vor ihm. Auf dem blondbärtigen, zahmen Gesicht war doch eine schleichende Ungeduld zu sehn, als hätt' er schon eine gute Weile so dagestanden. „Was bringen Sie?" fragte Richard.

„O, nichts Besonderes," sagte Saalmüller; „ich hätt' ja noch länger gewartet. Miß Bolton trug mir nur ausdrücklich auf, Sie herzlich zu grüßen. Sie werd' in Rothenburg Ihr Elternhaus besuchen; auch auf den Friedhof gehn."

„Was? Ist sie denn schon fort?" fragte Richard, in seine Uhrtasche greifend.

„Ja; Mister und Miß Bolton sind fort. Fräulein Tauber ist mit zur Bahn. Der Zug wird eben abgehn."

Richard wandte den Kopf zum Fenster, als säh' er ihnen nach. — „Harriet! Abgereist! In den Tod hinein vergessen. — — Aber ich bin fertig!"

II.

Wenige Minuten später klopfte das Kathrinchen an Fräulein Annas Thür; auf ein schwaches Herein trat sie ein. Anna hatte ihr Fenster verhängen lassen, dann die Jungfer hinausgeschickt; sie saß allein in ihrer Ecke, in der Dämmerung, die sie stets ersehnte. „Entschuldigen Sie," sagte Kathrinchen mit ihrer klaren, angenehm verständigen Stimme, weicher als ihre Gewohnheit war. „Herr Tauber schickt mich her; er läßt Sie schön bitten, sagt er, mich ein bissel anzuhören, und daß es Ihnen nit gleich die Geduld verreißt. Ich könnt' Ihnen vielleicht, ebbes Mut machen, hat er gesagt. Ich sollt' nur so reden, wie mir ums Herz ist, und mich von Ihnen angucken lassen."

„Was soll ich an Ihnen sehn?“ fragte Anna, die Lippen verziehend, daß sich die Zähne zeigten; sie war wieder in ihre tiefe Finsternis versunken.

„Eben das, was Sie hier werden sollen!“ sagte Kathrinchen treuherzig. „Denken Sie nur, Fräulein, ich war auch wie Sie; noch nit gar so, nein; aber auf dem besten Weg. Jünger war ich wohl auch, ei freilich; aber doch schon dreizehn. Und ich sitz' einmal, auch so in 'ner Eck' wie Sie, und denk', ich möcht' lieber nit mehr leben; da kommt einer die Trepp' herauf. Und wie ich die Augen aufmach', steht der Richard vor mir, — der Herr Tauber, mein' ich; hat 'nen großen Bart, ich hab' ihn aber doch gleich gekennt; und guckt mich mit seinen guten Augen so freundlich und liebreich an, als wenn er sagen wollt': ei grüß' dich der Himmel! — Dann bin ich aufgestanden; er drückt mich aber wieder nieder und setzt sich zu mir. ‚Kathrinchen!‘ sagt er gleich ohne weiteres; ‚bist derweil nit grader worden. Jetzt könnt' ich dir aber helfen, Kathrinchen; jetzt bin ich der Mann. Willst mitgehn nach Nürnberg, in mein Sanatorium, soll ich dich da grad' machen?‘ — Na, hab' ich denkt, jetzt is's recht, der Richard is närrisch worden! Da hätt' schon ein Engel kommen müssen, um mir einzureden: gib dich noch nit auf, dir ist noch zu helfen. Ich war halt so verzagt wie Sie ... Um Vergebung, Fräulein!“

Das Gesicht der Armen war noch düster und hoffnungslos wie zuvor; die großen Augen hingen aber an Kathrinchen, gingen auch um die schlanke, wohlgebaute Gestalt herum. — „Und dann — dann waren Sie hier,“ murmelte sie.

„Ja, ich hab' gewußt; er macht, was er will. Und

ich bin die erste gewesen im Sanatorium, die er gesund gemacht hat. Das ist Ihnen wie ein Wunder gewesen, für alle Leute; damals noch: denn seitdem hat der Herr Tauber so viel gemacht, noch viel schlimmre Sachen. Darum sag' ich, er kann auch Ihnen noch — — Schütteln Sie nicht gleich den Kopf!"

„Ihnen hat er helfen können," sagte das Mädchen. „Mir ist nicht zu helfen. Sie waren dreizehn alt; ich bin siebzehn, und noch ein halbes dazu. — Ach, ich wollt' ja hoffen, so gern! so gern! Ich hab' die Zähne zusammengebissen', wie Herr Tauber sagte ... Ich kann nicht! Ich kann nicht!"

„Hab' denn ich gekonnt?" erwiderte das Kathrinchen mit etwas altkluger Ruhe, wie sie's dem „Meister" abgelernt hatte. „Aber dann macht er's doch, und dann muß man glauben. Sie denken wohl, Fräulein: weil Ihnen die andern nit geholfen haben ... Ja, wer sind die andern. Die können nit muckfen neben dem Herrn Tauber. Was gar keiner kann, das kann er!"

„Sie beten ihn an, wie mir scheint."

Kathrinchen lächelte, so schlicht, daß es sie verschönte: „Ja, ein ganz klein bissel bet' ich ihn wohl an! — Ich geh' hier auch nimmer fort — wenn er mich nit wegjagt. — Das wird er aber wohl nit thun."

„Warum nicht?"

„Wegen seiner Gutheit; und weil ich auch furchtbar aufpaß', daß ich nix versäum'. Denn seine Schuldigkeit muß hier jeder thun; da hab' ich Respekt!"

„‚Gutheit,'" sagte Anna leise. „Ist er wirklich so gut?"

„O je! — — Nur an eins muß man sich halt gewöhnen; das heißt, solche wie ich: er neckt gar so gern

Manchmal guckt er mich an als wie nit gescheit; ich mein', als wenn er mich fressen wollt'; dann hebt er aber seine gute Hand und streicht mir so an der Backe und am Kinn entlang. Gelt, das sollt' nit sein? Das schickt sich eigentlich nit? Ich werd' auch immer feuerrot; das müßt' er doch merken. Er kümmert sich aber um nix, und er thut's doch wieder. — Sonst is er engelsgut!"

Auf Annas Gesicht zeigte sich das erste Lächeln; es war freilich noch herb genug. „Und Sie halten dann still?" fragte sie.

„Was soll ich denn machen? — Es is ja auch gleich vorbei."

„Und wenn's einmal nicht gleich vorbei wär'? Wenn der Herr Tauber zärtlicher würd'?"

Kathrinchen ward rot. „Wenn der Herr Tauber zärtlicher würd'?" wiederholte sie.

„Ja. Was thäten Sie dann?"

„Ach was; das wird er ja nit. Das thut er ja nit. Daran denk' ich gar nit."

„Wenn er aber doch —? Wenn er Ihren Mund —? Hielten Sie dann auch noch still?"

„Ich weiß nit," sagte Kathrinchen, dunkelrot und nachdenkend. „Was Sie einen auch fragen. — Aber gut, daß Sie nur was fragen; und daß Ihre Augen so jung werden. Sie sind wohl gar auch wie der Herr Tauber, fangen an zu necken! — Was ich dann thät'? Ich weiß nit. Ich geh' für den Herrn Tauber durchs Feuer; weiter weiß ich nix!"

Es war eine Erleichterung für Kathrinchen, daß an die Thür gepocht ward und mit Fräulein Lottchen der Besprochene, der Herr Tauber eintrat. Ein Gehilfe folgte

ihnen, mit einem Bündel und allerlei Gerät unter dem Arm. Richard grüßte schlicht, mit einem freundlichen Lächeln; warf einen prüfenden Blick auf Anna, ging dann aber sogleich zum Doppelfenster und zog die Vorhänge zurück. „Das ist nichts," sagte er. „Licht, immer Licht. Wir leben ja vom Sonnenlicht. Und wenn außen keines ist, ist auch innen keins. — Nun kann ich Sie auch erst ordentlich sehn!"

Er kam zurück, und vor Anna stehend betrachtete er sie von neuem. „Ei," sagte er vergnügt, „gar so medusenhaft wild sehn Sie nicht mehr aus. Und um zehn Jahr' jünger. Das ist's, was wir brauchen! — Ich hab' Ihnen das Kathrinchen geschickt, nicht wegen ihrer Bravheit, denn sie ist sehr schlimm, aber weil ihre Oberfläche sich zum Vorbild eignet; gelt? So sieht Ihre Zukunft aus. Gucken Sie sie nur herzhaft an. Gucken Sie ihr recht viel Hoffnung ab. Und dann fangen wir an!"

„Was?" fragte sie leise.

„Zuerst die Vorstudien, dann Ihr Korsett. Ihre Aufrichtung!"

Sich zu ihr niederbeugend, wie ein Vater zu seinem Kind, setzte er leiser hinzu: „Und Sie helfen mir? Wir legen Ihren und meinen Willen zusammen, machen einen draus?"

„Ja, ja!" hauchte sie.

III.

Der November ging schon seinem Ende zu; über Nürnberg fiel der erste Schnee. Die Flocken kamen groß und still, denn die Luft rührte sich kaum; einige flogen aber doch auf die Fensterbretter oder gar in Annas

Zimmer hinein, da ihre Fenster weit offen standen. Sie selbst saß den Schneeflocken so nah wie möglich, in einen warmen Mantel gehüllt, auf dem Kopf ein gestricktes Tüchlein, sog die weich kalte Luft ein und warf zuweilen einen ihrer schrägen Blicke auf die kahl gewordenen Bäume und den Krystallpalast, der dahinter stand. Tief im Zimmer, ein tragikomischer Anblick, saß Fräulein Reynaud und las aus einem deutschen Buch mit kläglicher, unlustiger, heimlich erbitterter Stimme vor; sie war völlig eingepelzt, wie ein Russe, der im offenen Schlitten fährt, und steckte in einem hohen Fußsack, über dem noch eine Decke lag. Dann und wann räusperte sie sich, als fange nun der Husten an, der unausbleibliche, den sie prophezeit hatte. Bemerkte sie, daß er noch immer nicht kam, so fing sie an zu seufzen. Sie schüttelte ihr Kinn, unter dem sie ihre Pelzkappe zusammengebunden hatte, und die schmalen Schultern, als schüttle sie den herabgefallenen Schnee ab. Darauf las sie weiter.

„Aber seufzen Sie doch nicht!" sagte Anna endlich, der ein jugendliches Lächeln über die Lippen lief. „Die Luft ist ja so still, so gut."

„Und man sitzt im Schnee!" stöhnte die Französin.

„Aber Sie doch nicht. — Ich dachte, die Schweizerinnen — — Frieren Sie denn?"

Fräulein Reynaud schwieg; sie zog nur ihre dünnen, blonden Brauen zusammen: es erbitterte sie so sehr, daß sie nicht fror. — „Sie sitzen ja doch mitten im geheizten Zimmer," fuhr Anna fort. „Die Heizung ist so gut —"

„Und die Fenster offen!"

„Ich soll frische Luft haben, sagt Herr Tauber. Und da ich nicht draußen herumgehen kann, so soll ich

sie im Zimmer haben. Sie haben ja doch selbst von ihm gehört, warum das so nötig ist —"

Das Fräulein wandte sich ab und zischte leise: „Il est fou, il est fou, il est fou!"

„Was sagten Sie?"

„Nichts, nichts. Tout — à — fait rien!"

Sie sah wieder ins Buch, und mit gehobener, überlauter Stimme begann sie wieder zu lesen.

Die Reihe, zu seufzen, kam nun an das junge Mädchen; sie machte die Augen zu, als schließe sie damit die Ohren: sie konnte nicht mehr zuhören. „So ist's recht!" sagte auf einmal eine heitere, wohlbekannte Stimme. Richard stand mitten im Zimmer. Er betrachtete die beiden Eingemummten und den schönen Schneefall. Fräulein Reynaud wollte aufstehn; sie hatte aber vergessen, daß sie tief in dem Fußsack steckte.

„Ich hab' angeklopft, natürlich," sprach Richard weiter; „aber wohl zu leise: über dem kräftigen Vorlesen wurd' ich nicht gehört. — Möcht' Sie etwas fragen, Fräulein Hochstetter —"

Die Französin rührte sich sogleich; sie ging stets hinaus, wenn der „Meister" kam. „O, ich gehe schon," sagte sie aufs artigste (sie hatte Furcht vor ihm); „man kommt nur so schwer da heraus!"

„Erlauben Sie!" warf Richard hin, nahm sie ohne weiteres, aber zierlich (das mußte sie selber zugeben; sie errötete angenehm) und hob sie aus dem Fußsack. „Merci!" sagte sie, lächelte und ging in ihr Zimmer. Richard trat ans Fenster. Er fing eine Schneeflocke auf; er betrachtete sie aufmerksam, wie wenn er weiter auf der Welt nichts wollte, und ließ sie auf seiner Hand zergehn. „Ich hab'

diese kleinen Winterschwalben gern," sagte er. „Ja — von Ihren Eltern wollt' ich ein Wort mit Ihnen sprechen."

„Was ist's?" fragte Anna.

„Haben Sie ihnen schon gemeldet, daß es mit ihrer Tochter etwas besser wird?"

Sie errötete stark. Sie schüttelte dann den Kopf. — „Wundert Sie das sehr?" sagte sie. „Ich kann mich noch nicht entschließen; — ich kann's nicht."

„Zu was können Sie sich nicht entschließen?"

„Etwas von mir hören zu lassen; ich selbst."

„Sie sollen ja nicht selber schreiben, liebes Kind —"

„Ach, so mein' ich's nicht," sagte sie, nach einem Zusammenzucken, das er nicht verstand. „Mir graut so davor, etwas Gutes über mich zu melden — — wenn's nun dann doch wieder eine Täuschung ist. Es ist ja auch noch so wenig, nicht wahr . . . Lassen Sie mich noch schweigen, als läg' ich im Grab! Sagen Sie mir nichts!"

„Ich sag' Ihnen ja nichts, Sie wunderliches — — Ihre Mutter erfährt also nichts?"

„O doch. Fräulein Reynaud schreibt ihr. Die schreibt aber, was sie will. Ich weiß es nicht. Zuweilen kommt auch der Herr Zeltner aus Fürth, um nach mir zu fragen. Den schickt die Mutter her, wie es scheint. Er spricht mit dem Fräulein und dann geht er wieder. Ich will ihn nicht sehn. Ich will niemand sehn. Niemand auf der Welt!"

„Schon gut. Sie können aber doch nicht leugnen, gelt, daß es besser wird?"

„Ich leugn' es ja auch nicht," flüsterte sie, ihre Augen schließend.

„Es würd' wohl schneller gehn, wenn wir Sommer

hätten; und wenn Sie — mehr Glauben hätten und mehr Heiterkeit. Helfen Sie auch immer mit, wie Sie sollen? Sind Sie gehorsam, Kind?"

Sie zuckte wieder; ihr Kopf ging hastig hin und her, und das krause Stirnhaar, das, am ersten Tag sehr verwildert oder zerwühlt, sich schon weit gesitteter lockte, fiel ihr wie damals über das linke Auge. „Bitte, nennen Sie mich nicht Kind," sagte sie. „Ich bin ja doch keines mehr. Bin auch viel älter, als jemand weiß; denn diese Jahre, diese schrecklichen — und so viel denken, brüten — das hat mich so viel rascher alt gemacht . . . Sagen Sie auch nicht ‚gehorsam'; ich kann's nicht ertragen. So gut ich kann, will ich's sein; aber wenn ich's höre, so — —" Sie zerrte an dem Mantel über ihrer Brust. — „Ich hab' zu viel gehorsam sein müssen, diese Jahre — wie eine Sklavin — nein, wie 'ne Maschine. Was war ich für die alle? Ein Stück Holz, das man biegen will. Geholfen hat mir's doch nicht. Und mein Herz — mein Menschenstolz — — Ach, ich bitte Sie. Zu Ihnen hab' ich ja mehr Vertrauen als zu all den andern; aber bitte, bitte, quälen Sie mich nicht!"

Richard sah sie ernst, dann mit lächelndem Nicken an. „Ich will's nicht mehr thun," sagte er, ganz so wie wenn man sich zu bessern verspricht. „Will mich drauf verlassen, daß die junge Dame aus Vernunft, gutem Willen und gutem Herzen thun wird, was ihr nützlich ist. Immer frische Luft, — trotz der Republikanerin vom Genfer See; so oft und so lange wie möglich durch das Zimmer gehn; tüchtig turnen; tüchtig essen, mit Liebe. Und viel an Herzerfreuendes denken —"

„An was denn?" flüsterte sie.

„An schöne Zukunftsbilder; wie ein junger Mensch!"

„Ich versuch' es oft. — Ach, ich kann's noch nicht!"

„An schöne Vergangenheit. Ihre ersten Jahre . . . Wo haben Sie denn da gelebt?"

„In Köln," antwortete sie. — „Kennen Sie Köln am Rhein?"

„O ja. Ich war dort. Ein stolze alte Stadt. Was hat Sie denn da besonders gefreut?"

„Oh!" sagte sie. „Der Dom! — Und die alten Türme. — Ich weiß auch noch, wie ich zuerst des Siebengebirge sah; wir fuhren auf dem Dampfer hin; als ich aber fragte: wann kommt es denn? da fuhren wir schon vorbei. Ich hatte mir gedacht: himmelhohe Berge; sieben Riesen, die den Himmel trugen. — Worüber lächeln Sie? Ueber mich?"

„Nein, liebes Fräulein Mißtrauen. Ich freue mich nur an Ihrer himmelstürmenden Phantasie. Den Rhein hatten Sie aber doch gern?"

Sie nickte. „Ich lief gern am Ufer hin, schneller als die Schiffe. Und wär' gern so weiter bis zum Meer gelaufen; denn ich wußte, da kommt er hin. Oder wenn ich ihn an einer Ecke tüchtig rauschen hörte, da sang ich gegen ihn an; lange — kindisch —"

„Lieder, die Sie kannten?"

„Nein: was mir durch den Kopf ging; möglichst viele erhabene Worte, nach meiner eigenen Melodie — lauter dummes Zeug. — Ich war aber doch glücklich . . . Ach, ich war doch glücklich . . ."

Sie versank offenbar wieder in die Finsternis.

„Waren Sie auch in der Apostelkirche?" fragte Richard, dem ihre merkwürdige, wechselnde, bald kindliche, dann etwas feierliche Stimme gar eigen zu Herzen ging.

„In der alten Apostelkirche? — Ich weiß nicht. — O ja.“

„Da ward einmal eine Edelfrau lebendig begraben; — 's ist 'ne alte Sage, die fällt mir jetzt eben ein. In Köln war die Pest, im vierzehnten Jahrhundert; einem braven Ritter starb seine Frau daran, Richmodis von Lyskirchen. Man bringt sie in die Apostelkirche; wie aber der Totengräber in der Nacht sie berauben will, da wacht sie aus ihrem Scheintod auf. Und kommt zu ihrem Gatten heim —“

„Ja, nun weiß ich,“ unterbrach ihn das Mädchen, dessen Augen größer wurden. „Es lief aber jemand vorauf und meldet' es ihrem Mann; doch der wollt's nicht glauben. ‚Eher glaub' ich, daß meine Pferde auf den Söller steigen und zum Fenster hinausschauen!‘ — Da hört er auf der Treppe .trapp, trapp!‘ Und oben aus dem Fenster gucken zwei Pferdeköpfe; das sind seine Rosse!“

„Ja, so wird's erzählt,“ sagte Richard lächelnd. „Frau Richmodis aber ward ganz gesund und hat noch lange gelebt; das ist *mein* Stück von der Geschichte. Die *Scheintoten*, Fräulein Anna. Mancher, von dem man's nicht glaubte, lebt noch wieder auf. Denken Sie an Richmodis, wenn's in Ihnen so finster wird. Vielleicht erzählt man noch einmal eine Sage: ‚Das Aennchen von Köln‘!“

„Ach!“ seufzte sie, zwischen Furcht und Hoffnung.

„Nur immer mitarbeiten: die innere Aufrichtung! — Die Phantasie beschwingen, emporfliegen. Sich mit Schönem anfüllen; sich edle Dichtungen vorlesen lassen —“

„Ach, verzeihen Sie! Das drückt doch auch. All die Helden und Heldinnen — —“

„Nun? Was ist mit denen?“

„Die sind gesund, schön, wohlgewachsen — alle, alle. Sie ziehen so frei durch die Welt ... Ich will lieber was lernen, hab' ich mir gesagt; sie soll mir Lehrreiches vorlesen; — o, ich hab' auch Hunger danach. Als Sie kamen, las sie ... Es klingt nur alles so langweilig, so hart, so altjüngferlich, wenn Fräulein Reynaud es liest!“

„Was las sie denn?“ fragte Richard. Anna deutete auf das Buch, das die Französin auf ihrem kleinen Tisch hatte liegen lassen. Er nahm's in die Hand. „Goethe!“ sagte er.

„Ja, aber der letzte Band. Wissenschaftliches. Goethe als Naturforscher. Ich wollte — — ‚Naturwissenschaft im Allgemeinen‘!“

Er schlug das Buch auf und blätterte darin. „Da ist ja auch dieser alte Aufsatz über die Natur,“ sagte er; „einst mein Evangelium. Daraus hab' ich als grüner Junge Ihrem Vater einmal vorgepredigt; — war auch hier in Nürnberg. Kennen Sie das?“

„Ich?“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Ich kenn' ja noch nichts!“

„Hm!“ murmelte er. Er blickte sie eine Weile an („durch und durch!“ dachte sie); dann langsam am Fenster niedersitzend — der Schneefall hatte aufgehört — sah er in das Buch. „‚Natur‘!“ fing er an. „Hören Sie zu; das ist für Sie. Das zieht Sie ein bissel hinauf. Hören Sie nur zu! — ‚Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf

ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen. — Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.'"

„Hören Sie zu?" fragte er.

„O freilich," sagte sie hastig, halblaut. „O was denken Sie. — Und wie Sie es lesen —"

Sie hob den Kopf etwas, sie schien zu horchen, als höre sie noch seine frische, tonreiche, jetzt so geheimnisvoll getragene Stimme.

„Soll ich weiterlesen?"

„O! — — Aber wie kommen Sie dazu, mir —? Sie haben ja gar keine Zeit?"

„Ich nehm' sie mir," erwiderte er, mit seinem weichsten, freundlichsten Lächeln. „Will Ihnen jetzt nur heraussuchen, was so recht für Sie paßt! ‚Sie freut sich an der Illusion'; die Natur. ‚Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. — Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. — Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehn. Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie!'"

„Verstehen Sie?" sagte er.

„Ich denk' wohl. — O lesen Sie nur. — Wenn Sie wollen, mein' ich —"

„‚Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man

sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. — Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolieret, um alles zusammenzuziehn. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos . . . Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt . . . Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen!'"

Richard machte das Buch langsam zu. Nun hörte er sie leise weinen; es war aber nicht schmerzhaft, es hatte einen lieblichen Klang. Da sie seine Augen auf sich gerichtet sah, schloß sie ihre Lider; sie weinte aber noch eine Weile fort, als thue es ihr gut. Er horchte ganz still; zuerst überrascht, dann zufrieden und beifällig nickend. Endlich stand er geräuschlos auf und legte das Buch wieder auf den Tisch.

„Es ging Ihnen also zu Herzen," sagte er.

„Ja wenn man so liest wie Sie!"

„Sie Arme: mit dieser bezahlten Puppe da. Ich glaub', es ist nur Kleie drin. — — Ich werd' öfter kommen, Fräulein Anna, und Ihnen etwas vorlesen."

Fast erschrocken starrte sie ihn an. „Sie?" stammelte sie. „Das können Sie ja nicht! Das ist ja unmöglich!"

„Mir ist nichts unmöglich," erwiderte er in seiner stillen, behaglichen Heiterkeit.

„O mein Gott!“ sagte sie, dem Weinen wieder nahe. „Warum thun Sie das für mich?“

Er blickte auf die Thür, wie um zu sagen: nun muß ich gehn; stellte sich aber doch noch einmal vor sie hin und betrachtete die arme Gestalt. „Warum ich das thue? Sie sind ja doch Lene Rothbarths Kind. — Aber nein, auch ohne das. Lene Rothbarth hätt' eben nicht geweint; hätt' auch nicht verstanden, warum ihre Tochter weinte. Sie haben so was . . . Auch in den Augen. Die sind groß wie die Ihrer Mutter; aber dunkler. Und tiefer. Manchmal sehn sie mich an wie die Augen einer Verzauberten aus den Kindermärchen, die 'nen Menschen anblickt, als wollt' sie sagen: erlöse mich! — — Warten Sie nur: ich werd' Sie auch erlösen. — Denken Sie an Richmodis! und an die Natur!“

Damit ging er hinaus.

IV.

Es war Heiligabend geworden; nach einem etwas stürmischen, rauhen Tag kam eine milde Nacht, mit schwach nebelndem Sprühregen. Zwischen den kahlen Bäumen des Gartens leuchtete der Krystallpalast durch den Nebeldunst: seine elektrischen Lichter brannten; auch der Kerzenschein von riesigen Christbäumen flimmerte in die Nacht hinaus. Ein Chor heller Kinderstimmen sang, man hörte es über den Garten hin; die tieferen Stimmen von Erwachsenen fielen ein, sie schallten aber nicht so laut. Anna saß allein, wieder am Fenster, und horchte. Sie sangen „Stille Nacht, heil'ge Nacht“. Vor Jahren hatte sie es auch am Christabend mitgesungen; nun schon lange nicht mehr . . . Es zuckte ihr um den Mund; nach einer Weile

enthielt sie sich auch nicht mehr, die Lippen zu bewegen; sie hauchte in die Luft, Töne brachte sie noch nicht hervor. Der Gesang schwoll aber an, er stieg in die Höhe. Ihr ward so wunderlich, so weich zu Mut, sie sang leise mit.

Es klopfte, und Richard kam; statt seiner Schwester, des guten Lottchens, das sie erwartet hatte. „Guten Abend," sagte er, scheinbar sehr verwundert. „Was ist denn? Ich komm' von der Christbescherung im Glaspalast. Ich dachte, Sie wären auch dort. Ihre Jungfer, das Hünenmädchen, hatte mir gesagt: ‚Wenn das Fräulein nicht gehen will, so trag' ich sie hinüber —'"

„Ich wollte nicht," fiel ihm Anna hastig ins Wort. „Tragen laß' ich mich von ihr nicht mehr; und gehn mocht' ich nicht. Bitte, lassen Sie —!"

„Aber warum? Sie sind alle dort. Auch Fräulein Reynaud —"

„Die ist gesund. Die sieht aus wie ein Mensch. — Ich kann nicht!"

„Können Sie wieder einmal nicht?" fragte er, den Zeigefinger hebend und ein wenig schüttelnd. „Nehmen Sie sich in acht, mit all Ihrem Stolz. Wenn Sie nur sagen ‚ich kann nicht, ich kann nicht', so spiel' ich einmal die stämmige Kölnerin und trag' Sie hinunter, Kind!"

„Sie!" rief Anna aus. Ihr ganzer Körper begann zu zittern; sie streckte ihre Hände vor, wie um ihn abzuwehren. „Sie mich — — Töten Sie mich lieber! Tragen laß' ich mich von Ihnen nicht!"

„Ei Donner!" sagte er, sich erschrocken stellend, wie wenn er so einen Ausbruch ganz und gar nicht erwartet hätte. „Das hab' ich gut gemacht. Da hab' ich die Wilde von früher wieder aufgeweckt —"

„Sie sagten auch wieder ‚Kind'!" rief sie aus. Sie zitterte noch einmal, aber nur noch wenig.

„Nun ja: weil Sie eins waren, als Sie mir das sagten. Warum wollen Sie allein nicht hinüber? — Ich bitte ja nur um Gründe, mein Fräulein. ‚Ich kann nicht,' das ist zu wenig; ist wie ein rundes Stück Silber, auf das die Vernunft noch nicht ihren Stempel gedrückt hat. Ich werd' Sie übrigens nicht töten. Werd' Sie auch nicht tragen. Das war einer dieser Späße, mit denen ich mir einen üblen Namen gemacht hab'; ich necke gern, sagen die Leute. Wie werd' ich ein so stolzes Fräulein ernsthaft kränken wollen; den lieb' ich ja grad', den Stolz. — — — Also warum?"

„Warum ich nicht hinüber will?" antwortete sie nun sanftmütig, fast zaghaft, durch seine gelassene „Gutheit" erschüttert. „Weil ich allein so unglücklich bin. All die andern Verwachsenen sind Kinder; nur ich nicht. Zu wem soll ich da drüben gehn? Zu den Kindern gehör' ich nicht. Unter den Großen bin ich immer noch eine Mißgestalt. Nennen Sie mich eitel; nun ja, dann bin ich's. Mir graut noch immer vor mir selbst. Graut dann nicht auch den andern vor mir?"

„Ich glaub' nicht," sagte Richard, herzlich lächelnd. „Sie sind ja im Sanatorium. Die andern werden denken: ei, wenn diese junge Dame, die so sonderbar herkam, sich schon so weit aufgerichtet hat — denn jetzt ist es schon zum Staunen; wie? — dann wird sie wohl auch noch wieder wie ein Perpendikel!"

„Ja, ja," stieß sie nach einem schweren Atemzug heraus. „Es ist schon zum Staunen. Ich staune ja auch jeden Tag. Und mein Herz — für Sie — — Aber —

könnten Sie mich verstehn ... Ich zittre für mein junges Glück. So weit haben Sie mich nun gebracht; plötzlich wird es aus sein! Es wird nicht mehr weitergehn — weil die ‚Natur' nicht mehr will. O Sie wissen ja — Goethe — die Natur — ‚man trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt' ... Sie wird nicht mehr wachsen. Ich bleib' so. Und dann, mit diesem halben Bessersein, bin ich tausendmal elender, unglückseliger, als ich je gewesen!"

Er sah sie mit verstehendem Mitleid an. „Sie meinen, weil Sie damals hoffnungslos, dumpf und stumpf waren; nun würden Sie aber vom Hoffnungsfelsen in den Abgrund stürzen —"

Rührend nickte sie. — „Und an diesem heiligen Abend übermannt's mich so. Unter all den Lichtern so dastehn ... All die andern wissen: mein Leid ist nur eine Prüfung, da steht der Herr Tauber, er braucht nur Zeit, und die Zeit ist da. — — O lassen Sie mich hier allein!"

„Gut, so bleiben Sie," sagte Richard; von seinem Gesicht ging gleichsam ein Vorhang weg. Er trat zurück und öffnete die Thür; dann griff er dort um die Ecke und kam mit einem Christbäumchen zurück, einem echten aus dem Wald, aber klein, zierlich, mit all seinen Beschwerungen leicht von einer Hand getragen. Es war aber wie ein großer Baum geschmückt, ein wächserner Engel schwebte an der Spitze, schillernde Fäden und Ketten zogen sich wie Gewinde herum, vergoldete Früchte und allerlei Geschenke hingen an den Zweigen, von denen Wachskerzchen aufragten. „Na ja!" sagte er, da das Mädchen ihn fassungslos anstaunte. „Ich hab' mir's gedacht, daß Sie nicht kommen — ich kenn' Sie ja doch —

und hab' mir als Hausvater zu helfen gesucht. Irgendwas mußten Sie doch — — Da hab' ich Ihnen, um Sie ein bissel aufzufrischen, ein Christbäumchen aufgeputzt."

„Nein —!" sagte sie völlig verwirrt.

„Doch. Aber die Geschenke, die da hängen, die sind nicht von mir. Ihre Eltern — — ich hatt' ihnen auf Ihren Wunsch geschrieben: noch nicht kommen, noch zu früh — — da haben sie wenigstens allerlei geschickt. Schauen Sie sich's an!"

Er ging wieder hinaus. Diesmal kam er mit einem Haufen großer, aufgezogener Photographien zurück, die er draußen auf dem Gang an die Wand gelehnt hatte. „Das ist nämlich mein Geschenk," sagte er, während er herantrat; „für die Tochter der Rothenburger. Lauter Rothenburger Photographien; Sie hatten neulich so viel Andacht für die Bilder von dort, die ich Ihnen zeigte. Und wir müssen Ihre Wände einmal neu behängen; an den Landschaften und Historien da haben Sie sich müde gesehn. Die nehmen wir ab und nageln die Photographien hin; dann gehn Sie hier in der Stadt Ihrer Väter spazieren, während es draußen schneit."

„Aber Sie rühren sich ja noch nicht?" fuhr er nach einer Weile fort. Das Mädchen war aufgestanden, sie stand aber noch immer auf demselben Fleck. Sie hielt eine Hand mit der andern und zerrte an den Fingern; dann ließ sie sie los und hob beide Hände, mehrmals, als könne sie's nicht fassen; sie sanken aber wieder zurück. Nun bewegte sich nur ihre Brust vom Atmen. „Fräulein Anna!" sagte er lächelnd, mit einem Ton, als wollte er eine Nachtwandlerin aufwecken. Sie öffnete die Lippen; sie sagte aber noch nichts. Richard griff in seine Tasche,

zündete ein herausgeholtes Wachskerzchen an und entflammte damit die andern, die den Baum bedeckten. Beim Anblick der strahlenden, heiteren Lichter befeuchteten sich ihre starren Augen; endlich fand sie Worte. „O Herr Tauber! Sie! Das haben Sie alles selbst —?"

„Wer denn sonst?" fragte er. „So was macht man selbst. Gestern Abend, vor dem Schlafengehn. 's war ein Augenblick. Hab' ja schnelle, geschickte Finger."

„Ja," stammelte sie. „Ob Sie die haben!" — — Sie sah ihn mit den großen, regungslosen Augen fast unheimlich an.

„Nun aber nicht bange sein, wie es weiter wird. Glauben müssen Sie haben; hell muß es in Ihnen sein wie an dem grünen Bäumchen da! — Sie sehn aber gar nicht hin. Was starren Sie so auf mich? als wär' ich der schwarze Mann?"

„Herr Tauber!"

„Na ja."

„Was — was haben Sie denn alles in sich? — Ihre Kunst — diese Hand — fast wie Zauberei — und dazu so gut!"

„Gar nichts von Zauberei. Nur ‚Natur'."

„Sie sagen immer ‚Natur'. Aber Sie, Sie sind der Meister der Natur; Sie zwingen sie — immer ein Stückchen weiter und weiter — o ich staune so. Und jetzt das alles, das alles — — so gut!"

„Reden Sie doch nicht von ‚Meister', junges Fräulein Sie," entgegnete Richard beinahe streng, seine noch glatte Stirn runzelnd. „Meister der Natur ist niemand. Aber ich steh' gut mit ihr; bin, sozusagen, verheiratet mit ihr; und wir vertragen uns gut. Nun schauen Sie doch das Bäumchen an!"

Sie hörte wohl diese Worte nicht: sie sah nur auf ihn. „Verheiratet," wiederholte sie; mit so tief ernstem Gesicht, als nehme sie es wörtlich. „Ja, ja . . . Aber so gut! so gut! Sie kommen und lesen mir vor. Sie belehren mich. Sie schmücken einen Christbaum für mich —"

„Aber Sapperment," unterbrach er sie, „so schauen Sie ihn doch endlich an!"

Ihre Augen irrten dorthin, wie unbewußt, um ihm seinen Willen zu thun; dann ruhten sie wieder auf *ihm*, noch ein wenig feucht; der dunkelhaarige Kopf mit den erblaßten Wangen ging langsam hin und her. „Ach!" seufzte sie auf. „Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir, wenn ich nicht so dankbar bin, wie ich sollte! wenn ich wieder verzagt, wenn ich trotzig bin! — Ich kämpfe so! Ich kämpfe so!"

„Womit kämpfen Sie?"

„Mit meinem Schicksal. Mit Ihrer ‚Natur'. Mit mir. — Ich will's nicht mehr thun! Ich will auf den Knien liegen und Gott nur immer danken, daß er Sie geschaffen hat — und will nie mehr jammern und hadern, daß er *mich* geschaffen hat. Ich will grade wachsen. Hier *inwendig*, mein' ich. Auch da war ich verwachsen. Ich war schief und krumm. Aber ich *will*! ich *will*!"

„Was die für 'ne Stimme hat," dachte Richard stumm. „Die hat sie nicht von Vater noch Mutter. — — Wenn mir die nicht glückt! nicht ganz!"

Es überlief ihn, daran zu denken. Er riß sich diesen Dorn gleichsam aus der Brust. Darüber vergaß er ganz, ihr zu antworten; er trat nur, von seinem Gefühl getrieben, auf sie zu und lächelte sie stärker an. Er legte ihr auch

eine Hand auf den Kopf. Sie fuhr zusammen; aber sie hielt still.

Darauf nahm er eine der vergoldeten Walnüsse vom Bäumchen, steckte sie zwischen seine urgesunden Zähne, wie er als Knabe so gern gethan, und knackte sie damit auf. Das Mädchen sah ihn bewundernd an. „Die teilen wir," sagte er jetzt. „Die essen wir zusammen!"

Sie lächelte; zum erstenmal wie ein Kind. Richard setzte sich neben sie, an den kleinen Tisch, auf den er den Christbaum gesetzt hatte. Mit einer seiner anmutig spielenden Bewegungen rollte er die geöffnete Nuß über ihre Hand und ließ sie darin liegen; „bitte, teilen Sie," sagte er. „Aber redlich. — Was singen sie denn jetzt?"

Sie horchten. Vom Glaspalast her kam ein neuer Chorgesang durch die weiche Luft: „O Tannenbaum, o Tannenbaum"; man hörte fast nur die Kinderstimmen, die gaben offenbar alles her, was sie hatten. Richard nickte fröhlich. Er empfing seine Hälfte von der Nuß, dankte durch einen aufleuchtenden Blick und begann mit Andacht zu essen; sie auch.

„Haben Sie die welschen Nüsse gern?" fragte er.

„O wie gern!" antwortete sie. — „Und ich will nun immer hoffen! immer an Gutes denken! vergangenes und zukünftiges!"

„Sie können auch gar nichts Besseres thun," sagte er; worauf er das letzte Stück seiner Hälfte mit seinen weißen, scharfen Zähnen wie ein Eichhörnchen zerbiß.

„In mir soll nun nichts mehr sein als Lebenswille! Heilwille! — Und Glauben! — Und Geduld!"

Jetzt lächelte er ihr liebreich zu. „Darauf essen wir noch eine Nuß!" sagte er dann. Er „pflückte" sie vom Baum und knackte sie wieder mit den Zähnen auf. „Morgen

nagl' ich Ihnen die Rothenburger Bilder an ... Nun teilen Sie geschwind die Nuß; wenn die gegessen ist, muß ich wieder in den Glaspalast; da sind auch noch Menschen."

V.

„Es ist wie ein Wunder!" sagte Lottchen; warf noch einen mütterlichen Blick auf die im Zimmer stehende, aufrechte junge Gestalt, schüttelte den Kopf und ging aus der Thür. „Ja, es sieht aus wie ein Wunder," dachte Richard, sich an jenen fernen Novembertag erinnernd. Anna war mit seiner Schwester und Kathrinchen aus dem Nebengemach in ihr Wohnzimmer getreten, in einem neuen Gewand, dem ersten hellen Kleid, in dem er sie sah. Kathrinchen hatte ihr beim Ankleiden geholfen; sonst zog sie sich nun selber an und aus; die Jungfer war nach Köln zurückgeschickt, Fräulein Reynaud in die Welt gegangen. Wie eine elegante junge Dame stand Lenes Tochter da; schlank, noch ein wenig mager, doch voller als da sie kam; ihre Wangen blühten frisch, ihre Augen strahlten. Ein unerfahrener Zuschauer hätte nicht geahnt, daß an dieser anmutigen Gestalt immer noch ein kleines, letztes Gebrechen war; auch der Erfahrenste hätte nicht erraten, aus welcher Verzerrung diese Knospe sich entfaltet hatte. Sie stand in stiller Freude fast bewegungslos; Kathrinchen ging um sie herum, wie ein Bachstelzenmännchen um das Weibchen, um das es wirbt. Jede Bewegung an ihr war Bewunderung. „Goldig!" flüsterte sie.

„Nun halten Sie mich doch wohl für ein eitles Püppchen," sagte Anna, den Kopf ein wenig zu Richard bewegend. „Morgen ist erst der erste April, und ich muß

mich schon im Frühlingskleid — — Halten Sie mich für recht verrückt?"

Er schüttelte nur den Kopf und betrachtete sie. „Kommt sie mir so schön vor," dachte er, „weil ich gleichsam ihr Mitschöpfer bin?" — — „Was reden Sie," sagte er endlich, als sie gar keine Antwort mehr erwartete. „Es ist ja auch schon voller Frühling; so ein zeitiges Frühjahr hab' ich nie erlebt. Morgen geh' ich im Sommerrock! — Ihre Schneiderin hat's aber gut gemacht. Das sieht Ihnen überhaupt kein Mensch, daß darunter noch was Fremdes ist, und daß an dem Wuchs noch ein bissel was fehlt. Wer's nicht weiß, der sagt einfach: ein sehr hübsches junges Mädchen!"

„Bitte, reden Sie nicht so," bat Anna, die Hände aneinanderlegend. „Sie nicht!"

„Wenn's aber doch wahr ist!" sagte das Kathrinchen.

Richard deutete auf den Spiegel: „Fragen Sie doch den!"

Sie schüttelte den Kopf und wandte dem Spiegel ihren Rücken zu. Es war aber eine fröhliche Unruhe in ihr, wie wenn sie auffliegen müßte; sie hob sich auf den Zehen, sie drehte sich, einer Tänzerin gleich, auf den Fußspitzen hin und her. Mit ein paar leichten Schritten schwebte sie ans offene Fenster, sah auf den Rasen, auf die Büsche hinab, die schon frisch ergrünten. Sie streckte ihr Antlitz vor, als sauge sie die neue Jugend der Erde ein, selber neue Jugend. Auf einmal war sie zur Thür hinaus, ins Nebengemach.

Richard folgte ihr lächelnd, leise, doch nur bis zur Thür. Er hatte richtig geraten: er konnte sie sehn, sie stand vor dem Spiegel des andern Zimmers. Zuerst

stand sie still; dann bewegte sie die Schultern, den Hals — es war Lenes Hals — und legte den Kopf auf die linke Seite; mit einem langen, seligen Atemzug. Sie bog ihn nach hinten zurück, so weit, wie sie konnte. Endlich strich sie mit ihren beiden ausgebreiteten Händen über den Busen, an den Seiten hinab. Sie sagte ein Wort vor sich hin, das er nicht verstand.

Er horchte. Nach einiger Zeit wiederholte sie's; nun vernahm er's deutlich. „Richmodis!" flüsterte sie.

Die innere Unruhe trieb sie weiter, tiefer ins Zimmer hinein; er sah sie nicht mehr. Er hörte nun aber ein Summen, das allmählich mehr Klang bekam und zum Singen ward. Es war rührend leise; wie von einer armen Seele, die lange vor tiefster Trauer stumm war und zum erstenmal wieder versucht, ob sie noch zu den Singewesen gehört. Kathrinchen, die allerlei Nähzeug zusammengenommen hatte und damit hinausgehn wollte, blieb an der Gangthür verwundert stehn. „Aber wer singt denn da?" fragte sie mit verhaltener Stimme.

Richard machte nur eine deutende Gebärde, die ausdrückte: wer denn sonst als das Fräulein?

„Das hab' ich ja doch noch nie gehört!" flüsterte Kathrinchen.

Es war ein altes Volkslied, das Anna sang; Richard kannte es von Jugend auf. Sie sang es eigentlich wie ein Kind; ganz ebenso mochte sie es vor langen Jahren mit andern Kindern gesummt haben, und dann niemals mehr. Immer war es noch sanft wie ein Zwitschern; aber einer Drossel gleich, die eine Zeit lang halblaut gezirpt und geflötet hat und plötzlich hell und voll zu schlagen beginnt, ließ Anna auf einmal ihre Töne schwellen und

steigen, frei in die Welt hinaus. Es war wie ein Aufjauchzen der ungeschulten, aber frischen, freudigen Stimme. Kathrinchen hob ihre kleine Schürze und fuhr sich über die Augen.

Ebenso plötzlich ward es dann still. Der Sängerin war wohl bewußt geworden, daß sie so laut geträumt hatte; auch daß sie den Meister so lange hatte stehen lassen. Sie kam bis an die Thür, blieb dort auf der Schwelle und zeigte ihr reizend errötetes, ein wenig auf die Seite geneigtes Gesicht. „Hm —?" fragte sie mit fast kindlichem Lächeln und indem ihre rechte Schulter — die jetzt wieder aufgerichtete — durch eine Bewegung um Vergebung bat.

„Das ist ein Kalendertag für den Rotstift," sagte Richard, ihr zunickend. „‚Am einunddreißigsten März sang Anna Hochstetter zum erstenmal.'"

„Freut es Sie?" fragte sie.

„Sind Sie kokett?" fragte er zurück. „‚Soll mich's denn nicht freuen, wenn Sie glücklich sind? — Jetzt werd' ich aber Ihren Eigensinn brechen, denn Sie sind nun in meiner Gewalt. ‚Bitte, lassen Sie mich noch still im Garten bleiben,' sagten Sie mir damals, ‚bis ich mein schwarzes Kleid ablege; dann fahre ich in die Stadt!' Das schwarze Kleid ist jetzt fort, die weibliche Eitelkeit hat gesiegt. Mein Wagen hält vor der Thür. Wir fahren spazieren, ich zeige Ihnen Nürnberg!"

Das Mädchen wollte etwas erwidern; er hob aber die rechte Hand: „Wort halten!" sagte er nur. Anna senkte den Kopf. Kathrinchen klatschte vor Freude leise in die Hände.

„Dann nur noch einen Augenblick!" rief Anna aus

und ging mit raschem und festem Schritt — es erinnerte ihn an Lenes Gang — ins andre Zimmer zurück. Sie kam wirklich nach wenigen Augenblicken wieder, ein Hütchen auf dem Kopf, einen Ueberwurf auf dem Arm. Aus der Tasche ihres Kleides guckte eine Papierrolle hervor. „Was haben Sie da?" fragte er. „Das sieht spaßig aus. Geben Sie her, ich steck's in meinen Rock. Was soll's?"

„Das sag' ich Ihnen nachher," erwiderte sie, flüchtig lächelnd. „Lassen Sie mir's nur. Wenn's auch ‚spaßig' aussieht. Im Wagen nehm' ich's in die Hand!"

Sie gingen die Treppe hinunter und kamen auf den Platz vor dem Haus. Lottchen schien sie erwartet zu haben, sie stand bei einem der Beete, auf dem allerlei Frühlingsblumen, auch schon Tulpen und Perlhyazinthen ihre Farbenmusik machten, und hatte ihr Taschentuch in der Hand. Das schwenkte sie, als der offene Wagen mit dem „Meister" und seinem „Geschöpf" davonfuhr; als reisten die beiden in die Welt hinaus und sie winke ihnen noch einmal nach. Die Pferde griffen aus, sie flogen auf der schon stäubenden Straße gegen Nürnberg zu.

„Jetzt lernen Sie doch auch meinen Kutscher kennen," sagte Richard, die Stimme dämpfend; er sprach nur, um zu sprechen, er dachte nur an die hellgekleidete junge Dame zu seiner Rechten, ihm lachte das ganze Gesicht. „Das ist ein wilder Kerl, ein Werwolf, aber der beste Kutscher in Nürnberg. Gute Pferde; Ungarn . . . Wie ist Ihnen, daß Sie endlich einmal nicht im Garten gehn, sondern auf der Straße hausen?"

„Ich bin wie im Traum," murmelte sie. Sie starrte in die Luft, die wolkenlose, blaue, sah auf die Häuser rechts und links mit ihren grün angehauchten Gärten,

auf die näher kommenden Türme und Türmchen mit den blinkenden Ziegeln, die aufragende lange Burg da hinten. Von Zeit zu Zeit wiederholte sie, aber schwächer, unter schwererem Atem: „Ich bin wie im Traum . . .“

Sie rollten der Pegnitz zu, bis zur ersten Brücke. Jetzt fühlte er seine Hand wie im Flug von ihrem Handschuh berührt; er wandte den Kopf zu ihr, er sah, daß ihre großen, glänzenden Augen ihn um etwas baten. „Ach, seien Sie gut!“ sagte sie und neigte sich zu ihm, als sollt' es der Kutscher nicht hören. „Es ist meine erste Fahrt. Ich dank' Ihnen, ich bin so glücklich . . . Aber, bitte, nicht in die Stadt hinein!“

„Doch noch wieder eigensinnig?“ sagte Richard lächelnd. „Was für einen Starrkopf dieses Mädchen hat. ‚Nein, lassen Sie die Mutter noch nicht kommen, bis ich ganz geheilt bin. Nein, lassen Sie mich den Nürnbergern unbekannt bleiben, bis ich schnurgrad' bin wie sie!‘ Und jetzt kommt sie nochmals —“

„Haben Sie es nicht ebenso gemacht?“ fiel sie ihm ins Wort. „Sie haben sich vor Ihren Menschen versteckt, bis Sie der große Meister waren; o Sie — sogar Ihren Namen haben Sie abgelegt. Sehn Sie, da links am Fluß: da wär's wunderschön. Da sind wir doch auch in Nürnberg, aber unter Bäumen, am Wasser. So sonnig! so still!“

Sie waren über die zweite Brücke hinüber, ungefähr auf derselben Stelle, wo ihm damals im Herbst Fritz Hochstetter mit dem jungen Zeltner im Fiaker begegnete. Richard dachte dran; er schaute die Pegnitz hinab, der ganze Abend fiel ihm ein, das lange Träumen am Ufer, die unendliche Kette der Erinnerungen. Es war die letzte Stunde, eh

Hochstetter zu ihm kam; dann kam Lene; dann Lenes Kind — dieses Ungeschöpf, das er zum Menschen umgeschaffen hatte. Da saß sie, ein sehr merkwürdiges, wunderliebliches Wesen; lächelte ihn mit so klugen Augen an und bat ihn: da links am Fluß, da wär's schön! — Er mit ihr dort sitzen; das wär' wohl auch wie ein Traum ...

„Friedrich!" rief er den Kutscher an; er winkte dann nur mit der Hand nach links. Sie verließen das Haller Thor, das zur Rechten lag, und fuhren neben den Anlagen hin, die den Fluß begleiten. „Oh! wie sind Sie gut!" sagte Anna leise. Es währte nicht lange, so hielten sie; „warten!" sagte Richard kurz. Er stieg aus und hielt dann die Hand hin, um der Dame zu helfen; sie that aber, als sähe sie's nicht, und sprang frei hinab. Den Wagen verlassend gingen sie auf die Pegnitz zu; Richards Ortsgedächtnis hatte ihn nicht getäuscht. Er kam zu dem Erlenbaum, unter dem er damals gesessen hatte; daneben wusch der braune Fluß einigen jungen Weiden die besonnten Füße. Ihr junges Grün schimmerte schon in all seiner Zartheit und Frische, wie mit dem Stolz der „Erstgeburt", in den leuchtenden Tag. Das umbuschte, dunkle Wasser zog so still vorbei. Anna blickte zurück, sie nickte fröhlich: Nürnberg war verschwunden. Es dämmerte nur noch unbestimmt zwischen den Bäumen hindurch. Süß aber wärmte die Sonne, sie legte gleichsam eine warme Hand durch die kühle Luft. Sie glitt damit über die junge Haut, die lebensfreudige. Ein leichter Schauer des Glücks floß darunter hin.

„Wollen wir hier sitzen?" fragte Richard. „Hier saß ich einmal am Wasser — zwei Tage eh Sie kamen — und durchlebte meine Rothenburger Jahre; die Zeiten,

wo ich so jung war wie Sie. Die Sonne hat hier ja brav geheizt. Oder ist's Ihnen doch zu kühl?"

Anna schüttelte eifrig den Kopf. „Sie haben mich ja so hart gemacht," antwortete sie. „O, und hier ist's gut!" — Auf derselben Stelle, wo er damals gesessen hatte, setzte sie sich nieder; die schlanken Füße mit dem hohen Spann streckte sie in ihrem wähligen Uebermut bis ans Wasser vor, als wollte sie sich bespülen lassen wie die jungen Weiden. Sie seufzte einmal tief auf vor Glück. Als er dann neben ihr saß, zog sie aus ihrer Tasche die Rolle hervor; sie hatte sie im Wagen doch darin gelassen. „Darf ich —?" fragte sie.

„Was denn?"

„Sie sagten eben von Rothenburg. Das hat mich erinnert. Dies ist eine Karte von Rothenburg und der Umgegend; Kathrinchen hat sie mir in der Stadt gekauft. Ich hab' Sinn für Landkarten; — stört Sie das?"

„Im Gegenteil!" sagte er lächelnd. „Uebrigens, die Stadt, wo Ihre Eltern großgeworden sind —"

„Und Sie! — — Ich hätt' Sie gern schon lange dies und das gefragt, das ich nicht verstehe; aber Sie haben ja keine Zeit. ‚Wenn er aber mit mir spazieren fährt,' dacht' ich, ‚so kann er ja nichts andres thun!' — Wollen Sie mir einiges erklären? Oder ist Ihnen das zu dumm?"

„Nein, es ist mir nicht zu dumm," antwortete er, immer heiterer. Jedes Wort, das sie sprach, that ihm wohl; zuweilen ging ihm ihre Stimme, wie der Dessauer Marsch in der Bubenzeit, als süßer Schauer über die Haut. — „Was wollen Sie wissen? Zeigen Sie her."

Sie breitete die Karte aus; ihre feinen, noch etwas

zu mageren Finger gingen auf dem sich windenden, dunkel gestrichelten Tauberfluß entlang, bis sie bei der Stadt Rothenburg waren, die sich mit ihren schwarzen Mauernlinien von der übrigen Welt fast wie eine Insel trennte. Hier machte der Fluß seine stärkste Biegung, und gegen ihn sprang aus der Stadt heraus eine lange, schmale Nase (eigentlich Zunge) vor. „Bitte, sehn Sie das," sagte sie. „Auf dieser komischen Nase sind offenbar keine Häuser oder Straßen, alles ist weiß; es steht da nur: ‚Hintere Burg' und ‚Vordere'. Sind denn die Burgen noch da?"

„Nein," erwiderte er, ihr liebes nachdenkliches Profil studierend. „Sind bis auf eine Kapelle fort. Da spazieren jetzt die Rothenburger unter hohen Bäumen umher und gucken ins Thal hinab. Ihr Vater und ich, wir haben die Sach' ernster genommen: wir haben als Anführer unsrer blutdürstigen Heerhaufen noch oft um die Burgen gerauft. Einmal kletterte ich als Ungar hinauf, er, als fränkischer Graf, stieß mich hinab; wär' fast bis ins Thal gekollert. — Ich hab's ihm verziehn."

Anna lächelte; sie verzog aber den Mund, als mißfiel' es ihr, daß ihr Vater über einen solchen Mann gesiegt hatte. Den Finger wieder auf der Karte, tippte sie mit dem Nagel auf einen andern Vorsprung über der Tauber, der der Stadt gegenüberlag. „Da steht ‚Engelsburg'", sagte sie. „Man sieht aber keine Burg. Ist die auch nicht mehr?"

„Die schon gar nicht," antwortete er. „Da haben einmal alte Germanen gehaust, als Rothenburg noch Ackerland oder Weide war; verschiedene Jahrhunderte später haben Fritz Hochstetter und Richard Tauber sich dort bis

an die Zähne gegen einander verschanzt und sich mit den furchtbarsten und grausamsten Beschimpfungen altdeutsch angebrüllt. Ein paar Jahre nachher war's anders: da saß da Richard Tauber ganz still, die Füße über dem Abhang, ziemlich melancholisch. Er sollte von Rothenburg fort; hierher. Neben ihm saß Lene Rothbarth, ungefähr fünfzehn Jahre alt; in die war er arg verliebt ... Hab' ich Ihnen das schon erzählt?"

„Sie nicht," sagte das Mädchen, mit einem leichten Erröten lächelnd. „Aber Fräulein Lottchen — die hat mir davon erzählt."

„Ja, arg verliebt! — Gleich daneben ist das Vorbachthal; sehn Sie die schwarze Linie da, die auf den breiten Tauberfluß zuläuft: das ist der Vorbach, zwischen seinen schraffierten Bergen. Da kletterten wir dann hinunter, Ihre Mutter und ich. Damals dacht' ich: die heirat' ich; wie kann ich sonst leben? — — Wunderlich, so 'ne Karte. Eigentlich nichts drauf als Buchstaben und Striche; und doch sieht man alles — und geht darin wie lebendig herum. Mir ist doch, als säh' ich die Lene auf dem Weg da, zwischen den zwei Strichen ... Was wollen Sie?"

Anna hatte einen winzigen Bleistift hervorgezogen, der an ihrer kleinen Uhrkette hing, und setzte ihn auf die Karte auf. „Ich will mir nur ein paar Kreuze machen," gab sie ihm zur Antwort; „bei der Engelsburg und beim Vorbachthal. — Zur Erinnerung, wissen Sie."

„Dann könnten Sie noch eins machen! Spazieren Sie gefälligst mit Ihrem Stiftchen vom Vorbachthal über den alten ‚Wall' bei der Engelsburg, und dann auf dem Feldweg da zur Straße ‚von Leuzenbrunn'. Da ist dann bald eine Mulde — die können Sie nicht sehn. Sie ist aber hier!"

Er deutete mit dem Finger darauf.

„Was ist mit der Mulde?“

„Da wurde Ihr Schicksal entschieden; — ja, ja, Ihres auch. Wir waren zwei Jahr' älter geworden, die Lene und ich. Immer dacht' ich aber noch: die heiraten oder nicht leben! Und wir saßen da — — es war der Abend vor der großen Entscheidung zwischen Fritz Hochstetter und mir — von der wissen Sie. Ich wollt' das Jawort von Ihrer Mutter, daß sie später mein wird. Ich wollt' einen Kuß von ihr — als Stärkung für die letzte Arbeitsnacht — als Gewißheit, daß sie mich will, daß sie auf mich warten wird. Nu — hätt' sie mir den Kuß gegeben — was ward dann aus Ihnen? Dann hätt' ich, in meiner dankbaren Seligkeit, die Nacht hindurch heilig nur an meine Arbeit gedacht; und hätt' sie zu Ende gebracht, und wie; und Ihr armer Vater wär' nie Ihr Vater geworden, ich hätt' den Preis gewonnen und die Lene Rothbarth geheiratet. Und Sie, wo wären Sie jetzt? Entweder noch in dem großen Teich, wo die ungeborenen Kinder sind — oder als meine Tochter auf die Welt gekommen — und dann fielen Sie jedenfalls anders aus!“

„Besser,“ murmelte sie, auf das Wasser starrend.

„Sagen Sie das nicht. Sie sind offenbar gut gemischt; beklagen dürfen Sie sich nicht. Aus den beiden Temperamenten von Vater und Mutter ist ein drittes worden — ein — wie soll ich sagen — — nu, was denn; heraus damit. Etwas Vornehmeres, etwas Stolzeres. Die Anmut, die Drolligkeit, die Schneidigkeit, der unruhige Lebensdrang, die sind alle beisammen; — aber alle etwas höher hinauf. So auch in dem Gesichtel da —“

„O, sagen Sie nichts von meinem Gesicht,“ fiel sie

ihm ins Wort. „Das ist gewiß nicht ‚gut gemischt‘. Das hat irgend ein Pfuscher gemacht!“

„Was reden Sie; das verstehn Sie nicht. Ihr Profil — —“

Er betrachtete es so recht mit Lust, dieses merkwürdige Profil; da sie den Blick von ihm abgewendet hatte. „Gleich die Nase da,“ sagte er; „Sie haben Ihrer sonst so hübschen Mutter ihr Stumpfnäschen gelassen und die feine, steile Nase vom Vater genommen; — bei Ihnen erinnert sie schon gar ans Altgriechische; steht Ihnen aber gut. Ja, als Sie kamen, da war's anders; da hab' ich die Nase gar nicht gesehn, so wüst und wild sah Ihr Meduſenkopf aus! Augen wie — — Augen wie — —“

„Wie 'ne Hexe,“ fuhr sie statt seiner fort. „Sagen Sie's nur; das macht nichts. Ich war ein entsetzliches Greuel; gelt?“

„Sie waren in der Schlacht,“ entgegnete er, liebreich mit den Achseln zuckend. „Sie kämpften einen grausigen Kampf! — Nun ist da aber ein ganz andres Gesicht; so eine Umschmelzung hab' ich doch noch nicht erlebt. Statt der wilden ‚Schlangenhaare‘ dies allerliebste Gekräusel auf der heiteren Stirn. Statt der Blitze schießenden Glutaugen diese lächelnden, schönen, geheimnisvoll dunkelbraunen Sterne. Lassen Sie sie doch sehn; warum nicht? Und statt der blassen, bösen Lippen, die sich fast aneinander wund drückten, dieser knospende, auseinanderblühende, Lenesche — —“

Er verschaute sich zu fest an ihrem lieblichen Mund, der ihn noch nie so angeblüht hatte. Ihm verging das Sprechen; „ja, dieser — — hm —!“ murmelte er nur noch. Sie saß so frühlingshaft da, in der Mittagssonne;

ernst, nachdenkend, nach ihrer Art, es strömte aber gleichsam Glück von ihr aus, all diese stillen, ernsthaften Formen schienen doch zu lächeln. So rührend saß sie da; und auch wie ein Wunder. Er fühlte etwas Unbeschreibliches, ihn Durchströmendes, das ihn zu ihr hinzog. Sie hob nun ihren zierlichen Bleistift, schob ihn zwischen die Lippen und ließ ihn dann auf die Karte sinken ... Auf einmal wußte er, wie es mit ihm stand. Ihm war auch, als hätt' er es längst gewußt. Ich lieb' sie ja," dachte er. „Dieses halbe Kind da lieb' ich. Mein Gott!"

Sie war im Begriff, auf der Landkarte noch ein Kreuz zu machen, hielt dann aber inne. „War es hier?" fragte sie und sah ihn an.

Er blickte ihr ins Gesicht, dann auf ihre Hand, die sich auch wie fragend bewegte. Es verwirrte ihn fast, daß er reden sollte. „Ob was —?" sagte er und folgte ihrem deutenden Finger. „Das ist die Straße von Leuzenbrunn."

„War da diese Mulde?" fragte sie, nun ein wenig lächelnd.

Er nickte; dann schüttelte er den Kopf; er faßte den Bleistift mit an und drückte ihn auf die rechte Stelle. Dort machte sie nun ein Kreuz; es geriet ihr etwas zu groß. „Oh!" sagte sie. Ueber ihn kam in diesem Augenblick eine Bangigkeit, eine Traurigkeit; ein Vorgefühl, ein rätselhaftes, vieler Bitterkeiten und Schmerzen. Sein Herz wurde so groß, als wollt' es ihn nicht atmen lassen. Die Augen schlossen sich ihm, er wußte nicht warum.

„Was ist Ihnen?" fragte sie, nachdem sie die Karte wieder zusammengelegt hatte. „Sie atmen ja so tief, so schwer."

„Wer? ich?“ stieß er zwischen den Lippen heraus.

„Ja. Fehlt Ihnen etwas?“

Er nahm sich zusammen und lächelte sie an. „Nein, mir fehlt nichts,“ sagte er. „Ich bin wie immer gesund. Ich sog nur die gute Luft so recht mit — — Aber auf diesem guten Platz sitzen wir zwei wohl zum ersten- und zum letztenmal!“

„Warum?“ fragte sie gedankenlos.

„Warum? Weil wir ja nicht lange mehr — — In einigen Wochen sind Sie ‚der Mensch wie er sein soll‘. Dann lass' ich Sie noch eine Weile einen einfachen Stützapparat tragen, aber im Tauberschen Zuchthaus brauchen Sie nicht mehr zu sein. Sie fahren nach Köln, zu Vater und Mutter. Und ich — —“

Er verstummte.

Sie war auch eine Zeit lang still. — „Und dann kommen andre,“ sagte sie endlich, mit umschleierter Stimme, „und dann machen Sie die gesund!“

„Was thu' ich ohne Anna Hochstetter,“ erwiderte er und suchte wieder zu lächeln. „An die hab' ich mich so sehr gewöhnt. Es war meine schwerste Aufgabe, denn Ihr Wachswille war schwach geworden; Tag für Tag die Spannung: wie wird's? Hab' mit niemand so viel Arbeit gehabt; darum auch für niemand so viel — Liebe. Natürlich. Und dann ist so ein Wesen, so ein — — auf einmal ist es fort. Wie soll ich ohne Sie — —! Es wird mir so öde, so öde — —“

Er sah den Fluß hinab, um ihr nicht sein Gesicht zu zeigen, drückte wieder die Augen zu und schwieg.

„Ach, Ihnen wird es nicht so schwer,“ sagte sie vor sich hin. „Sie haben immer die neue Arbeit und die

neuen Menschen. In meine Zimmer kommt ein andrer oder eine andre; da ist wieder etwas zu thun, was kein andrer kann; Sie stürzen sich darauf, mit Ihrem Feuereifer — Ihrem himmlischen — und die vorher da war, die ist schnell vergessen. Sie lesen noch einen Dankbrief, ganz geschwind — schreiben wohl noch ein Wort, ganz, ganz geschwind — und dann ist's aus!"

Er murmelte etwas, aber abgewandt; sie verstand es nicht. — „Und Sie?" fragte er dann, das Gesicht herumwendend. „Sie gehn natürlich gerne fort? in die Freiheit? in die ‚Welt'?"

Sie antwortete nicht. Sie hob die Augen empor, und dann eine Schulter; die Lippen schlossen sich aber nicht auf. — „Was fühlt sie denn?" dachte er, dieses regungslose Profil umsonst befragend. „Zu wenig oder zu viel? Schweigt sie jetzt wie ein Weib oder wie ein Kind?"

„Ach!" sagte sie endlich mit einer raschen Bewegung zu ihm hin, als bedrücke sie diese Stille. „Was Sie wohl jetzt von mir denken . . . Wir sprechen immer von mir. Ihnen sag' ich nichts! — Es ist so eine dumme Angst, eine Bangigkeit: ich werd' die rechten Worte nicht finden und Sie lachen mich aus. Aber ich bin nicht undankbar . . . Mir ist ja das Herz so voll. Sie haben mich gerettet! Sie haben mir ein neues Leben gegeben . . . Ich hab's nun schon wochenlang, ich kann's noch nicht fassen!"

„Sie werden es schon fassen, geben Sie nur acht. Wenn Sie erst in der Welt — unter den bewundernden Menschen —"

„Richmodis!" rief sie aus. „Wie oft hab' ich in

all diesen Wochen an Richmodis gedacht. Ja, ja, eine Scheintote, eine Aufgeweckte — — Aber es ist doch viel, viel mehr. Sie haben mich nicht nur so aufgeweckt, wie in den Legenden die Wundermänner; *neu geschaffen* haben Sie mich. Mir eine neue Gestalt gegeben — wie jener Pygmalion, von dem ich neulich las, der König und Bildhauer — da gab aber dann eine Göttin die Seele hinein; auch das haben Sie selbst gethan. Sie haben meine Seele —"

„Ihre Seele?" unterbrach er sie. „Mit der kamen Sie doch wohl her —"

„Nein," sagte sie mit einem lieblich trotzigen Lächeln. „Ich hab' jetzt 'ne bess're. Die hab' ich von Ihnen. *Auch* ein ganz andrer Wuchs als die alte. Alles hab' ich von Ihnen . . . Ich mußt' es Ihnen endlich sagen, wie dankbar ich bin!"

Sie griff nach seiner Hand, beugte sich und küßte sie.

„Um Gottes willen!" sagte er lächelnd; zugleich überrieselte es ihn, diese warmen, geliebten Lippen so an sich zu fühlen. Die Brust hob sich ihm vor plötzlicher Sehnsucht, ihnen den Kuß zurückzugeben; — es war aber wie eine Mauer zwischen ihm und ihrem jungfräulichen Mund. Wenigstens seine Hand bewegte sich, wie dahingezogen; nur über ihre liebe Wange zu gleiten; väterlich! dachte er.

Das Gesicht des Mädchens wich aber zurück, wunderbar geschwind. Ihr Kopf bog sich ganz auf die Seite; Richard traf nur die leere Luft. Sie ward hinterdrein rot und bleich. „Bitte nicht!" hauchte sie.

Ein Blick flog dann über ihn hin; er irrte aber gleich weiter, in die Luft, auf den Fluß. Nach einer Weile sagte sie leise: „ich verehr' Sie so!" als wollte sie ihn

bitten: „Stör mir diese Verehrung nicht! Keine Zärtlichkeit!“

Er erwiderte nichts, er schwieg. Der so sichere, feste Mann saß in unklaren Gefühlen da: war er beschämt? oder gekränkt? oder was sonst? — Er verspürte nur etwas Gewisses in sich: eine tote Stelle. Irgend etwas, dacht' er, ist aus . . . Und wo ist mein Frieden hin; der kommt nimmer wieder . . . Ich liebe sie; sie verehrt mich! — —

Er sah endlich nach dem Stand der Sonne, dann auf seine Uhr. „In Taubers Sanatorium wird nun bald gegessen,“ sagte er mit erzwungener Munterkeit; „wir müssen nach Haus. Mit der Landkarte von Rothenburg und mit der Dankbarkeit waren wir ja fertig. Sagen Sie mir nie mehr von Dank. Ich hab' nur gethan, was meine Schuldigkeit war. Hören Sie, der ungeduldige Friedrich knallt!“

Anna stand auf; er hielt höflich die Hand hin, ihr dabei zu helfen, sie dankte aber leise und zog sich an einem Ast des Erlenbaums in die Höhe. Sie vorauf, er ihr folgend, gingen sie zum Wagen zurück.

Die Pferde griffen aus, als würden auch sie beim Mahl erwartet. Richard und Anna rollten so dahin, sie wechselten kaum ein Wort. Zuweilen lächelte sie ihn (wenn auch wohl nicht ganz unbefangen) herzlich und glücklich an. Aus Stolz oder aus Güte — er wußt' es nicht — gab er's ihr zurück. Als sie nach Hause kamen, hörten sie schon die Tischglocke läuten.

VI.

Die ersten zehn Tage des April waren vergangen; am Abend des zehnten stand Anna in der Kirche, die sie

sich hatte aufschließen lassen, und fühlte sich in dieser andachtaushauchenden Dämmerung mit tiefer Freude allein. Sie begriff jetzt, daß Richard es liebte, „Gott allein zu dienen"; die Dankbarkeit, die sie hergetrieben hatte, strömte sich in der feierlichen Einsamkeit um so seliger aus, schien dem unsichtbaren Vater ihres Schicksals näher zu kommen. Die hohen farbigen Fenster machten die Dämmerung prächtig, fröhlich, aber auch geheimnisvoller; und daß sie das gewaltige Christusbild an der Altarwand nur noch in den großen Zügen erkannte, gab ihr das reine Gefühl, es sei über alles schön. Sie meinte nie etwas so Herrliches, Erhabenes gesehen zu haben; —.freilich, wie wenig hatte sie gesehn! — — Nun aber wird es beginnen, das Leben! endlich wird's beginnen!

Als sie wieder hinaustrat,. sah sie vor den Stufen Richards Schwester stehn, neben deren kleiner Gestalt sie sich jetzt, in ihrer aufrechten Schlankheit, gar so groß erschien. „Das gefällt mir, Aennchen," sagte die Kleine; sie hatte sich's angewöhnt, das liebe Mädchen „Aennchen" zu nennen, während sie als die Aeltere „Fräulein Lottchen" blieb. „Wer seinem Gott nit dankt, wenn's ihm gut geht, — wissen Sie, dem trau' ich nit. Unser alter Rothenburger Bürgermeister würd' sagen: ‚Der ist überhaupt ein undankbarer Hund!'"

„Ich bin wirklich keiner, Fräulein Lottchen," sagte Anna lächelnd.

„Na ja, freilich — gewiß nit," erwiderte das Fräulein; warf aber doch einen sonderbaren Blick auf das junge Mädchen, ging dann in unbewußter Geschäftigkeit an die Kirchenthür und zog den Schlüssel ab. Sie kam wieder: „Ein bissel kurios sind Sie mir aber doch, muß ich Ihnen sagen. Da ist jetzt mein Bruder, der — — Ich rühm'

ihn nit, das wissen Sie; so ein herrlicher, einziger Mann er auch ist. Der wundert sich — er sagt sonst nit viel — aber wie ich ihn gestern frag': ‚warum fährst du denn gar nimmer mit dem Aennchen aus? hast's ja doch gewollt?' so zieht er die Schultern so — das heißt bei ihm: er wundert sich. Und als ich dann nochmals frag': ‚Laß mich gehn,' sagt er. ‚Wie junge Mädels schon sind. Es freut sie wohl nit mit mir. Sie will lieber nit!'"

Annas Oberlippe zitterte etwas, sie schien verwirrt; die Farbe wechselte sie aber nicht. Nachdem sie am Erdboden, auf den sie blickte, wohl die rechten Worte gesucht hatte, sagte sie langsam: „So ist's doch nicht, Fräulein Lottchen. Ich will ja. Wie käm' ich denn auch dazu —"

„Das sag ich halt auch!" nahm die eifernde Schwester schon wieder das Wort. „Wie käm' wohl ein Mensch dazu, daß er nit mit dem Richard Tauber, in seinem Wagen — — eine solche Ehre. Aber jetzt gar so ein jung Mädchen — und er hat sie gesund gemacht. Und so 'nem Püppchen opfert der Mann sein bissel freie Zeit! — — Gelt, Sie nehmen's mir nit übel; Sie wissen, wie gern ich Sie hab'. Und daß ich nit parteiisch bin, das weiß Gott im Himmel. Aber Undank versteh' ich nit!"

„Ich auch nicht," antwortete Anna. „Aber ich hab' mir gedacht — — vielleicht war's 'ne Dummheit von mir. Ich möchte das nächste Mal nicht ohne Fräulein Lottchen fahren, die zu mir so lieb und so gut ist, hab' ich mir gedacht. Und darum hab' ich Herrn Tauber gesagt: ‚Bitte, warten wir lieber, bis das Fräulein mitfährt!' — Ich lieb' Sie nämlich sehr," setzte Anna hinzu und hängte sich an Lottchens Arm.

„Das klingt schon anders," sagte die kleine Dame.

„Obwohl's eigentlich doch ein Unsinn ist, — nehmen Sie's nit übel; denn ich bin die Nebenperson, auf mich kommt's nit an. Ich hab' nur die Magenwirtschaft; muß sonst nit dabei sein. Wenn der Herr Tauber mit Ihnen ausfahren will, so — — Aber besser klingt's schon!"

„Wie können Sie sagen ‚Nebenperson'," schmeichelte das Mädchen und legte einen Arm um Lottchen, drückte ihre Schulter. Sie war gern so zärtlich; ihr Schmeicheln hatte aber nichts Katzenhaftes, es war immer nur das Menschliche, Schwesterliche darin. „Sie sind hier doch der richtige Helfershelfer," setzte sie hinzu; „denn der Helfer ist Ihr Bruder, und Sie helfen ihm!"

„Nun macht sie gar noch Witze," sagte Lottchen, dem sich aber doch die starken schwarzen Brauen vor Vergnügen hoben.

„Nicht wahr, Sie haben ihm wohl immer geholfen . . ." Anna sprang von der Streitfrage ab und in die alten Rothenburger Zeiten, von denen Lottchen so gerne sprach, wenn sie freie Zeit hatte. „Sie waren ein Jahr älter, und Mädchen; da haben Sie ihn wohl ein bißchen bemuttert, als er noch ein Bub war —"

„Ja Donner!" rief die kleine Dame aus. „Den bemuttern — der hätt' mich schön —! Gehauen hat er mich; das ist nit gelogen; man hat ihm nix sagen dürfen: eh' ich mich's versehn hab', hab' ich eins weggehabt. Das war Ihnen ein schlimmer Bub! Immer gerauft, als Ritter oder alter Deutscher oder Tillyscher; gegen Ihren Herrn Vater: das war auch so Einer. Und wie oft hinter die Schulen gelaufen; und einmal hat er mich ‚Höllenbrut' genannt; das war wohl nur so Theaterunsinn — aber geheult hab' ich doch. Nein, der war schlimm; o Gott!"

Anna, noch einmal an Lottchen geschmiegt, kam auf etwas andres: „Dann ist er aber doch wohl zahmer, gesetzter geworden, als — —“

„Als was?“

„Nun, als die jungen Mädchen — die ‚Liebe‘ — —“

Lottchen (sie übertrieb gern ein bißchen) schüttelte ihre kleine Hand. „Da hat er schon gar nix getaugt! Das war Ihnen ein Don Juan! In jede Schürz’ hat er sich vergafft, seit seinem sechzehnten Jahr; es mußt’ nur irgend was Apartes dran sein: schönes goldiges Haar, oder fidele Augen, oder ein herziger Gang. ‚Die Schönheit!‘ hat er manchmal deklamiert, — noch in späten Jahren; ‚Lottchen, die Schönheit, die Schönheit!‘ Es war aber oft nix dahinter, hinter so ’ner Schönheit. Das sehn ja die Mannsbilder nit. Den wahren Wert, auf den kommen sie nit . . .“

Sie dachte entweder an ihre eignen Erfahrungen, die aus ihr einen „weiblichen Junggesellen“ gemacht hatten, oder an Miß Harriet und andre ähnliche Opfer: sie brach ab und ging dem Hause zu.

„Also ein Don Juan!“ sagte Anna leise, lächelnd, indem sie neben ihr herging.

Lottchen blieb sogleich wieder stehn, sie hob ihren Zeigefinger und machte ein tief ernstes Gesicht: „Immer in Ehren, Aennchen — verstehn Sie! Nie Einer was zuleid’ gethan — nur so geschwärmt, für die Schönheit — dafür ist er ja auch eine Künstlerseele, der Richard; hat die Kirch’ da gebaut, und den Glaspalast. Das müssen Sie nit mißverstehn, Aennchen —“

„Ich thu’s auch nicht!“ warf das Mädchen dazwischen.

Die Schwester fuhr aber ohne Aufenthalt fort, um nichts zu versäumen: „Die Augen, die gibt er schon her, aber nit das Herz! Das fängt ihm keine weg von all den niedlichen Grashüpfern; das hat er fest in der Hand. So war's immer, außer bei Lene Rothbarth; da war er wohl ordentlich — — aber das ward ja nix. Seitdem denk' ich manchmal: er hat wohl nur ein Herz für die Menschheit — und vielleicht soll's auch so sein. Vielleicht wär' für den keine gut genug; so behält er aber sein ganzes Herz beisammen; und er braucht so viel! — Den Willen des lieben Gottes muß man ehren, Aennchen. Der denkt vielleicht: ‚Der Richard Tauber mag sich mit den Augen verschauen, so viel er will; er mag tändeln, schwärmen, sich an den hübschen Mädchen freuen, dazu mach' ich sie; aber sein Herz kann ich nit entbehren, das muß ich halt für die Masse behalten!'"

Sie ging wieder weiter. Anna schritt still neben ihr her. Sie sah ernst aus, über ihre Jahre; was sie aber dachte, hätte wohl niemand von ihr abgesehn. Sie schien zu fühlen, daß Lottchen Gottes Willen erkannt hatte: sie nickte vor sich hin.

Erst vor der großen Thür zum Speisesaal erwachte sie aus ihren Gedanken, sah den zunehmenden Mond am Himmel und die ersten Sterne, und legte eine Hand auf Lottchens Arm. „Wie mild dieser Abend ist," sagte sie; „wie ein warmer Maiabend. Waren Sie heut draußen, herzliebes Fräulein Lottchen?"

„Ich bin nur im Garten gewesen," antwortete das Fräulein. „War so viel zu thun. Warum meinen Sie?"

„Wenn man jetzt noch ausführ'? Jetzt hätten Sie doch wohl Zeit!"

„Zeit hätt' ich wohl; aber Sie gutes Närrchen, in fünf Minuten wird's Nacht."

„Das thät' heute nichts," sagte Anna, übermütig lächelnd. „Im Stadtpark ist elektrisches Licht! Haben Sie's nicht in der Zeitung gelesen? Da's ein so unerhört schönes Frühjahr ist, so geben sie heut schon das erste Abendkonzert; eine Militärkapelle. Die Leonoren-Ouverture ist dabei, mit dem Trompetensignal. Süßes Fräulein Lottchen!"

„Ja, ja. Also da möchten Sie hin?"

„Denken Sie, wie mir das wär': so eine wunderbare Rückkehr in die Welt; so versteckt, so heimlich! Niemand weiß was von mir, es ist Nacht; wir sitzen unter Bäumen, oder in der Ecke; aber die hohen elektrischen Lichter brennen, und an allen Tischen wimmelt es von Menschen, und es schmettert die heitere, fröhliche Musik. Und auch die ernste, himmlische — und dann die Trompete, die eine, von draußen. Dazu dieser Mond. Ich sitz' aber mit Ihnen und meinem Retter — und Sie werfen mir nicht mehr vor, daß ich undankbar bin —"

„Ah! also der Bruder soll mit?"

„Dachten Sie das nicht?"

„Ich hatt' überhaupt noch nit viel gedacht," sagte Fräulein Lottchen. „Will der Bruder denn?"

„Sie sollten ihn fragen, meint' ich," erwiderte Anna, ihre junge Brust an Lottchens Schulter schmiegend. „Ob er mag. Ob er will. Ob er diesem dummen Mädchen noch was Liebes thun will."

„Ach, mein Aennchen, das wird er wohl," sagte Lottchen treuherzig; „denn ich glaub', er hat Sie fast ebenso gern als ich. Was bin ich neben ihm, Aennchen,

ich überheb' mich ja nit; aber 's ist halt doch das Blut: wir haben meist denselben Geschmack. Also in den Stadtpark; mit dem Trompetensignal! Ich will's ihm wohl sagen!"

Sie schlug dem Mädchen herzhaft auf die Schulter, mit der kleinen, aber kräftigen Hand, und lief voran, zum Bruder hinauf.

VII.

Die drei saßen im Stadtpark, unterhalb der Terrasse der Restauration; nicht zu nahe bei der Musik, sie überblickten dagegen möglichst viel von dem großen Weiher, auf dem der Mond die Schatten der hohen, stillen Uferbäume durchbrach und mit dem Wasser spielte. Zuweilen schien es unter seiner Berührung leise zu erschauern; dann teilte sich das Mondlicht, zitterte und hüpfte, tauchte unter und wieder empor. Anna sah dem andächtig zu; sie hatte so lange nicht mehr das goldigweiche Getändel zwischen Mond und Wasser gesehn. „Ja, ja, das müßt' mein sein!" sagte Richard, sein Bierglas niedersetzend. „Der Weiher da fehlt mir halt!"

„Wozu bräuchtest du den?" fragte Lottchen, nur an die Bedürfnisse der Wirtschaft denkend.

„Für die Schönheit, Lottchen. Es kann auf der Welt nicht schön genug sein; und nun gar für Kranke!"

Anna blickte ihn dankbar an, als thue sie das für alle die Kranken; dann fühlte sie wieder: „ich, ich bin's nicht mehr!" und lachte in ihrem Glück vor sich hin. Sie sah über alle die Köpfe oben und unten, an den vielen Tischen; sie liebte heut alle Menschen, hätt' ihnen so gern etwas Gutes gethan, sie wußte nur nicht, was. Die

Musikanten in ihren blauen Uniformen, mit den blitzenden, mächtigen Instrumenten, spielten wieder ein rauschendes Stück; sie hörte staunend, zuweilen auflächelnd zu, ihre Finger spielten unbewußt auf der Tischplatte mit. Als es zu Ende war, wußte sie sich nicht mehr zu lassen, zu halten; der äußere und der innere Frühling tanzten ihr im Blut, wie das Mondlicht auf dem Teich. Sie legte ihre Hände hinter ihren Kopf, auf die Brust, auf den Tisch; sie zwitscherte leise schwalbenhaft, sie kicherte wie eine Lachtaube. Sie ging einige Schritte, wie um sich zu zeigen; ging bis zum Weiher, nickte hinüber, als wär' dort jemand, kam dann mit strahlendem Gesicht wieder zurück. Ganz leise fing sie an zu singen; legte sich dann aber, wie erschrocken, eine Hand auf den Mund. Endlich saß sie wieder auf ihrem Stuhl und drückte die Augen zu.

„Herr Zeltner!" flüsterte sie plötzlich, mit großem verwundertem Blick in die Luft starrend. Sie saßen am vorletzten Tisch; zwischen den andern her kam der junge Zeltner, einen hellen, eingedrückten Hut auf dem Kopf, einen Sommermantel über den Arm gelegt; seine Augen suchten etwas. „O, wie der sich verändert hat," flüsterte sie; „ich hab' ihn aber doch gleich erkannt. Nicht wahr, Fräulein Lottchen, er ist es doch?"

„Gewiß," sagte Richard.

„Bitte, bitte, Herr Tauber, rufen Sie ihn an!"

„Warum soll ich —?"

Sie bat ihn mit einer so ausdrucksvollen, von Lebenslust zitternden Gebärde, daß er nicht widerstand. Er rief halblaut. Zeltner horchte auf.

„Ob er mich erkennt!" flüsterte Anna wieder, auch zu Lottchen hin. „Aber das kann er nicht; ich war noch

ein Kind. Er wird nicht ahnen: wer ist denn die, diese grade, schlanke —"

Zeltner trat heran; er hatte die Geschwister erkannt und lüftete mit respektvoller Höflichkeit den Hut. Dann warf er einen fremden, offenbar schmeichelhaft wohlgefälligen Blick auf die junge Dame. „Welche angenehme Ueberraschung!" sagte er mit seiner freundlichen, weichen Stimme. „Ich komme nach der langen Reise zum erstenmal wieder nach Nürnberg und — —"

Er unterbrach sich, mit einem neuen Blick auf die junge Schöne. Seine ganze Haltung schien zu sagen: „Stellen Sie mich der Dame nicht vor?" — „Bitte, nennen Sie mich undeutlich!" flüsterte Anna jetzt geschwind hinter Richards Schulter.

„Sie kennen wohl die junge Dame noch nicht," fragte Richard, den Annas übermütige Glückseligkeit schwermütig entzückte. Zeltner verneinte verbindlich. — „Herr Zeltner, Fabrikant da draußen in Fürth," sagte Richard vorstellend. „Unsre junge Freundin, Fräulein —"

Er huschte über ein paar Silben fort, die etwa wie Ohsch-ta klangen; so wie man nur zu oft beim Vorstellen spricht. „Ich dank' Ihnen!" flüsterte Anna; sie konnte dann eine Art von zwitschernden Kichern nicht ganz unterdrücken. Lottchen hörte es und lächelte heimlich mit.

„Wo waren Sie denn?" fragte Richard. „Sie schrieben vor etwa drei Monaten, Sie müßten Ihre persönlichen Nachfragen nach der jungen Hochstetter jetzt einstellen, weil Sie eine längere Reise — —"

„O, ich war ziemlich weit," sagte Zeltner mit seinem bescheidenen, aber doch wohlzufriedenen Lächeln. „Italien, Athen, Konstantinopel; in Kleinasien auf der neuen Bahn

nach Angora. Da hab' ich auch den Vater dieser jungen Hochstetter gesehn; es ging ihm sehr gut. Bin mit ihm auf Kamelen geritten —"

„Nun, den Orient sieht man Ihnen schon an!" warf Richard hin. Zeltner war stark gebräunt; seinem glatten, etwas zarten Gesicht stand das gut; er war überhaupt männlicher, stattlicher geworden. Der rosige Schimmer auf seinen Wangen, unter den Augen nahm sich in diesem Luft- und Sonnenbraun herzhafter, auch malerischer aus; man konnte ihn jetzt fast einen schönen jungen Mann nennen. Das Reisen und Wandern schien ihn auch abgehärtet zu haben: er stand unter diesem Nachthimmel in einem hellen Sommeranzug da, den Rock behaglich geöffnet; ein rotes seidenes Tuch, vielleicht da hinten in Angora gekauft, guckte aus der Brusttasche.

„Wollen Sie sich zu uns setzen?" fragte Richard freundlich. „Oder suchten Sie jemand —"

„Einen Freund, allerdings," antwortete Zeltner; „ich wohn' heute nacht bei ihm. Wir wollten uns hier treffen; — es eilt aber nicht. Wenn Sie gütigst erlauben —"

Er nahm einen Stuhl und setzte sich, Anna gegenüber. Ein Kellner kam, er bestellte von dem Bier, das sie alle tranken. „So eine Nacht!" sagte er. „Das ist ja schon fast wie die Mondnacht, die wir auf Capri hatten; wo wir die Mädchen Tarantella tanzen ließen, und ich es von ihnen lernte . . . Ja, und diese junge Hochstetter. Anna Hochstetter. Wie geht es nun dem armen Kind?"

„Gar nicht übel," antwortete Richard. „Sie hat sich tüchtig gebessert; Sie würden sich wundern!"

„Wirklich? — Ah, das ist gut. Denn die arme Mutter — — Schon zu Neujahr waren ja bedeutende Fortschritte — auch Ihr Fräulein Schwester bestätigte es mir — aber ich dachte: ‚Was hilft das? auf einmal steht's ja doch still!' — Ich hab' mich also getäuscht — das freut mich —"

„O ja," sagte Richard; „sehr getäuscht. Da sitzt ihre beste Freundin" — er deutete mit dem ernsten Schelmengesicht auf Anna, die vor Vergnügen zusammenfuhr — „die kann's Ihnen bestätigen. Die ist viel um diese junge Hochstetter; sehr viel."

„Ah! — Wie interessant!" — Zeltner betrachtete diese reizende Dame, als beneide er die junge Hochstetter von Herzen um ein solches Glück. — „Wie sieht sie denn nun aus?" fragte er, die hübschen grauen Augen auf Anna geheftet. „Ich kannte sie als Kind recht gut." — Er lächelte voll Mitleid: „Wirklich wie ein Mensch?"

„Einige behaupten es," erwiderte Anna ernsthaft, indem sie einen wilden Lachreiz bezwang. „Sie würden vielleicht gar nichts bemerken, wenn Sie das Vergnügen haben sollten, sie einmal zu sehn. Sie geht schon wieder in die Welt, ganz wie andre Menschen —"

„Nein!"

„Doch. Sie sitzt in öffentlichen Gärten, wo recht viele Leute sind; ordentlich kokett, als wollte sie zeigen: ‚seht, wie ich gewachsen bin!' Sie ist übermütig vergnügt —"

„Die Anna Hochstetter!"

„Gewiß; wir sprechen beide von derselben Dame. Sie n e c k t schon die Leute, so übermütig ist sie. Es macht

ihr ein kindisches Vergnügen, mit weitgereisten Herrschaften Verstecken zu spielen. Sie lacht ihnen auch grade ins Gesicht —"

Nach diesen Worten that sie's; vor dem verdutzten Gesicht des jungen Mannes, in dem nun eine Ahnung aufstieg, hielt sie sich nicht länger. Sie lachte so hell und silbern auf, daß man von den andern Tischen aufhorchte; Richard und Lottchen, unwiderstehlich angesteckt, lachten mit.

„Sie — Sie selbst!" stieß Zeltner hervor, nachdem er eine Weile, wieder aufrecht stehend, mit den geöffneten Zwillingslippen gestarrt hatte. Er konnte noch nicht lachen, er blieb furchtbar ernst; es war ihm offenbar unheimlich zu Mut. „Entschuldigen Sie," stammelte er, mit den Augen an ihrer Gestalt umherirrend. „Ich — faß' es noch nicht. Diese Anna Hochstetter — eine so elegante — und entzückende — — Das ist ja unmöglich!"

„Bei Herrn Tauber ist nichts unmöglich," sagte Anna mit einem strahlenden Blick auf den Retter. „Aber mir nicht schmeicheln!"

Zeltner hörte nicht mehr, was sie sagte, er trat mit jugendlichem Feuer auf Richard zu und ergriff dessen nächste Hand. „Herr Tauber!" sagte er mit gedämpfter Stimme, aber aus vollem Herzen; „o Herr Tauber! Wenn das wirklich keine Komödie — — Aber nein; nun erkenn' ich sie ja; ich erkenne sie ganz gewiß. Nur weil ich nicht ahnte — — Was für ein Meisterstück haben Sie da gemacht!"

„Hätt' viel schneller werden können," erwiderte Richard; „in der halben Zeit; wenn alles so war, wie es sollte. Aber Ende gut, alles gut —"

Zeltner nahm auch noch die andre Hand, schüttelte sie auch, und wiederholte noch mehrmals: „Herr Tauber, ein Meisterstück! — Ich hab' Ihnen ja ganz besonders zu danken," fuhr er endlich gesammelter fort: „als alter Freund des Hauses ... Noch heut nacht schreib' ich an Frau Hochstetter einen langen Brief! — Dieses Fräulein da — sie hat eben mit mir ‚Verstecken gespielt', wie sie sagte — das ist nicht das erste Mal; wissen Sie noch, Fräulein? Als Sie ein kleines wildes Ding waren, ich ein sogenannter hoffnungsvoller Knabe, da hab' ich mit Ihnen Verstecken gespielt, durch das ganze Haus. Und auf dem Herd Ihrer Puppenküche hab' ich mit Ihnen gekocht ... Wissen Sie das noch?"

„O ja, ich weiß noch alles," antwortete sie lächelnd; sie lächelte oft nur vor Glück. „Sie haben mich auch vierhändig Klavier spielen gelehrt —"

„Wieso?" fragte Lottchen. „Sie spielen ja gar nit Klavier."

„Es war auch nur auf dem Tisch! nur Unsinn!" — Die Lust nach dem Unsinn blitzte ihr aber aus den schwarzbraunen Augen; sie tippte mit allen zehn Fingern auf die Tischplatte und fragte zu Zeltner hinauf: „Können Sie das noch?" — Er setzte sich sogleich, ihre Wähligkeit steckte ihn an. Sein Gesicht ward kindlich, drollig, er begann einen Marsch zu trommeln, indem er mit seinem gedämpften Tenor die Melodie dazu trällerte. Annas Finger fielen ein, die beiden trommelten auf dem Tisch miteinander, die Augen aufeinander geheftet, lächelnd wie die Kinder. Aus dem jungen Mann brachen, durch ihren Blick hervorgelockt, ungeahnte Talente hervor: er flötete die Marschmelodie, er zwitscherte sie wie ein Vogel,

er knarrte sie wie Trommelschlag, er blies sie auf dem Kamm, aber ohne Kamm, nur so zwischen den Lippen. Lottchen, zurückgelehnt, eine Hand über der andern, hörte mit sanftem Kopfschütteln und herzlichem Behagen zu; über Anna aber kam eine unsinnige, bacchantische Lustigkeit. Die ganze junge Gestalt begann mitzuspielen. Richard sah hin, es beklemmte ihn, es beglückte ihn schon nicht mehr. Sie war ihrem Vater ähnlich geworden; Fritz Hochstetters Unruhe schien durch ihre Glieder zu ziehn, aus ihren Augen zu brennen. Leise pfiff und sang sie auch mit.

„Still!" sagte sie aber auf einmal, gegen Zeltner eine Hand erhebend; sie ward ernst und bekam wieder ganz ihr eigenes Gesicht. Beethovens Leonoren-Ouverture begann. Eine schöne Seligkeit verklärte sie nach den ersten Tönen; sie lehnte sich auch zurück, machte die Augen zu. „Was für eine Verwandlung das ist!" dachte Richard staunend. In langen Atemzügen senkte und hob sich ihr Busen; es nahm sich aus, als atme sie die Musik. Als endlich hinter ihr, aus dem nächtlichen Garten, die unsichtbare Trompete einsetzte und die herrlichen Fanfaren der Befreiung blies, sprangen ihre Augen auf, als erwache sie. „Richmodis!" mußte Richard denken. Ueber das bleich gewordene junge Antlitz ging es wie ein neues Leben. „Ach!" flüsterte sie vor sich hin. „Nun kommt's! Das ist die Rettung. Das ist die Erlösung. O wie schön. Wie schön. Ja, ja, es gibt Glück!"

„Nun wird sie mich ansehn," hoffte Richard, den schon die lauernde Eifersucht bei jenem Kinderspiel angefallen hatte. Er täuschte sich aber: sie sah nicht zu ihrem Retter hin; die Augen waren wieder auf Zeltner geheftet, sein

blühendes, junges Gesicht, auf dem sie ihre frühen und frohen Erinnerungen fand, schien ihr auch zu dem neuen Glück am allerschönsten zu passen. Beethoven endete, sie lächelte den Jugendkameraden wieder an. All ihre Züge schienen zu sagen: „Nun ganz zur Freude zurück! Du und ich, wir können's!"

„Das läßt sich also auch von Männern lernen?" fragte sie zu ihm hinüber, mit dem weltanstaunenden Blick, der ihr noch so oft in den Augen glänzte.

„Was?" fragte Zeltner zurück.

„Das Tarantella-Tanzen?"

„Da ist wenig zu lernen, Fräulein; ein Tanz ist's ja kaum; es kommt nur auf Anmut an — und auf so etwas Verrücktes, wie's die Leute haben. Kennen Sie die Tarantella noch nicht?"

„Was kenn' ich denn?" fragte sie. — „Tanzen! Mein Traum!"

„Ich wollt's Ihnen gleich auf der Stelle zeigen — es sind da nur ein paar hundert Menschen zu viel. Wenn Sie mir aber erlauben, daß ich Sie besuche — und Ihnen von Ihrem Vater erzähle —"

„Ja, ja!" sagte sie. „Bitte, kommen Sie! — In einer Woche, meint Herr Tauber, brauch' ich die Maschine nicht mehr, die ich jetzt noch trage ... Dann bin ich ganz, ganz frei; — kann auch tanzen, gelt?" fragte sie zu Richard hin.

„Gewiß, schon längst," antwortete Richard lächelnd; ihm lag aber eine Last auf der Brust.

„Ja, so etwas Schönes, Phantastisches, das möcht' ich schon lernen; das gewöhnliche Hüpfen — ach nein! wozu? — — Da müßt' man aber auch Korallen tragen, und

schöne seidene Tücher — und müßt' auch so reizend sein wie die Capri-Mädchen —"

Zeltner lächelte: „Seien Sie ganz ohne Sorge, Fräulein; an der Hauptsache fehlt's gewiß nicht, und für alles andre sorg' ich!" — Er beschrieb ihr den Tanz, dann die Capri-Mädchen; er stieg wie so ein „graziöses Ding", einen Wasserkrug in „klassischer Anmut" auf dem Kopf, zur Marine hinab; Anna lachte laut. Er sang leise wie die Buben von Capri und Sorrent, wenn sie von den Fremden deren Lieder lernen und so drollig verwelschen: das „Godde ßäwe de Kin" oder das deutsche „Muß' i denne, muß' i denne zumme Stätele naus!" Das Vergnügen und der Beifall dieses schönen Mädchens befeuerten ihn; aus dem etwas gemessenen, regelrechten Wesen des jungen Fabrikherrn stieg ein „liebenswürdiger Schwerenöter" heraus. Er begann die Italiener zu spielen, wenn sie auf den Straßen, vor ihren Läden mit all ihrer dramatischen Leidenschaft ausrufen, anbieten, verkaufen; er war der römische Metzger, der mit seiner letzten heiseren Stimme, mit schon blaurotem Gesicht noch sein Fleisch anpreist: „O che bella carne, cari figlioli!" oder der florentinische Straßenjunge, der so weich melodisch seine schönen Erdbeeren ausstingt: „O che belle frávole!" — Anna hatte die Arme auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hände. Ihre Blicke hingen an seinem rosigen Mund. An ihr lachte alles.

„Ja, ja! Gleich und gleich!" dachte Richard, dem ein noch nie gekannter Zahn am Herzen nagte, daß er fast verging. „So ein Kind zu lieben! du Narr! Da taucht so ein Spielkamerad auf — was bist du ihr noch? Ein alter Herr, dem man aus Dankbarkeit die Hand

küßt ... In dir ist noch Leben für zwei; deine Zähne sind noch wie Elfenbein, deine Muskeln wie Stahl, all deine Sinne feurig, jung. Thut nichts! Bist doch ein andres Geschlecht, das anders fühlt, anders denkt als der junge Flittich; das ‚verehrt' man wohl, das liebt man nicht. Die Harriets können dich noch lieben, die Aennchens nicht. Für die sind solche Erdbeerenlippen wie die Zeltnerschen, die süßen da: ‚O che belle frávole'!"

Er ertrug's endlich nicht mehr, Annas Lachen zu hören und das Tenor-Echo dazu. „Wir müssen heim," sagte er und stand auf. Das Mädchen erschrak offenbar, daß die Lust schon aus sei; sie erhob sich aber gehorsam, ganz still. Sie blickte noch in der schönen Nacht umher; dann bot sie Zeltner zum Abschied die Hand. „Nun können Sie endlich Ihren Freund suchen," sagte sie mit etwas triumphierendem Lächeln; „der verachtet Sie wohl schon wegen Treubruch!"

„Ich hatt' ihn völlig vergessen," entgegnete Zeltner, dem ein ganz eigener Strahl des Glücks aus den Augen ging. „Wenn ich ihn auch nicht mehr fände — was thut's. Zu Hause find' ich ihn dann gewiß. Da will ich noch an Ihre Mutter — — diesen ganzen Abend will ich ihr beschreiben. Und morgen darf ich Sie sehn?"

„Bitte, kommen Sie!"

Richard ging voraus, durch den Park zum Wagen. Die drei zogen ihm aber langsam nach: Zeltner, der den Damen noch das Geleite gab, sah sich jetzt in der „allweil fidölen" Kaiserstadt Wien, wenn man in so einer schönen Nacht aus dem Prater heimzieht. Er beschrieb es ihnen, er hatte es vor Jahren erlebt: die Musik marschiert vorauf und spielt, die angeheiterten Tausende

nach, Hunderte davon mit leuchtenden bunten Papierlampen, sie singen mit, sie lachen, sie juchezen. Anna schritt sogleich voran, summend und blasend, als sei sie die Musik; Lottchen, durch diese lustigen „lieben Leut'" wieder jung geworden, marschierte hinterdrein, ihr aufgespanntes Schirmchen hebend, als wär's eine Papierlaterne; Zeltner, mit einem kunstgerechten Jodler, machte den Schluß. So zogen sie zum Parkthor hinaus. Richard, in dem sonst jeder Humor und jede Jugendlust widerklang, verlor heute die Geduld; er sprang in seinen Wagen und rief Lottchen heran. Die kleine Dame kam hurtig gelaufen, mit dem hin und her geschwenkten Sonnenschirm um Vergebung bittend. Anna eilte ihr nach. Zeltner blieb stehn und winkte mit dem hellen Hut, während sie davonrollten.

VIII.

Es verging noch eine wolkenlose, sonnenwarme Woche; dann kam der sehr ersehnte Regen, denn die Erde verschmachtete schon. Richard hörte ihn leise rauschen, er saß in seinem Arbeitszimmer. Er saß aber schon lange unthätig; die Zeitung war ihm aus der müden Hand auf die Erde gefallen, ein Haufe von Papieren und Briefen lag auf dem Tisch vor ihm, noch nicht angerührt. Saalmüllers bekanntes, rücksichtsvoll-geschäftsmäßiges Klopfen ließ sich hören; gewöhnlich beantwortete Richard es durch „Ja, ja!" statt „Herein!"; oder auch durch „Noch nicht!" Diesmal schwieg er ganz. Die Thür ging endlich langsam auf und Saalmüller erschien, Briefe in der Hand. „Kann ich die erledigten Papiere haben?" fragte er mit seinem unterwürfigsten Gesicht.

„Sind noch nicht erledigt," gab Richard zur Antwort. „Es — ging nicht!" — Er deutete auf seine Stirn.

„Ah! — Kopfweh?"

„Na ja. Kopfweh."

Saalmüller erschrak, daß ein solcher Kraftmensch, so ein unheimliches Wesen so ein ganz ordinäres Weh haben sollte. „Herr Tauber!" sagte er. „Sie werden doch nicht —"

„Krank werden? Warum nicht gar. Heut abend nehm' ich ein warmes Bad, dann ist's wieder gut. — Was haben Sie denn da Neues?"

„Noch ein paar Briefe," erwiderte Saalmüller und legte sie auf den Tisch. „Dann ist aber auch ein Herr da, der Sie sprechen möchte; — eine Privatsache, behauptet er, sei es eigentlich nicht, es betreffe das Sanatorium. Zehn Minuten, sagt er."

„Wie heißt er denn?"

„O, Sie kennen ihn. Es ist der Herr Zeltner aus Fürth. Er war jetzt beinah' alle Tage hier; — aber nicht bei Ihnen."

„Und jetzt will er zu mir ... In des — — In Gottes Namen, lassen Sie ihn herein!"

Saalmüller ging; Albert Zeltner kam, diesmal schwarz gekleidet, einen hohen schwarzen Hut in der Hand. Er machte bei der Thür eine feierliche Verbeugung; dann trat er aber, als sei nun die Zeremonie vorbei, rasch und leicht auf Richard zu und drückte ihm herzlich die Hand.

„Bitte," sagte Richard, ihm einen Sessel anbietend. „Womit kann ich dienen?"

„Ich komme also sogleich zur Sache," fing Zeltner mit einem flüchtigen Lächeln an, das in geschäftsmäßigem

Ernst verging; „nichts ist mir heiliger als Ihre kostbare Zeit! — Sie wissen, wie wunderbar ich neulich im Stadtpark durch Ihr Meisterwerk — das ist es — durch Fräulein Anna Hochstetter überrascht wurde. Seitdem ist eine Woche hin; ich hab' das Fräulein hier wiedergesehn; mehrmals. Es ist und bleibt zum Erstaunen. Sie haben sich da ein Denkmal — — Nein, nein, ich höre schon auf; es wär' geschmacklos, Ihnen zu schmeicheln; das weiß ich. Gestatten Sie mir nur jetzt eine Frage, Herr Tauber; — ich spreche da als alter Freund des Hauses; gewissermaßen in Frau Hochstetters Namen; allerdings auch für mich. Diese merkwürdige Wiederherstellung — die ist nun ein Faktum? Die bleibt nun?"

„Ja, was thät sie sonst?" fragte Richard. „Ihre Frage versteh' ich nicht recht."

„Entschuldigen Sie, verzeihen Sie; ich bin nur ein Laie. Ich spreche wie ein Laie. Die Sache ist — wie sagt man das — ist nicht nur so durch die Kunst gemacht?"

„Mit der ‚Kunst' sind wir heute fertig, Herr Zeltner. Das Fräulein hat in einer Art von Maschine gelebt; die hat sie von heut an nicht mehr. Sondern nur —"

„Ja, ich weiß, ich weiß!" sagte Zeltner. „Ich hab's schon gehört! — Und der alte Zustand also — das ist meine ergebenste, vertrauliche Frage — das alte, langjährige Uebel, das kann nun nicht mehr wiederkommen? Eine — Rückbildung, verstehen Sie? Wenn die Maschine nicht mehr —?"

Richard zog die Brauen zusammen. „Ich lass' ja die Maschine nicht weg," sagte er etwas ungeduldig, „solang' sie noch nötig ist. Was ihr dafür bleibt, das ist grad' genug! — Jetzt versteh' ich Sie. Als Laie haben Sie sich

gedacht: das Fräulein sieht jetzt prächtig aus, alle Achtung vor Herrn Tauber; aber hält's auch vor? Kann das Fräulein nicht, nachdem man sie für voll genommen hat, doch noch wieder unterwertig, kurz, ein bissel schief werden? — Machen Sie sich keine Gedanken, Herr Zeltner. Wie sie ist, so bleibt sie."

„Ich — ich dank' Ihnen sehr!" sagte der junge Mann und ward plötzlich rot. Er sah Richards Augen gar so fest auf sich gerichtet; unter der hohen Wölbung der Stirn kamen sie so tief und so scharf hervor, sie schienen ihm in alle Winkel zu gucken und durch ihn hindurch. Er sammelte sich und fuhr dann mit Haltung fort: „Was Sie da sagen, ist ja höchst erfreulich; — übrigens denk' ich Ihnen nicht zu verhehlen, weshalb ich mir diese Frage erlaubt habe. Das geziemte mir vor Ihnen nicht — vor einem solchen Mann. Ich — interessiere mich für das Fräulein. In der ernstesten Absicht, verstehn Sie."

Richard errötete nicht, aber er erblaßte. Es ging ihm in die Brust wie ein Dolch. „Von dem da mich lumpen lassen?" dachte er jedoch und faßte sich auch. Es gelang ihm, mit leichter, milder Schärfe zu lächeln; „wär' auch nutzlos gewesen," sagte er, „mir das zu verhehlen. Ich sagte mir ja doch schon selbst, daß Sie nicht so aus allgemeinem Wissensdrang danach fragten . . . Also in der ernstesten Absicht. Erlauben Sie mir die Gegenfrage: und Fräulein Anna ist — damit einverstanden?"

„Ich weiß es noch nicht," sagte Zeltner, wieder bescheiden lächelnd. „Ich hab' sie noch nicht gefragt."

„Ja freilich! natürlich! Sie wußten ja noch nicht, ob das Faktum auch bleibt. Nun — das wissen Sie jetzt."

„Ja — und meinen besten Dank!“ — Zeltner griff nach Richards Hand und drückte sie mit Wärme. — „Beurteilen Sie mich, bitte, nicht nach dem Abend im Stadtpark!“ fuhr er mit liebenswürdigem Lächeln fort; „denken Sie nicht: das ist ein Spaßmacher, ein oberflächliches, fideles Herrchen, wie kommt der zu Anna Hochstetter! Ich hab' eine sehr ernste Lebensanschauung; die verträgt sich ja mit harmloser Lustigkeit. Ich mein' es mit Fräulein Anna ganz ungeheuer ernst; ich hab' hier im Garten, auch in ihrem Zimmer stundenlang mit ihr geplaudert, über die wichtigsten Dinge des Lebens; ich bin erstaunt über ihren Verstand, ihren Geist — dieses junge Wesen — kurz, ich achte sie hoch. Es ist nicht so eine Verliebtheit, verstehn Sie. Es war die Zeit für mich gekommen, eine Frau zu finden; ich hab' sie jetzt gefunden. Das ist ganz die Rechte!“

Richard erzwang wieder ein Lächeln. „Nun,“ sagte er, „wenn sie dieselbe Meinung hat, dann wird sie's ja wohl auch sein! — Das werden Sie ja nun hören —“

Er hielt es nicht mehr aus, still zu sitzen, er stand langsam auf. Der junge Mann erhob sich auch: „Ja, ja, ich belästige schon zu lange,“ sagte er verbindlich. „Ihre kostbare Zeit . . . Lassen Sie mich nur noch ein letztes Wort —! Ihre alte Freundin, Frau Hochstetter, wäre glücklich, wenn es so käme;“ — er lächelte: „die hatte uns ja für einander bestimmt; hat mich noch im Oktober, als sie hier war, ‚Schwiegersöhnchen‘ genannt. Damals dacht' ich ja allerdings, das ist aus, das kann nie mehr werden! Und nun plötzlich — — Ein Wunder! — Also was ist, das bleibt! — Ich danke Ihnen sehr!“

Er schüttelte noch einmal Richards Hand, in zutrau-

licher Herzlichkeit. Dann ging er zur Thür; dort stand er still und machte dieselbe feierliche Verbeugung wie beim Eintritt. Darauf glitt er geschwind hinaus.

Richard sah ihm nach. Ihm verging der Atem; als er wieder Luft gewann, füllte sich die Brust so gewaltsam und übers Maß damit an, als sollte sie zerspringen. Er sah umher, er suchte, seine Finger streckten sich, er mußte etwas thun; die zinnerne Schale, auf der seine Briefe lagen, vom Tisch reißend, preßte er sie zwischen beiden Händen mit so gewaltigem, plötzlichem Ruck, daß sie mitten durchbrach. Die Briefe waren zu Boden gefallen, er warf ihnen die Stücke nach. Eine Art von Erlösung kam nun über ihn. Es war ihm, als wenn er nun doch wieder leben könne. Aus dem neuen, tiefen Atemzug ward aber ein wildes, grimmiges Stöhnen; er warf sich in die Sofaecke, hob die Fäuste gegen die Stirn, drückte sie sich in die Augen und starrte in die rötliche Nacht, die nun durch sein Hirn schwamm. „Es ist besser so!“ stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor; obwohl ein andrer in ihm sagte: wie soll ich das ertragen; das ertrag' ich nicht. „Es ist besser so!“ wiederholte er stöhnend; wand sich, den Kopf ganz zurückgeworfen, zerbiß die Luft mit den Zähnen und drückte sich beide Fäuste gegen die stöhnende Brust.

„Nein, nein, es ist besser so!“ wiederholte er sich nach einer Weile, etwas ruhiger. „Entscheidung! Entscheidung ist immer etwas. Sie soll ihn nur nehmen . . . Was führ' ich für ein Leben diese letzten Wochen; halbe Nächte nicht schlafen — ich! ich! — und dann bei Tage stundenlang dasitzen, willenlos, gedankenlos, als wär' ich der Zeltner. Um ein kleines Mädchen . . . Sie soll ihn

nur nehmen, wenn er ihr gut genug ist, sie soll ihn nur nehmen . . . Ei, dacht' ich, das ist vorbei! Darüber bin ich hinaus! Da packt mich dieser Wahnsinn noch . . . Wo ist die Vernunft! Wo bist du, Vernunft! Jag ihn hinaus; dafür bist du da! — — Dieses Kind so zu lieben; Allmächtiger, wie ist das über mich gekommen. — Er soll nur hingehn, ihr rosiger Abgott aus Fürth, mit den Erdbeerlippen, soll ihr sein blondes Herz vor die Füße legen; sie soll ihn nur nehmen!"

IX.

Richard sah nun die beiden Stücke der zinnernen Schale auf dem Boden liegen; langsam erhob er sich, ging hin und nahm sie auf. Er betrachtete sie, wog sie auf der Hand; „da hab' ich Respekt!" dachte er; „ei Sapperment! Dieses Kraftstück hätt' ich mir gar nicht zugetraut. Der Herr aus Fürth könnt' das nicht" . . . Ein greuliches Gefühl schüttelte ihn wieder; er that aber, als bemerk' er's nicht, und hob auch die hingefallenen Briefe auf. Die Handschrift des einen erkannte er; so im Stehn öffnete er ihn und las:

„Mein lieber Richard! Nun muß ich Dir doch sagen, wie es in Deiner alten Lene aussieht; was ich Dir bisher geschrieben habe, war nur über das Kind — oder nur so, so. Nicht daß ich ein Heimtücker wäre; aber ich hab's selber noch nicht gewußt! — Du willst über das Aennchen keinen Dank mehr hören; darum sag' ich Dir denn auch nur: all eure Briefe, von dem Kind und von Dir, all eure schönen, übergescheiten (verzeih!) und sinnierenden Reden hätten mich doch nicht abgehalten, zu kommen und die „halbfertige Arbeit" zu sehn — denn ich bin die

Mutter. Aber — geforchten hab' ich mich. Vor Dir und vor mir. Das ist offenherzig; gelt? Ich würd's auch nicht sagen — wenn ich nicht nach und nach auf dem Chimborasso der Freiheit und der Furchtlosigkeit angekommen wäre (oder man hat ja wohl jetzt noch höhere Berge), wenn ich nicht ganz damit fertig wäre, mit der alten Dummheit. Bin eine Zeit lang noch recht kindisch gewesen, ja, mein lieber Richard; ich war auf der Welt so allein, wußt' gar nichts mit mir anzufangen; der Abend am Kamin; kurz, es kamen noch wieder „romantische", melancholische, verrückte Grillen, wie in den Zeiten vor Aennchens Geburt — wie wenn ein alter Mensch die Masern kriegt — furchtbar hab' ich mich geschämt! — Jetzt bin ich wieder gesund; und nun ganz Matrone; man kann nicht matroniger sein. Die Influenza hat dazu geholfen: die bekam ich natürlich auch, weil alle sie bekommen, und hab' wochenlang auf dem Rücken gelegen; o, das war mir heilsam. Da bin ich Dir so nachdenklich und so sinnig worden, und so in mich gegangen; — als ich wieder aus mir heraus kam, war ich ganz gescheit. Die „praktische Lene!" — Jetzt hab' ich mich auch der allgemeinen Menschenliebe ergeben, wie der Richard Tauber; ich lauf' in unsre Vereine (früher schwänzte ich sie), das Gemeinnützige ist über mich gekommen. Ich stehe sogar schon in den Zeitungen; man nennt mich mit Hochachtung. Aber Du mußt nicht denken, das ist nur so; ich hunz' mich wirklich rechtschaffen. Und Freud' macht mir's auch. Ob ich ausdauern werd'? Ich hoff's!

„So, nun weißt Du alles. Einem mußt' ich's sagen. Zum Schluß nur noch ein Wort (Donnerwetter noch emal! sag' ich als Lene Rothbarth dazu): entweder kommt das

Aennchen jetzt — in fünf Tagen spät'stens — oder ich komm' euch über den Hals!

„Hochstetter ist in Konstantinopel; er wird da herum Bahnen bauen.

„Ewig dankbar, Richard! Deine alte Lene."

„Es wird schon kommen, das Aennchen," murmelte Richard, noch auf die letzte Briefseite blickend. „O ja, schon gut, schon gut. Nur fort damit; je früher, je besser . . ."

Er öffnete auch den zweiten Brief; er sah hinein und las; seine Gedanken waren aber noch beim ersten und bei diesem harten „je früher, je besser". Er faßte seinen Entschluß. Er überflog, wie es zu machen sei. Erst als er das kleine, rosige Briefblatt wenden wollte, weil er mit der ersten Seite fertig war, ward ihm bewußt, daß er nicht ein Wort davon wirklich verstanden hatte. Er klopfte mit der Faust an seine Stirn und begann von neuem:

„Hochverehrter Meister! Nur drei Worte von einer Vergessenen, nie Vergessenden, und die eine Frage: Kommen Sie diesmal zu Pfingsten zum Festspiel? Ich bin schon wieder hier in Ihrem himmlischen Rothenburg — meine zweite Heimat! — und bleibe bis Pfingsten gewiß. Ich bin wieder ganz entzückt. Ich lebe wieder vor dreihundert Jahren. Und sie grüßen alle so freundlich, diese Rothenburger. Wie in einem gemütlichen Dorf; und doch so eine stolze, uralte Stadt. Jeden Morgen, wenn ich aus dem Fenster sehe, sag' ich mir: Gott sei Dank (nicht ‚Gott Lob sei Dank!'), ich bin wieder hier!

„Nur ist leider das Unglück: ich kann hier das Malen nicht lassen. — Nun lachen Sie mich wieder aus. O Sie böser Mann!

„Aber doch hab' ich auch hier (oder: aber doch auch hier hab' ich) noch ein Heimweh: nach dem Sanatorium. Ich wage nur nicht, Sie zu überfallen. So einen unendlichen Respekt habe ich vor Ihnen. Leben Sie recht glücklich! Ihre Harriet Bolton."

Auf den Boden starrend bewegte Richard den Brief eine geraume Zeit in der Luft auf und ab; dann nickte er vor sich hin. Ja, ja, dachte er, irgend 'was muß geschehn . . . So dahinleben kann ich nicht; das frißt mich . . . Er las Harriets Briefchen noch einmal; dann, sich mit Gewalt ins „Leben" zurückwerfend, trat er an den Arbeitstisch, beugte sich über die unerledigten Papiere, irrte mit den raschen Augen über eines nach dem andern hin, machte ein paar Zeichen oder Worte mit dem langen Bleistift an den Rand oder an den Schluß. Unterdessen gingen seine Gedanken, nur von Zeit zu Zeit stillstehend, wartend, ihres Weges weiter. Als er fertig war — mit beidem ungefähr zugleich — drückte er auf eine elektrische Glocke. Saalmüller erschien.

„Da haben Sie endlich Ihre Siebensachen," sagte Richard freundlich. „Das weitere nachher. Wo ist meine Schwester?"

„Das Fräulein ist im Glaspalast," antwortete Saalmüller. „Fräulein Hochstetter hat sie geholt, gebeten; sie wollen dort tanzen, glaub' ich."

„Wer? Fräulein Hochstetter und meine Schwester?"

Der Sekretär lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein, Fräulein Tauber nicht; aber jener Herr, der Herr Zeltner. Er hat für das junge Fräulein ein Kostüm mitgebracht; darin soll sie tanzen —"

„Gut! gut!" sagte Richard, obwohl die Muskeln

an seinen Armen sich zusammenzogen; griff nach einem Hut, der auf dem Tisch lag, und trat durch das Vorzimmer auf den Gang hinaus. Er kam in den Garten hinunter; der Regen, gelinder geworden, rieselte noch fort; es kümmerte ihn nicht. Als er in den Glaspalast eintrat, sah er wirklich, leibhaftig, was er in diesen Monaten, in Stunden des Zweifels, so manches Mal erhofft und erträumt hatte: Anna stand auf der kleinen Bühne, von der Maschine befreit, ganz sie selbst, im schlanken Ebenmaß ihrer schönen Jugend. Dort, hatte er gehofft, wird sie zur Feier ihrer Genesung, zum Staunen der andern irgend etwas thun: singen, in „lebenden Bildern" stehn, in einem Lustspielchen mitspielen, eh sie uns verläßt. Ich werd' ihr dann, unerwartet, einen Tusch blasen lassen; von oben werden Blumen herunterregnen; zuletzt werden wir etwa singen: Nun danket alle Gott! — Sein Traum war anders erfüllt: sie stand da als „Mädchen von Sorrent", um die Tarantella zu tanzen; in der anmutigen, farbigen Tracht noch reizender, als sie ihm vorgeschwebt hatte: ihre Wangen glühten wie tiefrote Rosen; das „Haus" aber war leer. Nur Lottchen saß als Zuschauerin unten vor der niedrigen Bühne, im Orchesterraum; Zeltner hatte sich oben an den Rahmen der Bühnenöffnung gelehnt, ein Tamburin zwischen den Fingern.

Langsam trat Richard hinzu; „o! o!" rief nun Anna aus. Sie lächelte, aber betrübt: „Warum kommen Sie schon? Sie sollten überrascht werden. Ich kann ja noch nichts. Dies ist der erste Versuch; Herr Zeltner hat mich heut selber überrascht, mit dem hübschen Kostüm da; gelt, es ist hübsch? Telegraphisch hat er's bestellt;

gleich nach dem Stadtparkabend . . . Nun kommen Sie so plötzlich, und mit der Ueberrumpelung ist es aus!"

„Das ist nun schon alles eins," sagte Richard; „ich hätt' ohnehin keine Zeit mehr gehabt, mich überrumpeln zu lassen. Muß 'ne Reise machen, komm erst in mehreren Tagen zurück. In einer halben Stunde fahr ich nach Würzburg, da bleib' ich über Nacht; morgen nach Rothenburg."

„Rothenburg?" fragte Lottchen verwundert und stand auf. „Hast du da Geschäfte?"

„Ja — so etwas." — Er wandte sich wieder zu Anna, doch ohne die schöne Sorrentinerin so recht anzublicken; „wenn ich wiederkomme," sagte er mit einem Anflug von Lächeln, „so seh' ich Sie gar nicht mehr. Dann sind Sie ja schon fort, zur Mutter nach Köln."

Anna starrte ihn an, sie faßte offenbar das alles noch nicht. „Dann bin ich — — dann bin ich — — Aber wie kommt das, Herr Tauber? So plötzlich? Davon wußte man ja kein Wort. — In einer halben Stunde?"

„Oder weniger!" — Er sah nach der Uhr. Dann stieg er über die Brüstung in den Orchesterraum.

„Ohne Koffer?" fragte sie, die vorn an der Rampe stand, verdutzt wie ein Kind.

„Da kennen Sie meine Schwester nicht: ein Koffer für so kleine, plötzliche Reisen steht immer fertig gepackt. Man wirft ihn nur auf den Wagen und Friedrich knallt."

„Aber — Sie wollten mich ja noch ‚beobachten'? ein paar Tage noch?"

„Das war übertriebene Sorglichkeit, Pedanterie; ist gar nicht mehr nötig. Für alle Fälle komm' ich bald nach Köln; die glückliche Mutter wiederzusehn und die grade Tochter. Für jetzt also — leben Sie wohl!"

„Nein," sagte sie und zog sich vor seiner dargebotenen Hand zurück, indem sie die eigenen hinter ihrem Rücken versteckte. „In einigen Tagen kommen Sie wieder; da bin ich noch hier!"

Sie lächelte ihn ungewiß an, Richards Gesicht ward aber um so ernster; er schüttelte den Kopf. „Sie sind dann nicht mehr hier," sagte er streng. „Sie müssen nach Haus. Da kam noch eben ein Brief Ihrer Mutter an mich . . . Die will nicht mehr warten. Morgen müssen Sie fort!"

Das Mädchen war erblaßt; ich freilich noch mehr! dachte er; er fühlte es, ihm fehlte das Blut im Kopf. Sie trat wieder an die Rampe vor und sagte mit gedrückter, gedämpfter Stimme: „Sind Sie bös auf mich? Hab' ich etwas gethan?"

„Warum meinen Sie?" fragte er, mit freundlich verneinendem Ton.

„Sie sind so ruhig, so — — In diesen letzten Wochen hab' ich Sie auch so wenig mehr gesehn. Immer nur auf Augenblicke —"

„Ich hatte keine Zeit. Früher mehr; so geht's auf und ab! — Hab' ich wieder einmal mehr Zeit, so komm' ich ja nach Köln. Und nun muß ich fort . . . Geh es Ihnen gut!"

„Herr Gott!" sagte sie erschrocken; dieser plötzliche Abschied überraschte sie so sehr. „Ich kann doch nicht so — von hier oben —"

„Ihre Hand erreich' ich noch!" fiel er ihr lächelnd ins Wort. Er griff hinauf, faßte ihre Finger und zog sie ein wenig zu sich hinab. „Ein Augenblick ist immer der letzte . . . Leben Sie wohl!"

„Nein — lassen Sie mich mit zum Bahnhof —"

„Die langen Abschiede lieb' ich nicht," sagte er und winkte ihr mit der Hand. „Adieu!" — Dann legte er diese Hand auf Lottchens Schulter — sie stand neben ihm — und grüßte zu Zeltner hinauf. Er schwang sich wieder über die Brüstung; mit seinen raschen, leichten Schritten war er schnell verschwunden. Anna sah ihm nach, als fasse sie es noch immer nicht; ihr fiel nun auch ein, daß er gar keinen Versuch gemacht hatte, sie auch nur drei Schritte in dem Sorrentiner Kostüm tanzen zu sehn.

X.

Der nächste Tag war noch grau, wolkenschiebend, schwül; es fiel aber kein Regen mehr, nur einige Tröpfchen, in der Luft fast schon aufgelöst, kamen noch zur Erde. Richard fuhr von Würzburg nach Rothenburg, am Nachmittag kam er dort an; er ließ seine Sachen vom Bahnhof in die Stadt schaffen, hängte sich den Regenmantel über die Schulter und ging zu Fuß auf die nahen Stadtmauern zu. Sowie er den Bahnhof verlassen hatte, in dessen Nähe eine neue Fabrik mit der ganzen gradlinigen Nüchternheit dieses wissenschaftlichen Jahrhunderts „protzte", sah er wieder sein altes Rothenburg, zu seiner Freunde noch unversehrt; die grauen Mauern mit den bebauten Gräben, die hohen Thore und Türme, die malerische Harmonie der Ziegeldächer, die noch in allen Farbentönen vom braunsten Rot bis zum bleichsten Gelb, aber durch die Zeit zusammengestimmt, durch keinerlei modernen Fürwitz gestört, wie eine vornehme geschlossene Gesellschaft in der grauen Luft musizierten. Er genoß es eine Weile,

kam dann bis ans Rödertor; — hinein getraute er sich doch noch nicht. Ihm war trübsinnig, elend zu Mut; in dieser Verfassung zum erstenmal wieder durch die Vaterstadt zu gehn, nach so manchem Jahr, zu grüßen und gegrüßt zu werden — von diesem und jenem erkannt, der in Nürnberg war — vielleicht angestaunt, gefragt — es gefiel ihm nicht. Wenn's dunkel wird! dachte er. Oder — heller in mir! — Er ging links an der Stadt entlang, neben dem jungen Grün der Büsche und Bäumchen; staunte die kriegerische Mächtigkeit des Spitalthors mit seinen Höfen und Basteien an, ging um den ganzen „Kappenzipfel", diesen letzten und schmalsten Anwuchs Rothenburgs, herum, und wanderte auf den Steigen über dem Tauberthal, zwischen Fluß und Stadt. Die Erinnerungen flogen aus allen Winkeln wie Fledermäuse in der Dämmerung auf, oder zogen gleich in Schwärmen wie Staare über das Thal herüber; da unten das Cobolzeller Kirchlein, die Doppelbrücke, die ansteigende weißliche Straße nach Leuzenbrunn; — ihm ward gar bubenmäßig zu Sinn. Auf dem Cobolzeller Steig, das fuhr ihm nun durch den Kopf, hatte er sich damals, neben der Lene in die Zukunft träumend, zur Stadt hinaufreiten sehn als berühmten Mann; die Rothenburger auf den Mauern schwenkten ihre Hüte und Sonnenschirme: „Hoch unser Landsmann! der größte seit dem Toppler!" Wie mußte er nun lächeln; etwas sauer war's. Da schlich er um die Stadt herum, landsleutescheu, mit all seiner „Größe" doch ein etwas schiffbrüchiger Mann; von einem noch nicht ganz achtzehnjährigen Mädel in die Flucht geschlagen. Sein bestes, sein schönstes Werk auch seine bitterste Frucht!

So kam er endlich auf dem Weinsteig bis zu dem langen Vorsprung des Burghügels; unter den hohen, zum Teil noch kahlen Bäumen dieses Stadtparks schimmerte viel maifrisches Grün; lustig bunt gekleidete Kinder, leuchtende Sonnenschirme zogen darin hin und her. Seine scharfen Augen schlenderten an diesem „Farbengesindel" entlang; auf einmal hielten sie an. Dort hinten, an der steinernen Brüstung, saß Miß Harriet; er erkannte sie sogleich. Sie saß in einem grauen Kleid, unter einem Rembrandthut; auf einem Malerstuhl, wie es schien; sie malte oder zeichnete. Ihr Blick zielte offenbar dorthin, woher er eben gekommen war; „sie kämpft mit dem Kappenzipfel!" dachte er. „Nun?" sagte er zu sich, fast laut, auf die Stelle niederblickend, wo er eben sein Herz wachsen fühlte: „Nun? wie sieht's aus? Wie ist dir? Kannst du von der da hören, ohne daß du mir zu rebellisch wirst? Kannst du Vernunft annehmen? — Ein scharfer Schnitt — alles andre nützt nichts. Da wieder anfangen, wo wir waren, eh dieses kleine Mädchen kam, das uns krank gemacht hat. Resolut in das Schicksal hineinspringen, damit all der Schwindel und Taumel aus ist; damit diese Krankheit — —"

Es nützte ihm aber nichts, sich so Mut zu machen; irgend jemand in ihm schüttelte sich fort und fort; endlich schüttelte der ganze Körper sich mit. Miß Harriet ließ ihren Stift oder Pinsel sinken, ihm war, als wende sie das Gesicht zu ihm; auf einmal durchfuhr ihn die Angst: „sie sieht mich!" und in demselben Augenblick wandte er sich ab. Er eilte dann in den Burgpark hinein, aber quer über ihn hinüber und am Thor vorbei. Jenseits, auf dem Steig unter den Stadtmauern, der zum Klingen-

thor führt, ging er weiter, wie auf der Flucht. Das Aennchen schien mitzugehn, nicht im Sorrentiner Kostüm, sondern in dem neuen Frühlingskleid, in dem sie ihn damals so entzückend angelächelt hatte. Der jugendlichste, unvernünftigste Frühling schwülte, flatterte, sang in ihm; wie vor fünfundzwanzig Jahren — und dann niemals wieder — packte ihn ein unsinniger Trieb, Verse, eigene Verse in die Luft zu blasen, und an „Aennchen von Tharau" denkend, die widerspenstigen Reime mit Gewalt bezwingend, summte er vor sich hin:

Aennchen von Köllen
Ist's, die mir gefällt!
Thät' sie nur wöllen,
So wär'n wir gesellt.

Aennchen vom Rheine
Du Grade, du Feine — —

Weiter kam er doch nicht. Er merkte auch, daß er sich im Versmaß schon „verhauen" hatte ... Stumm seinen Weg verfolgend ging er um die Ecke, am Strafturm vorbei, und zum Klingenthor. Da draußen sah er die vier Kastanienbäume, unter denen er als jünglingshafter Bub mit dem alten Gullmann gesessen und Gottes Wort verstehen gelernt hatte. Damals waren die Bäume eben abgeblüht, jetzt von der ganzen, glänzenden Ueppigkeit des jungen Laubes bedeckt; die Blütenkerzen noch nicht geöffnet, noch im Knospenstand, — wie das „Aennchen von Köln", als es in sein Haus kam. Er setzte sich auf die Rundbank unter dem Mittelbaum, mit der weiten Fernsicht; er blickte nach Württemberg hinüber — er sah aber nichts. Seine Augen umnebelten sich; eine unzähm-

bare Schwermut drückte ihn gegen den Baumstamm, und gleichsam in die Erde hinab. „Ja, ja," dachte er, „ein gar junges Ding; ja, ja, nichts für mich! Aber es war halt doch natürlich, daß die Liebe kam; so ein ganz besonderes Ding, so stolz, so zart — und mir durch all das tiefe Mitleid so ans Herz gewachsen — und so gleichsam herausgewachsen aus mir! — ‚Pygmalion,' sagte sie ... Mir wird's nicht so gut wie dem. Belebt, beseelt ist sie worden — aber nicht für mich! — Alter Mensch du. Sei froh, daß du damals fest und stark geblieben, ihr nichts von deinem Herzen erzählt, sie nicht befragt hast: willst du? In ihrer Dankbarkeit hätt' sie wohl gar gesagt: ‚Ja, ja, Meister, ich will!' Und dann, in die Welt gekommen, hätt' sie erst gesehn: da sind all die Jungen, die Netten — die sind meine Art — von denen will ich einen — laß mich wieder gehn! — — Mord und Tod, was für ein Gedanke. Nein, verzichten; still sein. Deinem Gott noch danken — dem Gullmannschen Gott; da, da saß der Alte — ihm noch danken, daß er dich begnadigt hat, dies Geschöpf zu retten. Wenn's nun auch weh thut, daß ein andrer — — Ein andrer. So was denkt man nicht aus. Es hat gar kein Ende. Ein andrer ... Dieser andre ... Mein Werk, mein Geschöpf ... Allmächtiger Gott! Es ist schwer!"

Ein langer Schauer schüttelte ihn; er stand endlich auf. Unter ihm lag das Tauberthal, mit der alten steinernen Brücke bei der Brunnenmühle; dort war er damals mit Lene aus dem Vorbachthal gekommen, durch den Anblick eines jungen Knies um seine Ruhe gebracht. „Ach," dacht' er, „wär' es auch heut weiter nichts als das!" — Es zog ihn aber, von der Stadt hinweg und in

jene einsame Stille zu gehn. Er wanderte zum „kurzen Steig“ und auf dem zur Brücke hinab; hier sah er den kleinen Fluß bescheiden unter sich dahinziehn, sah das Gerinnsel des Vorbachs aus seiner öden Schlucht hervortreten, die ihm heut so viel unbedeutender erschien, als sie in seiner Erinnerung gelebt hatte. In tiefem, tannengrünem Ernst lag sie aber unter dem wolkenschweren, grauen Himmel da. Er schritt in ihr schönes Schweigen hinein; — ihn befremdete nur, was da vor ihm aufging. Eine kleine Gestalt bewegte sich zwischen den Bäumen, nicht rasch, aber lebendig, mit kurzen, neugierigen, vogelartigen Kopfbewegungen, ganz wie seine Schwester. Eine größere ging neben ihr, von feinem Wuchs, ein Hütchen auf dem Kopf, das er zu kennen meinte; das helle Kleid aber, das kannte er doch gewiß! Es war Annas Frühlingskleid, das neue, das vom letzten März; es konnte kein andres sein. Er erschrak einen Augenblick: „Bin ich denn gestört? Seh' ich Dinge, die gar nicht sind?“ Wie um zur Gewißheit zu kommen, blickte er umher, und dann wieder hin . . . „Lottchen!“ rief er dann plötzlich, unwillkürlich aus.

Die Kleine wandte sich; die Größere auch. Ja, sie waren es. Hier im Vorbachthal . . . Sie schienen zu erstaunen, schienen dann zu lächeln; sie sahen einander an. Richard, einen heftigen Ruck am Herzen langsam überwindend, ging weiter und auf sie zu. Er rang danach, ihnen eine Ruhe zu zeigen, die ihm fehlte. „Ei Wetter!“ rief er aus, als er näher kam, angemessen verwundert, aber harmlos lächelnd, „was für ein Kobold führt euch hierher?“

„Ja, denk' einmal!“ sagte Lottchen, ihm entgegen-

gehend, während das Mädchen, das blaß war, mit einer ungewissen Miene stehen blieb. „Da sind wir auch in Rothenburg! Die ist daran schuld! Sie hat aufgepackt, nach Köln, wie du wolltest; heut morgen sagt sie aber zu mir, so recht aus dem FF schmeichelnd: ‚Gelt, Sie fahren mit bis Rothenburg; ich hab' mir gelobt, wenn ich gesund wieder heimfahr', mir die ‚Stadt meiner Väter' anzusehn, Ihre und Herrn Taubers Vaterstadt; allein kann ich's aber nicht. Nur für einen Tag!' — Ich hab' das Mädchen zu gern; das weiß sie. Zuerst hab' ich einen Spektakel gemacht — dann hab' ich mir gesagt: ‚Na ja, sie hat recht! Dafür ist es Rothenburg!' — Und nun gehn wir schon zwei Stunden herum . . . Ist dir's unlieb, Bruder?"

Richard erwiderte noch nichts; er sah Anna an, er suchte auf ihrem Gesicht zu lesen . . . „Gelt, Sie sind nicht bös?" sagte das Mädchen mit einem weichen, lieblich bangen Lächeln, den Kopf auf die Seite geneigt. „Wir wollten Sie gar nicht stören — o nein — o im Gegenteil: wir sind ja schon heraus aus der Stadt. Das konnten wir doch nicht ahnen, gelt, daß Sie uns hier am Vorbach fänden. Ich wollt' so gern die Wege sehn, wo meine Mutter, als sie auch so jung war — — wo ich auf der Landkarte die Kreuze machte; wissen Sie das noch? — Dann hätten wir Sie erst am Abend im Gasthof, an der Wirtstafel, überrascht; und ich hätt' Ihnen noch einmal ordentlich gute Nacht gesagt — und dann morgen fort!"

„Nun, das kann ja auch alles geschehn," erwiderte Richard in möglichst väterlicher, heiterer Freundlichkeit; „ganz wie Sie es wünschen!" — Er konnte die Augen

nicht von ihr wenden, sie stand wieder so maienhaft lieb-reizend und zugleich mit so großen, ernsten, frühreifen Augen da, daß er's nicht begriff. „Wie kann ein Mädel, das so selig mit dem Zeltner tändelt, gar so wunderlich hold sein?" dachte er ganz verwirrt. Doch indem er das dachte, sagte er schon, um dieses Glück des Wiedersehens nur ja festzuhalten: „Was Ihre Kreuze betrifft, da nützt Ihnen freilich die Schwester nicht viel. Die war nicht dabei: und den sechsten Sinn, den geographischen, den hat sie nicht. Wenn Sie nicht grade allein sein wollen — ich hab' nichts zu thun. Ich könnt' Sie —"

„Führen!" fiel sie ihm ins Wort und ward rosig rot; wie es schien, vor Freude. „Das hätt' ich ja nicht gedacht. Nun sind Sie wieder gut! Gestern waren Sie — — Aber nein; ich dank' Ihnen, daß Sie jetzt so gut sind. Führen wollen Sie mich . . . Sehn Sie, da waren wir ins Vorbachthal gekommen — unter der ‚Engelsburg' —"

„Ja, sie hat mich hergeschleppt," warf Lottchen dazwischen.

„Wo meine Mutter damals mit Ihnen herunterkletterte," fuhr das Mädchen fort.

„Ja, ja; das war *hier*!" sagte Richard und wies auf den Abhang zur Linken, den steilen, der, sehr ungleich mit Gebüsch und jungen Bäumen bewachsen, borstig, struppig aussah; oben der Höhenrand war von den Fichten verdeckt. „Da kam sie herunter!"

„Dann kann man doch auch *hinauf*?"

„Ja freilich."

„Ich auch?"

„Je nachdem. Wenn Sie die Geschicklichkeit und die Ausdauer haben —"

„O!“ sagte sie, als sei dieses „wenn“ beleidigend. Sie trat näher hinzu; dann blieb sie aber stehn und blickte hinauf und hinunter.

„Wollen Sie's doch lieber lassen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich überleg' mir's,“ antwortete sie. Noch einige Augenblicke, dann schritt sie leichtfüßig vor und begann mit überraschender Sicherheit, mit vielem Verstand zu klettern. Lottchen stieß einen hellen Schrei aus.

„Aber was macht ihr!“ rief sie. „Das kann ich nit! Ich bin keine Gemse!“

Das Mädchen war aber nicht mehr zu halten. Sie stieg hurtig weiter, an jedem Ast, den sie antraf, sich seitwärts oder vorwärts ziehend. „Hinauf muß ich! Ich muß hinauf!“ rief sie nur zurück.

Richard stand noch unten. „Was ist da zu machen?“ sagte er, mit heimlicher Freude lächelnd; „die junge Gemse, die hol' ich nicht mehr zurück. So bleib du im Thal, Lottchen! Geh auf der Straß' an der Tauber hin, beim Topplerschlößchen vorbei; unten an der Leuzenbrunner Straße, bei der Doppelbrücke, finden wir uns wieder. Bald nach dir sind wir da!“

Er nickte dem Lottchen zu und stieg der Kletternden nach. Sie war weit voraus; er staunte, wie gescheit und wie kraftvoll sie die Höhe stürmte. „Das hätt' die Lene nicht so gekonnt!“ dachte er. Nur einmal ruhte sie ein wenig; zugleich mit ihm war sie oben. Auf dem Rand saß sie nieder, um das Herz zu beschwichtigen und die Brust mit Atem zu füllen; dann erhob sie sich, sah wie staunend um sich und blickte ihren Begleiter an.

„Das muß ja schon der Platz der ‚Engelsburg‘ sein,“

sagte sie. „Da drüben geht's wieder hinunter. Nur ein schmaler Vorsprung."

„Freilich," antwortete er. „Dort rückwärts ist noch der Rest von dem Wall, der das alte germanische Heerlager auf dieser Landspitze abschloß. Und wo wir stehn, behaupten die Gelehrten, war die ‚Engelsburg'."

„Also mein zweites Kreuz!" sagte sie fröhlich. Sie schlug die Hände zusammen; blickte darauf zur Stadt hinüber, und eine Art von Andacht kam über sie. „Jenseits des Tauberthals lag das „deutsche Jerusalem" auf seinem langgestreckten Bergrücken, unter dem lichtgrauen Gewölk; das rötlich gelbliche Mauern- und Häusergewirr wie auf graues Papier gemalt, aber durch einen leichten, zarten Dunst gesehn. Sie fühlte nun erst das Märchen dieser kriegerisch friedlichen, schön über der Welt schwebenden, wie aus einer untergegangenen Zeit herübergeretteten Stadt. „Ja, ja! Ihr Rothenburg!" sagte sie leise, als gehörte es ihm. „Ueber dem Abhang saßen Sie hier, wie Sie mir damals erzählten; ‚ziemlich melancholisch' . . . Kann man da nicht mehr sitzen?"

„O ja," murmelte er und ging bis zum andern Absturz vor. „Da saß Ihre Mutter mit mir" . . .

Anna war ihm gefolgt, sie wollte sich schon niederlassen; „halt!" sagte er, und breitete geschwind seinen Regenmantel auf der noch feuchten Erde aus. „Ihr junges und schönes Kleid!" — Sie dankte ihm durch ein Nicken; dann saß sie. Er blieb stehn; ihm wurde die Brust zu eng und ums Herz zu weh; er scheute sich, ihm bangte, neben Lenes Tochter so dazusitzen wie damals neben der Mutter . . . „Wie viel Türme sehen Sie in Rothenburg?" fragte er, um etwas zu sagen. „Ihre

Mutter und ich waren nicht einig. Sie zählte vierundzwanzig."

„So weit kann ich gar nicht zählen," erwiderte sie mit ihrem Jungmädchenlächeln, doch etwas befangen. Ihre Augen verließen die Stadt; sie schaute in die Tiefe hinab, wo an der Tauber die Pappeln standen. „Was soll ich nun thun?" fragte sie dann, wie wenn sie von dieser Sache schon gesprochen hätten. „Der will mich zur Frau."

„Wie —?" fragte er, aufs äußerste überrascht. „Was sagen Sie?"

„Ich wollte Sie um Ihren Rat, Ihren — Willen bitten." — Sie hob einen Augenblick die Augen zu ihm auf, sah aber gleich wieder in die Tiefe. — „Herr Zeltner will mich zur Frau. Gestern abend hat er mir's gesagt."

Richard faßte sich eine Weile. — „Nun," sagte er, unwillkürlich lächelnd, „wenn Herr Zeltner ‚will', so müssen Sie's ja wohl thun. Oder haben Sie einen eigenen Willen —"

„O, Herr Tauber!" seufzte sie auf.

„Fräulein Anna?"

„Sie sagen nicht ‚Kind' wie früher, aber Sie halten mich offenbar für ein Kind. O, wenn Sie nur wüßten . . . Ich hab' einen eigenen Willen, ja. Ich weiß, was ich will. ‚Wenn Herr Zeltner will,' sagen Sie . . . Das bedeutet mir nichts. Auch hab' ich noch nichts von ihm angenommen; das Kostüm ist fein; ich will's nur geliehn. — Sagen Sie mir: was soll ich thun?"

Richard zuckte die Achseln. „Sie sind nicht ganz logisch, Fräulein. Sie sagen: ‚ich weiß, was ich will'. Wozu fragen Sie dann: ‚was soll ich thun?'"

„Ja, das ist nicht logisch. Verzeihen Sie ... Ich möcht' also nur wissen, was — — was Sie davon denken. Ob ich ihn nehmen soll oder nicht; ob es Ihnen lieb wäre ... Wenn ich wieder nicht logisch bin, so verzeihen Sie!"

„O ja," erwiderte er; „aber auf mich kommt's ja doch nicht an. Geheiratet wird ja doch nur zwischen Ihnen und ihm. Er — er liebt Sie, nicht wahr. Das hat er Ihnen doch wohl gesagt. Nun braucht er nur noch zu wissen, ob auch Sie ihn lieben. Weiß er das noch nicht?"

„Nein," antwortete sie, nach Rothenburg hinüberblickend.

„Da ist ja aber leicht zu helfen, Fräulein. Sie sagen's ihm. Dann weiß er's!"

„Und Sie?" fragte sie.

„Was ich?"

„Sie wollen mir nicht sagen, ob es Ihnen recht ist? ob es Ihnen lieb ist? — O Herr Tauber — ich bin doch noch so jung. Ich bin erst geworden durch Sie. Wenn ich Sie sonst nach etwas fragte, haben Sie so freundlich — — alles — — Sagen Sie mir ein Wort! Soll ich? soll ich nicht?"

Ihm ward dunkel vor den Augen, da ihm diese Stimme so nach dem Herzen griff. „Hören Sie auf," sagte er, die unerträgliche Maske etwas von sich schiebend, mit unfreiwillig rauhem Ton; „es ist nun genug. Ich will nicht, verstehen Sie. In so einer Sache berät man sich selbst. Da berat' ich niemand; weder einen andern noch Sie!"

„Auch mich nicht? die — die von Ihnen —"

„Sie gewiß nicht. Nein. Das ist nichts für mich. Bin noch nicht Großvater genug, um — — Gehn wir weiter, Fräulein!“

Er zog sie an der Hand vom Boden empor, hob seinen Mantel auf, warf ihn auf die Schulter, und ging am Höhenrand entlang voran, auf die Leuzenbrunner Straße zu.

XI.

Anna folgte stumm. Er hörte kaum ihren Schritt. Was denkt sie nun? fuhr ihm durch den schwül heißen Kopf. Was macht sie für ein Gesicht? Er entschloß sich aber nicht, zurückzusehn; er nahm nur seinen unordentlich aufgerafften Mantel, legte ihn zurecht — wie man so oft bei innerer Unordnung gedankenlos etwas Ordnungmachendes thut — und ging schweigend fort. Erst als sie auf der Fahrstraße standen, wandte er den Kopf zu ihr; lächelte sie freundlich an, und wies mit dem Blick nach links, wo die Straße sich hinuntersenkte, der Tauber und dem Stadtberg zu. Anna blickte umher. Auf ihr erblaßtes Gesicht kam wieder etwas Farbe; es war gefaßt, ruhig, still, als sei nichts geschehn. Die Spitze ihres Sonnenschirms auf die Erde setzend fragte sie, beinahe lächelnd: „Ist das die Straße von Leuzenbrunn?“

„Freilich,“ sagte er. „Hier gehn wir zur Stadt zurück.“

„Dann ist ja hier das dritte Kreuz? Die ‚Mulde‘?“

„Wo ich damals — — O ja. So etwa hundert Schritte von hier.“

„Soll ich die nicht mehr sehn?“

„Wenn Sie wollen — o ja.“

„Ich hatt' mir das Wort gegeben . . . Muß ich's dann nicht thun?"

Richard lächelte: „Ja, dann müssen Sie wohl. — Lottchen wird gern an der Brücke warten; oder beim Cobolzeller Kirchlein. — Also kommen Sie!"

Sie waren noch auf der Höhe, aber links von der Straße stieg das unebene Gelände noch ein wenig an; dort führte er sie hinauf. Es war ein Stück Weideland, das Gras wuchs erst spärlich; hie und da trat aus dem buckligen Erdreich das gelbliche Gestein hervor. Eine Weile suchten Richards Augen, dann hatten sie gefunden; er ging in schräger Richtung fort und trat bald, ihr voran, in die kleine Senkung hinein. Dort standen noch immer wie damals wilde, struppige Rosenbüsche in dem niedrigen Gras; der nackte, locker geschichtete Fels stieg noch an zwei Seiten übermannshoch auf; eine Kiefer schaute über den Rand, da wo es weich und rasig hinabging. Sonst sah man von der Welt nichts mehr. „Das ist das dritte Kreuz!" sagte Richard, die Achseln zuckend. „Ein gar dürftig Plätzchen!"

„Für mich schön genug," sprach sie vor sich hin, während sie die Augen umhergehn ließ. „Und da saßen Sie —"

Er deutete auf die Felswand. Sie ging darauf zu. „O, das schöne junge Farnkraut!" sagte sie, riß eines der langen, gefiederten Blätter ab, die in den Spalten der Felsschichten wuchsen, und nahm es zwischen die Lippen. Dann blickte sie über die Schulter zurück, nach dem Regenmantel. „Wollen Sie ihn mir noch einmal —?"

Er nahm ihn sofort und breitete ihn unter dem Felsen aus, da wo er mit Lene im Erdbeerkraut gesessen

hatte. Sie ließ sich nieder und lehnte sich an. „Ja, hier sitzt sich's gut," sagte sie. „O, ich danke Ihnen! — Aber wollen Sie denn nicht —? Sie stehn wie 'ne Statue da. Soll ich wieder allein —?"

„Wie können ein paar Augen so rührend bitten," dachte er beklommen. Er gab keine Antwort, aber er setzte sich neben sie. Er fühlte, seine Blicke begannen zu ernst, zu voll, zu offenherzig zu werden; ihre Nähe, an diesem Platz, erregte ihn zu sehr. Den Kopf ans Gestein gelehnt blickte er zum Himmel hinauf, um sein Gesicht nicht zu zeigen und sie nicht zu sehn. Ueber ihm war alles grau; die hohen, fernen Wolken schienen stillzustehn, helleres Gewölk zog darunter langsam vorüber, mit eingerissenen Rändern, oder wie wehende Flaggen und Wimpel lang dahingestreckt. Es ging ein feuchtschwüler Hauch durch die weiche Luft. Eine Drossel sang; sonst war eben alles still. Auch diese Stille beklemmte ihn. Auch sie, diese Seltsame da neben ihm, sie regte sich nicht. „Was thun wir hier?" fragte er sich. „Was denkt sie jetzt? Was will sie? Gingen wir nur wieder . . . Nein, nein. Noch nicht fort! Nun ist mir noch, als hätt' ich sie. Doch noch nicht getrennt; beisammen — wir zwei allein. Nein, nein, noch nicht fort!"

Er schloß endlich die Augen; sie begann zu sprechen. „Träumen Sie?" fragte sie; offenbar suchte sie dabei zu lächeln.

Er nickte nur zur Antwort.

„Wissen Sie noch, was Sie mir damals sagten, da unten an der Pegnitz? Hier, sagten Sie, wurde mein Schicksal — — Ja freilich, wenn Sie sie heirateten und wenn ich Ihre Tochter wurde. — Ach, dann wär' alles

gut! — Sie hätten mich sehr lieb — gelt, das hätten Sie: Ihr Kind. Und ich könnt' Sie auch recht von Herzen lieben . . ."

Sie ward aber wieder still. Er blickte nach einer Weile auf, senkte den Kopf etwas und sah schräg auf sie. Die lange Federfahne ihres Farnkrauts bewegte sich in der Luft, Anna hatte sie zwischen den Lippen, schien sie zu zerbeißen. „Aber nein!" murmelte sie dann; er verstand es kaum. „Es wär' doch nicht gut. Ich will lieber so — — Ich will lieber so — —"

Es schien, als verging' ihr der Atem und sie könnte deshalb nicht mehr weitersprechen.

„Was ist ihr?" dachte er; ihm selber versagte die Luft. Er rührte sich noch nicht, bis er die ganze mächtige Wölbung seiner Brust mit Atem gefüllt hatte; dann aber neigte er sich vor und sah ihr voll ins Gesicht. Er erstaunte, welchen Ausdruck es hatte; um die leise nach unten gezogenen Lippen lag eine Welt von Schmerz, wie von langen Leiden angehäuft und zusammengeweht; an den gekrausten Brauen, unter dem reizenden Stirngelock, wiederholte sich's; um die glühenden, gefeuchteten Augen schien aber auch eine tiefe, ernste Seligkeit zu wohnen. Ihm kam's vor, als sei sie eben jetzt, während er auf die Wolken sah, aus einem Kind ein Weib geworden . . . „Narrheit!" dachte er. „Wie du phantasierst. Das alles ist so nach und nach — — Kinder werden halt Leute" . . . Der willensstarke Mann hielt sich aber nicht mehr; sein ganzes Herz trat ihm in die Augen; mit dem weichsten und schmerzlichsten Lächeln vielleicht seines ganzen Lebens lächelte er sie an.

„Fräulein Anna!" sagte er dann. „Lieben Sie ihn?

den da?" — Er wies mit dem Daumen gen Osten, nach Fürth und nach Nürnberg hin.

Sie gab keine Antwort. Ihr zarter Busen hob sich aber fast übermäßig, zuweilen leise erbebend, als rühre sich die Seele darin. Die noch mehr gefeuchteten Augen schimmerten. Endlich hob sie den Blick und den Kopf, wie ein Horchender; über den Gram ihrer Lippen legte sich eine leichte, schwebende Freude, fast etwas Kindliches. „Die Lerche da oben!" flüsterte sie und hob ihren Zeigefinger, den schlanken. „Hören Sie die Lerche?"

Die Drossel war still geworden, aber über ihnen zog jetzt der schmetternde, zwitschernde, flötende, hundertmal wechselnde Gesang einer Lerche hin. Richard horchte auch; er schaute aber fort und fort auf Annas horchendes, süßes Gesicht. „Ja, ja," murmelte er. „Die ‚Nachtigall des Aethers', wie sie einer von den Naturdichtern nennt. Oder meinte er die Heidelerche —"

„Ob wohl damals auch so eine sang?" sagte sie mit lächeln wollender, aber etwas zitternder Stimme.

„Wann?"

„Als Sie hier saßen; meine Mutter und Sie."

„O ja; ganz gewiß. Ich weiß noch —"

„Sagen Sie!" unterbrach sie ihn. „Der Kuß — —" Sie verstummte, aber wie all ihre Kraft zusammennehmend fing sie wieder an. „Der Kuß, den Sie damals von meiner Mutter wollten — dieser ‚Schicksalskuß' — den sie Ihnen nicht geben wollte — — ach, wie thut mir's leid. Sie armer Bub . . . Sie liebten sie so sehr, haben Sie mir gesagt. ‚Die heiraten oder nicht leben!' — — Gelt, es hat weh gethan?"

„Rechtschaffen weh," antwortete Richard lächelnd;

„das wohl. Aber Sie wissen ja schon, wie das Leben ist. Um das Schönste wird man betrogen —"

„Ein Mann wie Sie!" fiel sie ihm wieder ins Wort. „Ein Mann, dem alles — vom Himmel herunter — — Und Sie, mein Retter; mein Schöpfer! Ach, könnt' ich Ihnen —"

Sie fand die Worte nicht mehr, oder ihr verging der Mut. Wie in stummer Verzweiflung der Ohnmacht, oder der Scham, saß sie aufrecht da, die Finger ihrer geschlossenen Hände aneinanderdrückend. „Anna!" flüsterte er jetzt, von dem geheimnisvollen Ausdruck dieses Schmerzgesichts bis ins Herz getroffen.

„Kann ich denn gar nichts?" stieß sie hervor, als gäb' seine Stimme ihr wieder Kraft. „Ich bin so gering für Sie . . . Aber mein Herz, so voll Dankbarkeit — — Ach, könnt' ich wenigstens gut machen, was sie — was die Mutter damals —!"

„Anna!" sagte er, unaussprechlich gerührt. „Sie wollten mir den Kuß — den verlorenen —"

Sie nickte, viele Male rasch hintereinander; es war fast wie Zittern. Ihre Lippen, blasser als die der Mutter, doch edler, diese unschuldigen, gramvollen Lippen blühten ihm entgegen. Er enthielt sich nicht länger; die Hände auf ihre Schultern legend, sie an sich heranziehend suchte er diese Lippen, bedeckte sie mit den seinen. Es war ein Kuß — o, der einzige! dachte er — der nicht enden wollte. Anna zitterte am ganzen Leib; ein Schauer nach dem andern rieselte an ihr hinab. Sonst lag sie aber still an seiner Brust, ohne sich zu regen, seinem Willen so hingegeben, als könnte er sie zu Tode küssen, sie würde ruhig vergehn.

„Was ist nun —?“ fragte er dann, sie im Arm behaltend, Aug in Aug versenkend.

„Nichts, nichts!“ sagte sie und brach nun in Schluchzen aus; Thränen liefen lang über ihre Wangen; sie lächelte ihn aber an. „Ich weiß nicht . . . Ich will nichts!“ schluchzte sie heraus. „Aber wie konnten Sie fragen, ob ich ihn liebe . . . Wie kann ich einen andern lieben . . . Ich hab' auf der Welt nur Sie! — Keinen andern als Sie! — In Ihnen leb' ich ja! — Ihr Geschöpf! Ihr Geschöpf!“

Er schüttelte den Kopf, ihre Schultern drückend. „Meine Liebste! Mein Glück!“

„Nein, nein,“ schluchzte sie. „Ihr Glück kann ich nicht sein . . . Ich bin zu gering . . . Aber alle sind zu gering; wenn Sie eine andre — —. Nein, nein, keine andre; das ertrüg' ich nicht. Ich bin auch kein Kind mehr, glauben Sie das nicht . . . Ich bin schnell gewachsen . . . Sie sehn mir nur nicht ins Herz; Sie wissen nicht, was in mir — —“

Sie beugte sich zurück, um die aneinandergelegten Hände zu heben und ihn anzuflehn: „Keine andre! O, das nur nicht! So kann Sie doch keine lieben wie ich! — Diese Miß Harriet — ich weiß, diese Miß ist hier; Fräulein Lottchen wußt' es. O nehmen Sie sie nicht! Nehmen Sie sie nicht!“

„Ich nehm' sie auch nicht,“ sagte Richard, in reiner Seligkeit lächelnd. „Ich will ja nur dich. Sieh doch mir ins Herz! Bin ja vor dir geflohn, du . . . Wenn du aber mein bist — heiliger Gott, dann ist alles gut. Mein ‚Geschöpf‘, sagst du . . . Meine Braut! mein Weib! — — Nein, nein, red' nichts mehr. Mach dich

nicht mehr gering, ich will's nicht; das entwürdigt nur dich und mich. Hab' ich dich geschaffen, du, so bist du nun mein. Es gibt keine Bessre als dich. Der Kuß da war für die Lene; jetzt gib du mir deinen!"

Er zog sie wieder an sein Herz; sie widersprach nicht mehr, sie drückte die Lider zu und verging so an seinem Mund. „Ist's möglich!" flüsterte sie nur, wenn die Lippen sich auf Augenblicke trennten, damit die Augen ihr Glück wieder sähen. „Dein! — Deine Braut! — Richard!"

Die Lerche sang schon längst nicht mehr; Anna lag immer noch so, ihr ganzes junges Leben an ihn hin gedrängt, bald an seinen Mund, bald an seine Brust. „Anna!" fragte er endlich, ihr mit aller Seligkeit eines vom Wahn Erlösten in die strahlenden dunkelbraunen Sterne blickend. „Wenn du mir so gut bist — warum warst du so spröd und so scheu zu mir, an der Pegnitz damals? und danach? bis heut?"

„Ich will dir's sagen," antwortete sie leise, fast flüsternd; ihre weiche Wange fortwährend an seine Schulter geschmiegt. „Ich bin stolz, Richard . . . Ich hatt' eine Todesfurcht, du möchtest mir so gnädig werden, wie du dem Kathrinchen bist; so neckisch zutraulich, weißt du — deine Seele aber weiß von nichts, und dein Herz will nichts. Und wie deine Hand nun kam und mich streicheln wollte — wie dein andres ‚Geschöpf', das Kathrinchen — nein, dacht' ich; lieber gleich tot! Und so weit, wie ich nur konnte, bog ich den Kopf zurück . . . Das verstehst du, Richard?"

„O ja, ich versteh's," murmelte er; langsam begann er zu lächeln.

„Und ich will nicht mehr mit ihm allein sein! dacht' ich. Dann hört' ich auch von Lottchen, und mir war, als hätte sie recht: ‚der hat nur ein Herz für die Menschheit, es wär' auch wohl keine einzelne für ihn gut genug; und die Augen gibt er schon her, aber nicht das Herz!' So hatt'st du mir auch selber gesagt, am Christabend war's: ‚ich bin verheiratet mit der Natur, sozusagen' ... Und ich schalt mich aus, als ich nun gesund ward und dich so sehr liebte: was bild'st du dir ein? Der hat die Natur und die Menschheit, was soll der noch mit einer Frau? Und wenn du auch warteſt und warteſt, bis du älter worden — er sieht dich nicht mehr, er geht seinen Gang! — Da macht' ich endlich einen langen Strich, und stürzte mich in —"

„In die Liebe zu dem andern," fiel er ihr ins Wort.

„O pfui; o sag das nicht! — In das allgemeine Lebensglück stürzt' ich mich, um doch was zu haben; in den Rausch, daß ich ein Mensch, ein Weib worden war, wie die andern; — denk doch! ich bin noch so jung! — Der Stadtparkabend — da hast mich wohl gehaßt, nicht wahr — das war wie ein Fieber in mir; ich wollt' glücklich sein. Ich war's auch! Zum erstenmal gesund und frei in der Welt! — — Wie du dann aber gekommen bist, in den Glaspalast: ‚ich reis' ab; Sie auch; leben Sie wohl' — o Gott! — Was hab' ich ihm gethan? Was will er? Was will er? — Diese ganze Nacht hatt' ich keinen Schlaf. Dein wunderlich Wesen — ich fing an zu hoffen — dann aber in meiner Angst fuhr ich aus dem Bett: er in Rothenburg, ich nach Köln — wir sehn uns nicht wieder! Und die Miß Harriet ... Ich muß ihm nach! muß ihm nach! muß

mir das Herz aus der Brust nehmen, zeigen wenigstens muß ich's ihm — und was dann auch wird!"

Richard schüttelte langsam den Kopf.

Sie fühlte es in seiner Schulter; und dann sah sie's auch. „Was ist?" fragte sie. „Ist dir das alles nicht recht?"

„O doch!" sagte er, ihren Kopf an den seinen drückend, mit einem ganz glückseligen Lächeln. „Ich merk' nur, mit einem richtigen Frauenzimmer muß man sich verloben, damit man es kennen lernt!"

„O du!" hauchte sie.

„Nein, überschätz' mich nicht; ich bin frauendumm. In diese schwierigste Wissenschaft hab' ich mich nie so recht vertieft. Lottchen hatt' auch wohl recht: ich konnt' keine einzelne lieben — außer diese da. So 'ne Starke, Stolze, die selbst in solch einem Elend ihren Stolz — nein, das ist zu wenig — ihre Hoheit behielt! — — Anna! Anna Tauber!"

„O!" seufzte sie auf. „Wie süß das klingt! — Ich begreif's nicht, Richard! — — Aber ja, ich weiß doch, wie's hier ist, hier in meinem Herzen: ich leb' nur durch dich und werd' auch nur für dich leben; gelt, das ist doch was? Hab' du keine Furcht: Tarantella, die brauch' ich nicht; nur wenn's dir Freude macht, dir, will ich für dich tanzen. Was sind mir all diese andern Männer, du mein Gott! du mein Einziger! — Ich weiß auch, seit wann ich dich liebe; ja, die Stunde weiß ich. Als du mir zum erstenmal vorlasest, von der Natur; da ist eine Stelle, die hab' ich dann so oft gelesen, bis ich sie auswendig wußte: ‚Ihre Krone ist die Liebe ... Nur durch sie kommt man ihr nahe ... Durch ein paar

Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos' ... Richard! Und wenn nun ein Blitz herunterkäme und erschlüg' mich in deinem Arm — ich hätt' aus dem Becher getrunken, hätt' genug gelebt!"

Er küßte sie, aus einem Wonnegefühl in das andre sinkend. — „Sollst aber noch lange leben, süße Blume! mit mir!"

„O ich will auch, Richard. Mit dir. Ich hab' Mut zu allem. Es soll auch immer dein Koffer gepackt stehn ... Für dich leben, Richard!"

„Du lieber Gott!" rief sie plötzlich aus. „Wie lang' die nun wohl wartet, bei der kleinen Kirche!" — Sie machte sich von ihm los und stand auf. Er kam ihr aber zuvor; eh sie noch oben war, ergriff er ihre beiden Hände — nun *seine* Hände — und zog sie in die Höhe. Dann nahm er sie in die Arme, hob sie empor, daß sie über der Erde schwebte, ließ sie so recht ruhen und wuchten auf seiner Brust und drückte sie fest ans Herz.

„Wie stark bist du!" flüsterte sie.